This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Max Stirner.

Sein Leben und sein Werk.

Phot. Hans Brand, Bayreuth.

MAX STIRNERS GEBURTSHAUS

am Marktplatz in Bayreuth.

Max Stirner.

Sein Leben und sein Werk.

Von

John Henry Mackay.

Mit drei Abbildungen, mehreren Facsimiles und einem Anhang.

STANFORD LIBRARY

Berlin.
Schuster & Loeffler.
1898.

Ha

301.61
S353m

596169

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung in fremde Sprachen, ausdrücklich vorbehalten.

Nachdruck, auch im Einzelnen, nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

Vorwort.

Nur mit Widerstreben entschliesse ich mich, meinen Forschungen über das Leben Max Stirners durch das vorliegende Werk einen vorläufigen äusseren Abschluss zu geben.

Nicht, als ob ich der Öffentlichkeit gegenüber die Verpflichtung empfände, meine Arbeit irgend wie zu beschleunigen; die Deutschen haben ihren kühnsten und konsequentesten Denker so lange und gänzlich vergessen, dass sie jedes Anrecht auf das Geschenk seines Lebens verloren haben.

Nein, was mich treibt, ist zunächst der rein persönliche Grund, dass diese Arbeit sich bereits zu lange hindernd zwischen andere, eigene Pläne gestellt hat, als dass sie deren Ausführung nicht endlich weichen müsste; sodann aber auch die feste Überzeugung, dass nur ein unerwarteter Zufall noch neue Quellen zu erschliessen vermöchte. Auf diesen Zufall warten hiesse die Beendigung der Aufgabe in ungewisse Zeit hinein verschieben.

So gebe ich denn, was ich habe. Keiner kann mehr bedauern, als ich, dass es so wenig ist. Aber es ist immerhin weit mehr, als ich — nach dem ersten Überblick des erschlossenen Weges — je zu erreichen hoffte.

Das Bild dieses Lebens hätte nie gezeichnet werden können, wenn mir nicht bei vielen Stellen hilfreich die Hand geführt worden wäre. Meine erste und liebste Pflicht ist es daher, allen Denen zu danken, die mir mit Rat und That zur Seite gestanden haben.

Mein wärmster Dank gehört an erster Stelle meinem alten Freunde, dem Volksschullehrer Herrn Max Hildebrandt in Berlin, der in den Jahren 1889—91, bevor ich

selbst wieder nach Berlin zu kommen Gelegenheit hatte, der treueste und unermüdlichste Helfer meiner Arbeit gewesen ist.

Tief verpflichtet fühle ich mich ferner Herrn Gymnasiallehrer a. D. Dr. Ewald Horn in Steglitz bei Berlin, dem wir bereits so manchen wertvollen Beitrag zur Philosophie des Egoismus verdanken und der mir die durch warme Liebe zur Sache nicht weniger, als durch einen selten glücklichen Zufall erzielten Resultate seiner eigenen Forschungen in liberaler Weise zur Verfügung gestellt hat.

Eines dritten, keines fremden Namens, wird in der Einleitung, in der ich die Geschichte dieser Arbeit erzählen werde, als der geeigneteren Stelle gebührend Erwähnung gethan werden..

Unter denen sodann, die Max Stirner noch persönlich kannten und die mir mit ihren Erinnerungen an ihn als den wertvollsten Gaben geholfen haben, nenne ich die zuerst, die sich seither dem trüben Zug des Todes angereiht haben, die mein Dank nicht mehr erreicht. Es sind dies: der 1895 zu Berlin verstorbene Schriftsteller und Stadtrat Adolf Streckfuss, den ich vor seinem Tode noch besuchte; und der Chefredakteur der Illinois Staats-Zeitung, Hermann Raster in Chicago, der mir als einer der ersten ausführliche briefliche Mitteilungen über Stirner machte.

Von den jetzt noch Lebenden, die Stirner noch persönlich gekannt haben, habe ich, soweit es in meiner Macht stand, fast jeden Einzelnen aufgesucht, und ich kann nicht sagen, mit welcher Freundlichkeit ich überall empfangen bin und in wie liebenswürdiger Weise meinem Zwecke entsprochen wurde. So habe ich im Laufe der Jahre, immer nach voraufgegangener, oft eingehender Korrespondenz, gesprochen und persönliche Erinnerungen erhalten von: Herrn Amtsgerichtsrat a. D. Alexander Kapp, jetzt in Berlin, früher in Hamm in Westfalen, der Stirner als junger Student besuchte und ihn heute wie damals bewundert; Herrn Guido Weiss, dem früheren Herausgeber der „Wage“ in Frankfurt a. M., der noch vor einem Jahre in der „Vossischen Zeitung“ seine wertvollen Erinnerungen an die „Freien“ in mehreren hochinteressanten, wenn auch leider in Bezug auf die Person Stirners von Irrtümern nicht ganz freien Artikeln niedergelegt hat; Fräulein Pauline

Julius in Steglitz bei Berlin, einer Schwester von Gustav Julius und einer früheren Schülerin Stirners, die mich auch in den Besitz seiner Handschrift setzte; Herrn Geh. Hofrat Rudolf von Gottschall in Leipzig, der mir das, was er kürzlich in seinen „Jugenderinnerungen" mitgeteilt hat, schon früher zur Verfügung gestellt, so dass es bereits verwertet war, als sie erschienen; Herrn Gustav von Szczepański in Weimar, der zwar als Mitglied der Dichtergesellschaft des „Tunnel" dem Hippel'schen Kreise ferner stand, mir aber ausserordentlich nützliche Angaben über ihn gemacht hat; Herrn Prof. Dr. Gustav Siegmund in Berlin, dem Schwager Herweghs; Herrn Dr. Albert Fränkel in Leipzig, der mich mit seinem lebhaften Gedächtnisse und seinem Interesse auf das Wirksamste unterstützte; Herrn Prof. Dr. Immanuel Schmidt in Gross-Lichterfelde bei Berlin, der mir gleich wertvolle Mitteilungen über Stirner, wie über Marie Dähnhardt machte; Herrn Antiquar Emmanuel Mai in Berlin, dem gründlichen Kenner der vormärzlichen Tage; und endlich von Herrn Enno Sander aus St. Louis, Mo., dem ehemaligen Kriegsminister der badischen Republik, den ich noch diesen Frühling in Dessau sprach. Sie alle, wie gesagt, haben Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen, die einen seltener, die anderen öfter, und alle erinnern sich noch seiner.

Nur schriftliche, persönlich nicht erlangbare Erinnerungen an Stirner und seine Zeit verdanke ich direkten Mitteilungen von: Herrn Henry Ulke in Washington, Dac., der mit Recht von sich sagen darf, dass er „nie die Achtung vor den Idealen seiner Jugend verloren", und den ich leider bei einem Besuche in seiner neuen Heimat nicht antraf; Herrn Medizinalrat Dr. Ludwig Ruge, der meine Fragen bezüglich seines Aufsatzes in der „National-Zeitung" über die „Freien" bereitwilligst ergänzte; und Herrn Ministerialrat Dr. Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M., der ebenfalls meinen Fragen die gütigste Beachtung schenkte.

Die Zahl derer, an die ich mich im Laufe der Jahre in der Hoffnung wandte, sie könnten mit dem Gesuchten in der einen oder anderen Beziehung gestanden haben, ohne dass diese Hoffnung sich als begründet erwies, ist zu gross — es mögen fünfzig und mehr gewesen sein und sie umfassten so ziemlich alle, die in Betracht kommen konnten

— als dass ich daran denken könnte, ihre Namen hier zu nennen: manche unter ihnen haben Stirner wohl noch gesehen, aber ihre Erinnerungen sind zu verblasst, als dass sie mir mit ihnen hätten helfen können; dagegen hat mehr als einer mich mit wertvollem Rat und Hinweis unterstützt, und ich möchte wenigstens Herrn Dr. hon. c. Theodor Fontane und Herrn Prof. Ludwig Pietsch in Berlin sagen, dass ich ihre mir bewiesene Freundlichkeit nicht vergessen habe. Die anmutigen Schilderungen des ersteren aus seiner litterarischen Jugendzeit, mit Bezug auf den Hippel'schen Kreis nicht immer ganz genau, da sie sich allzusicher auf die Angaben H. Beta's stützen, wie des letzteren, des Schriftsteller gewordenen Malers Aufzeichnungen, bilden schätzbarste Beiträge zur Zeitgeschichte, wie wir sie leider nur zu wenige besitzen. — Dankbar will ich auch des jetzigen Inhabers des Verlages Otto Wigand in Leipzig gedenken; was er thun konnte, um mir zu helfen, hat er gewiss gethan. Da aber Otto Wigand selbst vor seinem 1875 erfolgten Tode aus Gründen der Zweckmässigkeit alle den vierziger Jahren entstammenden Papiere vernichten liess, so ist mit ihnen bis auf die letzte Spur verloren gegangen, was auf Stirner hätte Bezug haben können und alle Bemühungen verliefen resultatlos. — Dass das Geburtshaus Stirners in Bayreuth wiedergefunden werden konnte, verdanke ich der grossen Liebenswürdigkeit des Herrn Rechtsanwalt Schindler daselbst; die Erlaubnis zur Vervielfältigung des Briefes Stirners im Anhang der Freundlichkeit seines glücklichen Besitzers, Herrn Günther Koch in Frankfurt a. M.

Ganz unmöglich ist es mir endlich, der mannigfaltigen anderen Hilfe hier zu gedenken, auf die ich in so ausgedehntem Masse angewiesen war: genug, wenn ich sage, dass mir die „Mühe des Suchens" fast überall durch freundliches Entgegenkommen erleichtert und mir von den kirchlichen und Magistrats-Behörden der verschiedenen Städte bis zum Königl. Polizei-Präsidium in Berlin kaum je eine erbetene Auskunft verweigert wurde, wenn sie überhaupt erreichbar war.

Nicht genannt zu werden wünschen zwei alte Bekannte Marie Dähnhardt's in London, von denen sich der eine — leider fast völlig vergeblich — bei ihr in meinem Interesse

verwandte, die mir aber beide ihre Erinnerungen an sie bereitwillig erschlossen haben. Zusammengehalten mit dem, was mir Herr Daniel Collin, der frühere Inhaber der Guttentag'schen Buchhandlung in Berlin, über sie erzählt, sowie den Mitteilungen, die mir schon früher, so von Fräulein Malwida von Meysenbug, der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", 1891 in Rom; von der Witwe Karl Heinzen's 1893 in Boston und von Herrn Friedrich Beust in Zürich über seinen verstorbenen Freund Techow gemacht waren, haben sie mir ermöglicht, die Spuren ihres Lebens so weit zu verfolgen, wie es geschehen.

Zur Verfügung gestanden haben mir ferner: ein sehr bedeutungsvoller, aber mit grosser Vorsicht auf die Thatsachen aufzunehmender Brief Edgar Bauers aus dem Jahre 1882; ein weiterer aus der Feder des nun ebenfalls dahingeschiedenen Friedrich Engels in London; persönliche Mitteilungen über Stirner von dem Dichter des „hohen Liedes", Titus Ullrich; ebensolche von dem bejahrten Schriftsteller Dr. Julius Löwenberg und von dem Vorsitzenden der Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds, Dr. Otto Michaelis, die gleichfalls sämtlich nicht mehr am Leben sind.

Unversucht, das darf ich sagen, ist wohl nichts geblieben. Aber auch unter unglücklichen, wenn auch unverschuldeten Zufälligkeiten hatte meine Arbeit zu leiden. So war, um nur einen Fall zu erzählen, die alte Frau, bei der Stirner die letzten Jahre seines Lebens gewohnt hatte, eine Mme. Weiss, kurze Zeit vor der Auffindung des Hauses in der Philippstrasse noch am Leben; und in Zürich habe ich lange Zeit fast neben einem alten Veteranen der vierziger Jahre, dem Dr. Karl Nauwerck, der Stirner zweifellos noch gekannt hatte, gewohnt, um es erst zu erfahren, als er starb.

Eine grosse Hoffnung ferner, die ich auf die aus den Vereinigten Staaten an mich gelangende Mitteilung von dem Vorhandensein wichtiger Papiere — von und über Stirner, setzte, erwies sich als trügerisch und ich kann die Art und Weise, in der — aus welchem Grunde? — bestimmteste Hoffnungen erregt wurden, ohne sie zu erfüllen, nicht anders als unverantwortlich bezeichnen.

Die klaffenden Lücken in meinem Buche, seine Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit kann keiner schärfer sehen,

keiner schmerzlicher empfinden als ich. Alles, was ich erhoffe, ist, dass dieser Versuch — mehr kann und will meine Arbeit nicht sein — als solcher betrachtet wird, wert des Weiterbaues, und dass sich in dem aufgeschlagenen Gerüst mit jedem hilfreich herbeigetragenen Stein das Wieder-Gebilde dieses Lebens von jetzt an höher und höher erhebt ...

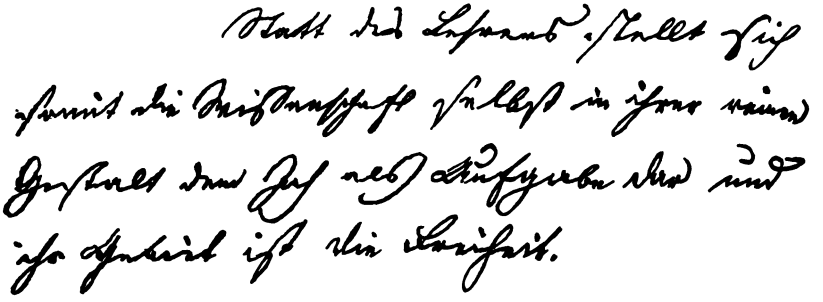
Und darum ergeht heute, wie vor acht Jahren, nur dringender noch und eindringlicher, diesmal an alle Leser dieses Buches, meine Bitte, mir auch fernerhin förderlich zu sein: auf Grund des Vorliegenden mir mit Rat und That weiter zu helfen. Jede neue Mitteilung, jede Erweiterung oder Berichtigung einer alten, jeder Wink und Hinweis in irgend einer Richtung, kurz: alles an mich Gelangende wird mit Freude begrüsst, mit Dankbarkeit aufgenommen, und nach Kräften gewissenhaft verwertet werden und ich bitte, der Vermutung nicht weniger als dem Wunsche Äusserung zu geben und vor allem nie eine Kundgebung ihrer scheinbaren Geringfügigkeit wegen zu unterlassen.

Fast allen, die mir bisher geholfen, erschien das, was sie mir gaben, relativ unwichtig. Mir aber war alles wertvoll und so ist dies Buch entstanden.

Unter der Adresse: Saarbrücken, Rheinprovinz, Pestelstrasse 4, wird mich, wo ich auch sein mag, jede postalische Sendung — sicher bis zu der Zeit einer neuen Auflage — erreichen.

Im Herbst 1897.

John Henry Mackay.



Aus Stirners Examensarbeit
„Über Schulgesetze“
1834.

Einleitung.

Einleitung.

Die Geschichte meiner Arbeit.
1888—1897.

Wiederentdeckung Stirners. — Aufruf. — Erste Enttäuschung. — Dreifache Schwierigkeiten der Arbeit. — Haus und Grab in Berlin. — Langsamer Fortgang und Stirners Wiedergeburt. — Marie Dähnhardt in London. — Das Leben Max Stirners. — Die Methode meiner Arbeit. — Wir und er. — Schlusswort.

Die Geschichte des Lebens Max Stirners kann ohne Kenntnis ihrer Entstehung unmöglich richtig verstanden werden; die Geschichte meiner Arbeit zu erzählen, bin ich daher dem Leser nicht minder als mir selbst schuldig.

Es war im Jahre 1888, als ich, im Britischen Museum in London in das Studium der sozialen Bewegung unseres Jahrhunderts vergraben — (ich weiss es heute noch —: es war in Lange's Geschichte des Materialismus) — zum ersten Male den Namen Stirner und den Titel seines Werkes las. Niemals vorher war er mir genannt worden; nie hatte ich bis dahin von einem Werke dieser Art vernommen. Obwohl die Notiz über ihn wenig besagte, schrieb ich mir doch den eigentümlichen Titel des Buches auf; ich wollte es mir gelegentlich verschaffen.

Das geschah aber erst ein gutes Jahr später. Ich war nie wieder auf den Namen seines Verfassers gestossen. Jetzt las ich es.

Von dem ungeheuren, unvergleichbaren Eindruck, den das Werk bei jeder neuen Annäherung damals wie seitdem auf mich gemacht hat, habe ich hier nicht zu sprechen. Genug dass, als ich den Lexiken die ersten spärlichen und offenbar ungenauen Angaben über das Leben des Verfassers entnahm und auch sonst nie und nirgends authentische und ausführlichere Nachrichten, sondern nur hier und da kurze und flüchtige Erwähnungen über ihn fand, der Entschluss

in mir fest stand, einen Teil meiner eigenen Lebensarbeit an die Erforschung dieses offenbar gänzlich verschollenen Daseins zu setzen.

* * *

Ich erliess zunächst im Frühjahr 1889, und sodann im Herbst in umfassenderer Weise, meinen ersten Aufruf, den eine grosse Anzahl von Zeitungen aller Art überallhin bereitwilligst verbreiteten. In diesem Aufruf richtete ich an Alle, die sich des Aufsehens, das „Der Einzige und sein Eigenthum" seinerzeit hervorgerufen, noch erinnern und mit Max Stirner in nähere oder entferntere Berührung gekommen sein sollten, die Bitte, mir aus ihren Erinnerungen mitzuteilen, was sie noch über den vergessenen Denker und seine Persönlichkeit wüssten. Vor allem bat ich die Besitzer von Handschriften, Briefen und Bildern, mir solche für eine kurze Zeit zur Verfügung zu stellen.

* * *

Sehr bald sollte ich mich überzeugen, dass die unternommene Arbeit sich in Wirklichkeit noch weit schwieriger gestaltete, als ich es bereits ahnte. Schon nach dem Einlaufen der ersten, spärlichen Antworten war mir klar, dass einzig und allein das sorgfältige Verfolgen jeder sich ergebenden Spur nach allen Richtungen hin das Dickicht, in dem dieses Leben versteckt lag, überhaupt zugänglich zu machen im Stande sei.

Nicht nur eine tiefe Entmutigung, sondern auch eine grosse Enttäuschung ergriff mich, als ich, immer weiter und weiter vordringend, mehr und mehr mich überzeugen musste, wie einfach und ereignislos dieses Leben sich abgespielt hatte. Ich hatte etwas Ausserordentliches in ihm erwartet und fand es nicht! . . . Musste ein so grosses Leben nicht auch reich an äusseren, grossen Erlebnissen gewesen sein? — Noch verstand ich es nicht.

Aber als ich mit jedem Jahr tiefer und tiefer in die Lehre des Werkes und damit in die Erkenntnis des Lebens

der Menschen drang, da erfasste mich die Beschämung über die eigene Thorheit und ich erkannte, dass dieses Leben nicht anders hätte sein können, als es gewesen war, und ich suchte nicht mehr nach neuen und überraschenden Bethätigungen in ihm, sondern seine Lücken in stiller Arbeit zu füllen.

Heute weiss ich, dass Stirners Leben, weit entfernt im Gegensatz zu seiner grossen That zu stehen, vielmehr der klare und schlichte Ausdruck ihrer letzten Lehre war, mit Notwendigkeit sich aus ihr ergebend und ohne jeden äusseren, noch inneren Widerspruch . . . Ein Egoist, der wusste, dass er es war!

* * *

Drei Ursachen haben vor Allem dazu beigetragen, die Persönlichkeit Stirners den Augen der Mit- und Nachwelt so völlig zu entziehen:

Die erste beruht in der grossen Zurückgezogenheit und Stille, in der er — mit Ausnahme weniger Jahre — die Zeit seines Lebens verbrachte.

Die zweite ist in dem enormen Umschlag zu suchen, den das Jahr 1848 in dem öffentlichen Leben Deutschlands bezeichnet, und dessen Eintreten eine nicht minder grosse Veränderung in dem Leben sämtlicher, damals die Spitze des Radikalismus bildenden Persönlichkeiten bedeutet.

Der dritte Grund liegt in dem eigentümlich verschlossenen Charakter Stirners, der einesteils keine eigenen Mitteilungen über sein Leben zeitigte, andernteils keine jener intimen Freundschaften, aus denen etwa zur Zeit seines kurzen Ruhmes persönliche Aufzeichnungen an ihn so leicht hätten hervorgehen können.

Zusammen mit anderen Zufälligkeiten, die ich teils im Vorwort streifte, teils noch erzählen werde, haben diese Ursachen meine Arbeit zu einer aussergewöhnlich mühevollen gemacht, und ich darf wohl sagen, dass jede einzelne Thatsache des biographischen Materials — Stück um Stück — aus dem Schutte der Jahre wieder hervorgegraben werden musste.

Jedenfalls war es die höchste Zeit: noch zwanzig Jahre und auch die letzten persönlichen Erinnerungen an Max Stirner und seine Zeit wären unrettbar verloren gewesen.

* * *

Wenn auch andere, eigene Arbeiten meine Forschungen oft unterbrachen, ich verlor mein Ziel doch nie aus den Augen, und langsam, ganz langsam fügte sich ein Fund an den andern, um einen weiteren Stein abzugeben für den ersehnten Wiederbau.

Das Grab, der Erde gleich, wurde wieder gefunden, ebenso das Haus, in dem Stirner die letzten Jahre seines Lebens gewohnt; ersteres, von völliger Vernichtung bedroht, wurde auf weitere dreissig Jahre erworben. Und so fand sich eines nach dem andern.

Anfang 1892 ging ich nach langjähriger Abwesenheit wieder nach Berlin, von dem Wunsche getrieben, an Ort und Stelle selbst weitere Nachforschungen zu betreiben und sie womöglich zum baldigen Abschluss zu bringen. Ich erliess die Bekanntmachung, dass ich gesonnen sei, an dem Hause, in dem Stirner zuletzt gelebt und in dem er gestorben war, eine Gedenktafel und auf seinem Grabe eine Grabplatte anzubringen, „damit nicht auch diese äusseren Spuren seines grossen Lebens von der Zeit gänzlich verwischt würden." Der Vorschlag fand die denkbar gleichgültigste Aufnahme. Mag es mir an dieser Stelle auf manche irrtümliche Auffassung meines Vorhabens hin erlaubt sein zu bemerken, dass nicht sentimentale Pietät, sondern die Erwägung, auch auf solche Weise für das Andenken des Vergessenen propagandistisch-nützlich wirken zu können, mich zu meinem Entschluss veranlasste.

Es war kein anderer, als Hans von Bülow, der meinen Plan mit seinem schon so oft bewiesenen leidenschaftlichen Interesse an allem, was verkannt war, unterstützte: er hatte Stirner noch persönlich gekannt, war von jeher ein begeisterter Bewunderer seines Werkes gewesen und that

nun alles, was er vermochte, um der Idee zur Wirklichkeit zu verhelfen. Unser Verkehr in jenen mir unvergesslichen Tagen gab denn auch Veranlassung zu der Erwähnung Stirners in seiner merkwürdigen Rede, in der er Ende März in der Philharmonie Beethovens Eroica an den Fürsten Bismarck umwidmete.

Am 14. Mai fand an dem Hause NW., Philippstrasse 19 die Errichtung der Gedenktafel statt, die in vergoldeten Lettern die Inschrift trägt:

In
diesem Hause
lebte seine letzten Tage
Max Stirner
(Dr. Caspar Schmidt, 1806—1856),
der Schöpfer des unsterblichen Werkes:
„Der Einzige und sein Eigenthum".
1845.

Die Aufstellung der Gruftplatte war mit grösseren Schwierigkeiten verknüpft. Die Grösse der einzigen für die Erwerbung in Frage kommenden Granitplatte — ein eines kleinen, kaum sichtbaren Fehlers wegen sehr billiger Gelegenheitskauf — überstieg nämlich um etwas die vorgeschriebenen Maasse, so dass die Platte, nachdem ein Gesuch um Erlaubnis zur Aufstellung von dem Gemeinde-Kirchenrat abschlägig beschieden worden war, auf 1,75 × 0,95 Meter verkleinert werden musste. Das alles erforderte fast zwei Monate, und erst am 7. Juli konnte die Aufstellung endlich erfolgen. Die Platte trägt als einzige Aufschrift den Namen „Max Stirner" in grossen, goldenen Lettern.

Wer das Grab heute aufsuchen will, findet es am besten, wenn er, nachdem er den Sophienkirchhof von der Bergstrasse 32 aus betreten, die alte Abteilung, sich immer links an der Wand haltend, durchschreitet, worauf er nach Erreichung der neuen leicht rechts auf die — bald von neuen Gräbern umgebene — mächtige Granitplatte stossen wird.

Beide Arbeiten wurden durch liebenswürdige Vermittelung in der Werkstatt des Herrn Hofsteinmetzmeisters

Schilling in Berlin ausgeführt, der mir auch bei der Herabsetzung der Kosten in dankenswerter Weise entgegenkam.

Die Ausgaben für Tafel und Platte wurde mit 469 Mark bestritten; das Ergebnis der Sammlung, zum grössten Teil durch Bülows Eintreten erzielt, hatte 438 Mark betragen.

Über alles erstattete ich jedem Beteiligten den ausführlichsten Bericht. — Einmal und nie wieder! — sagte ich mir dann.

* * *

Unterdessen hatte Stirner eine Art Wiedergeburt erlebt. Diese äusseren Arbeiten, die seinen Namen oft in die Presse brachten, die Widmung meiner Gedichte „Sturm" und der Hinweis auf ihn in der Einleitung der „Anarchisten", vor allem auch der grosse Einfluss, den Friedrich Nietzsche täglich mehr besonders auf die junge Generation ausübte, hatten die Aufmerksamkeit seinem Buche zugelenkt, das wieder viel gelesen, häufig erwähnt und nun auch durch eine billige Ausgabe in der Reclamschen Universal-Bibliothek den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Trotzdem konnte ich mich noch nicht entschliessen, mit meiner Arbeit an die Öffentlichkeit zu treten. Immer schien es mir, als müsste ein Zufall noch die eine und andere Lücke in dem gesuchten Leben ausmerzen — eine Hoffnung, die sich wenigstens in einem Falle auch erfüllte —, und so setzte ich allen Aufforderungen und Anerbietungen, die nach meiner Arbeit zielten, die entschiedenste Absage entgegen. Die Berechtigung dieser Zurückhaltung wird mir nun, wie ich hoffe, wohl zugestandeu werden.

Dennoch nahte meine Arbeit, langsam aber sicher, ihrem endlichen Abschluss.

* * *

Da — ich dachte im Ernst daran, nun die Sammlung des Materials zu schliessen und mit seiner Ausarbeitung zu beginnen, da, im letzten Augenblick, schien es, als sollte der

so lange vergeblich ersehnte Zufall überraschende Wirklichkeit werden, als sollte sich eine Quelle erschliessen, so reich, um in einem Augenblick die Mühe von Jahren vergessen zu machen . . .

Eine Nachricht erreichte mich zu Anfang dieses Jahres, die mich auf das tiefste erregte: Marie Dähnhardt, die seit Jahrzehnten Verschollene, die längst Totgeglaubte, war noch am Leben! — Mir war wie dem Goldgräber, der so lange nur Körner gefunden und nun plötzlich vor der reichsten Ader steht!

Unverzüglich eilte ich nach London, wo sie noch leben sollte.

Damit indessen der Leser das Folgende versteht, muss ich ihn bitten, sich hier zunächst mit Marie Dähnhardt und ihrem Lebensgange nach der Trennung von Stirner bekannt zu machen, wie er im letzten Kapitel dieses Buches geschildert ist, vor allem auch mit der gänzlichen Umwandlung ihrer Anschauungen, die allein das Folgende, wenn nicht begreiflich, so doch erklärlich machen können.

Dass ich nicht mit offenen Armen aufgenommen werden, vielleicht sogar auf ernste Schwierigkeiten stossen würde, wusste ich; dass ich fast resultatlos wieder nach Berlin zurückkehren sollte, das hätte ich nie erwartet.

Aber das Unerwartete geschah: Marie Dähnhardt, von meinem Wunsche, sie zu sprechen, in Kenntnis gesetzt und ausführlich unterrichtet über den Grund und die Berechtigung desselben, die ich mir erworben zu haben glaubte, lehnte es erregt ab, mich überhaupt zu sehen und zu sprechen.

Wie sie dazu käme, fragte sie durch ihren Vermittler, „zur Zeugin für das Leben eines Mannes aufgerufen zu werden, den sie je weder geliebt noch geachtet habe?“ —

Auf das höchste überrascht und verletzt, wurde mir diese Bitterkeit erst einigermassen verständlich, als ich von der durchgreifenden Umwandlung Kenntnis erhielt, die in ihren Anschauungen seit Jahren eingetreten war, von dem Leben, das sie seit ihrer Trennung von ihrem Manne geführt hatte und noch führte.

Dennoch wollte ich meine Sache noch nicht ganz verloren geben.

Ich wandte mich nochmals in einem Briefe an sie: ich stellte ihr die jahrelange und verhältnissmässig so wenig ergebnisreiche Mühe meiner Arbeit dar; ich versicherte ihr, wie fern es mir bei aller Bewunderung und Liebe für Stirner läge, ein irgendwie schöngefärbtes Bild seiner Persönlichkeit zu geben, sondern dass es mir einzig und allein darauf ankäme, die Wahrheit über sein Leben zu finden; ich legte ihr nahe, zu erwägen, wie viel sie nützen könne, ohne irgend einem Menschen zu schaden; ich wiederholte mein Ersuchen sie sehen und sprechen zu dürfen nicht einmal, ich bat sie nur, mir wenigstens auf einige schriftlich gestellte Fragen (die ich beilegte) Antwort zu geben . . .

Nach dem, was ich unterdessen in Erfahrung gebracht, war ich sogar auf die Ablehnung auch dieser letzten Bitte gefasst.

Aber Frau Schmidt hat meine Fragen — zum Teil — beantwortet. Obwohl sie mir in ihnen weder neue Thatsachen, noch auch Quellen irgend einer Art erschloss, — das Meiste war von ihr „forgotten", — so waren ihre Antworten für mich doch von grossem Werte und sie sind in meinem Buche, wie jede andere Mitteilung, nur mit womöglich noch grösserer Gewissenhaftigkeit verwertet worden — so weit es dort möglich war.

Denn was sollte ich thun? — Sollte ich das neue Bild, wie es so plötzlich vor mir auftauchte, an die Stelle des alten setzen, wie es sich von selbst, Zug für Zug, ohne Widerspruch aus den Zeugnissen so vieler anderer entwickelt hatte? — Oder sollte ich dieses bestehen lassen, wie es war? — Ich entschied mich für das letztere, aber zugleich dafür, keinen einzigen von Marie Dähnhardts Vorwürfen, keine ihrer herben Anklagen zu unterdrücken. So ist es geschehen.

Nur zwei ihrer Antworten seien an dieser Stelle erwähnt. In der einen sagt sie, dass Stirner zu selbstisch gewesen sei, um wahre Freunde zu haben; es

ist nicht nötig, auf diesen Punkt näher einzugehen, als es späterhin geschehen ist. In der zweiten findet sie auf die Frage nach Stirners Charakter nur den einen Ausdruck: er war „very sly". Ich überlasse es dem Leser, ihn selbst zu übersetzen.

Die herbe Bitterkeit dieser und der anderen Antworten, die übrigens nur zum Teil und dann meist sehr unvollständig gegeben waren, ist durch kein gutes Wort gemildert.

An den Schluss des Bogens schrieb Frau Schmidt die Zeilen, die ich im Anhang in ihrer eigenen Handschrift wiedergebe. Nach dieser Erklärung verbot sich jeder weitere Versuch einer Annäherung, auch wenn er überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, von selbst.

Ich bestreite ihr nicht das Recht ihrer Handlungsweise.

Wenn sie aber sagt, sie habe Stirner „je weder geachtet, noch geliebt", so wird gewiss ebenso die Frage berechtigt erscheinen, aus welchem Grunde sie ihn denn geheiratet hat, wozu sie doch gewiss kein Mensch gezwungen, oder auch nur überredet hat? —

Nichts wäre erwünschter, als dass das Erscheinen meiner Biographie sie von ihrem Entschlusse des Schweigens abbrächte und sie veranlasste, sich, ehe es zu spät ist, nochmals und eingehender über ihr Verhältnis zu dem Toten zu äussern. Leider ist hierzu wenig, fast keine Hoffnung vorhanden.

Eines steht über allem Zweifel: sie hat ihren Mann nie verstanden. Ob sie das Werk, das er ihr gewidmet, jemals wirklich recht gelesen hat? — Man möchte es bezweifeln, wenn man sieht, wie keine Erinnerung an seine grossen Wahrheiten sie davon zurückhalten konnte, in die Nacht zurückzusinken, aus der sie sich in ihrer Jugend zu retten suchte. Hätte nicht jene eine schon sie zur Besinnung bringen müssen? —: „Nenne die Menschen nicht Sünder, so sind sie's nicht: Du allein bist der Schöpfer der Sünder: Du, der Du die Menschen zu lieben wähnst, Du gerade wirfst sie in den Koth der Sünde . . . . Ich aber sage dir, Du hast niemals einen Sünder gesehen, Du hast ihn nur — geträumt."

Ihr Ohr hat die Worte wohl vernommen, ihr Herz hat vielleicht einmal bei ihnen etwas schneller geschlagen, aber

ihr Verstand hat sie nie begriffen und nie sind sie Fleisch und Blut geworden in ihrem Handeln. Darum konnte sie sie vergessen bis auf den letzten Hauch.

Und er? — Wie konnte er sich so über die Grenzen ihrer Intelligenz, die Stärke ihrer Fähigkeiten täuschen, dass er ihren kleinen Namen neben den seinen vor die Blicke der Jahrhunderte stellte? — War es eine Laune? — ein Spiel? — der Einfall einer Stunde? — Oder glaubte er wirklich damals noch, sie sei stark genug, um ihm zu folgen durch die kalten und starren Regionen zur höchsten Höhe? —

Ich weiss es nicht. Aber keine künftige Ausgabe seines Werkes sollte neben dem seinen den Namen Marie Dähnhardt mehr tragen.

* * *

Es ist gewiss ein Unterfangen gewesen, das Leben eines Mannes schildern zu wollen, das so in die Schatten der Vergessenheit gehüllt war, und manche werden es noch so nennen. Aber wenn der Mut einer Entschuldigung bedarf, so giebt sie ihm in diesem Falle die Liebe zur Sache. Ohne diese Liebe allerdings würde der Mut nur Vermessenheit gewesen sein; ohne diese Liebe würde aber auch nie erreicht worden sein, was heute vor uns liegt. Und darum hätte diese Arbeit auch kein anderer thun können.

Das Leben Max Stirners gliedert sich von selbst in drei Perioden, trivial gesprochen in: Aufstieg, Höhe, Niedergang. Die erste umfasst seine Jugend und sein Leben bis zur Beendigung seiner Lehrthätigkeit (1806—1845); die zweite die Jahre, die in dem Erscheinen seines Werkes gipfeln (1845—1846); die dritte die Zeit der Vergessenheit und Verlassenheit bis zu seinem Tode (1846—1856.)

Ich habe indessen meinem Buche in Bezug auf die beiden ersten Teile eine breitere übersichtlichere Einteilung geben müssen.

Ich teilte die erste Periode und liess auf die Schilderung der ersten Jugend die der Lern- und Lehrthätigkeit folgen, wobei ich, um in dem ersten Kapitel in Bay-

reuth zu bleiben, die Gymnasialzeit noch mit in dieses hineinnahm. Da dieses erste Kapitel sich auf die äusseren Daten stützt und diese fast vollzählig wiedergefunden sind, so glaube ich nicht, dass es noch in irgendwie wichtiger Weise in Zukunft vervollständigt werden wird. — Kaum anders ist es mit dem zweiten. War es möglich, die Zeit des Universitätsstudiums, die des Examens und der ersten provisorischen Anstellung, sowie die Daten der ersten Ehe und der Thätigkeit als Mädchenlehrer auf das Genaueste festzustellen, so finden sich in diesem Lebensabschnitt doch zwei dunkle Punkte, von denen besonders der zweite beunruhigt. Der erste liegt in den Jahren 1830—1832, in denen Stirner immer wieder am Abschluss seiner akademischen Studien gehindert wird. Aber welcher Art sind die Familienverhältnisse, die ihn hemmen? — Wohl wissen wir, dass von diesen Jahren eines auf Kulm, das andere auf Königsberg fällt. Aber welches hierhin, welches dorthin? — Die zweite Lücke klafft in den Jahren 1837—1839. Stirners Gesuch um Anstellung nach bestandenem Examen und abgelegter Probezeit ist abschlägig beschieden. Wir wissen, wann er sich verheiratete. Aber wenn wir nicht annehmen wollen, dass er in diesen Jahren privatisierte, sind wir über seine Thätigkeit in dieser kurzen Zeit in Unkenntnis. Auch von seinen Familienverhältnissen wissen wir noch immer nicht mehr, ~~als vorher~~. Im Gegenteil: die Gestalt der Mutter tritt noch unklarer in diese Jahre hinein, als vorher. Wo lebte sie? — wann starb sie? — Nichts wäre wünschenswerter, als dass es gelänge, und sei es auch nur einen lebenden Zeugen dieser Zeit noch zu finden. Aber die Hoffnung auf einen solchen Zufall ist fast eitel.

Ein völlig anderes Bild bilden die beiden Jahre der zweiten Periode. Der Mensch selbst, den wir suchen, gewinnt Leben und Gestalt. Wir wissen, wie er lebt und sehen ihn unter Anderen. Mit Recht und aus mehr als einem Grunde interessieren uns diese „Anderen“; und da sie einen grossen, geschlossenen Kreis um ihn herum bilden, so ist ihnen ein besonderes Kapitel gewidmet: den „Freien“ bei Hippel. Wären doch ohne sie auch die letzten persön-

lichen Erinnerungen an Stirners Person verloren gewesen! — Umsomehr durfte ich auf eine Darstellung der Geschichte jener Zeit verzichten: Stirner hat, obwohl er ihr Kind war, an ihrem öffentlichen Leben nicht teilgenommen und nie in ihren Verlauf thätig eingegriffen.

Durch die „Freien" sind wir ihm endlich nahe gekommen und dürfen sagen, wer er war: Max Stirner. Er steht vor uns: noch immer in der ihm eigenen Zurückhaltung, aber doch greifbar; und neben ihm sie, sein Liebchen Marie Dähnhardt.

Und von ihm zu seinem Werke ist es kein Schritt mehr. Es ist der Versuch gemacht, zu verstehen, worin seine Kraft und seine Bedeutung, seine Unsterblichkeit liegt — mehr als Alles nur ein Versuch, der über bestimmte Grenzen nicht hinausgehen durfte.

Die dritte Periode und das letzte Kapitel des Buches fallen zusammen. Es ist das letzte Jahrzehnt dieses Lebens, das merkwürdigste und — undurchdringlichste. Die lebende Gestalt entschwindet uns. Es ist, als ob sich die Schatten des Abends bereits um sie breiten und nur undeutlich erkennen wir noch ihre Umrisse, obwohl wir genau wissen, wo sie geht. Stirners Familie ist ausgestorben, von seinen Freunden hat er sich selbst getrennt — wer wüsste noch Zeugniss zu geben über den von seiner eigenen Zeit bereits Vergessenen? —

Er ist gegangen und nichts hat er hinterlassen, als sein unsterbliches Werk. Wir haben kein Bild von ihm; es hat wohl nie ein solches existiert, denn selbst Marie Dähnhardt hat weder je eines gesehen noch besessen. Sein schriftlicher Nachlass ist verloren und vernichtet, soweit ich es weiss . . .

* * *

Noch ein Wort über die Methode meiner Arbeit.

Sie bestand zunächst in der Auffindung und Sammlung des Materials. Und zwar musste nicht nur den Spuren des Gesuchten, sowie jeder anderen, die auch nur den

Schimmer einer Hoffnung liess, dass sie auf einen Weg führen könne, nachgegangen werden bis in den letzten erreichbaren Winkel, sondern es musste auch die Litteratur jener Zeit auf's Geradewohl durchsucht werden, um auf Anhaltspunkte zu stossen. Dass dies letztere — bei ihrer verhältnissmässigen Erfolglosigkeit der ermüdendste Teil der Arbeit — nicht nach jeder Richtung hin geschehen konnte, ist selbstverständlich, und es ist darum nicht unwahrscheinlich, dass andere, die sich zu ähnlichem Zwecke ebenfalls durch diese Massen von Staub und Papier durchwinden müssen, hier und da noch auf den Namen „Stirner" stossen werden, wenn auch schwerlich mehr unter Arbeiten, die von ihm selbst herrühren. Gerade diesen sei nochmals die Bitte des Vorworts hier wiederholt.

Der zweite, angenehmere Teil der Arbeit war die Sichtung und Ausarbeitung des gewonnenen Materials. Das Falsche musste von dem Wahren, das Unwichtige von dem Wichtigen getrennt werden und vor allem eine Form gefunden werden, um das Buch wenigstens einigermassen lesbar zu machen, ohne der Wahrheit das Geringste zu vergeben.

Ich schwankte lange, ob ich den Ergebnissen meiner Forschung sogenannte „Quellenangaben" beifügen sollte. Ich habe es unterlassen. Denn erstens glaube ich nicht, dass die Gründlichkeit einer Arbeit durch solche ad oculos demonstriert werden muss, und zweitens hätten diese unzähligen, den Text unterbrechenden und seine Seiten ungebührlich belastenden Anmerkungen die Lesbarkeit des Buches einfach in Frage gestellt. Durch Seiten hätte nicht nur jeder Satz, sondern oft jedes Wort in einem Satze mit einer solchen „Anmerkung" belegt werden müssen und der Umfang des Buches hätte sich fast verdoppelt. Diese Anmerkungen aber in einem neuen „Anhang" zu geben, hätte mich zwingen heissen, den Text in unschöner Weise mit zahllosen Zahlen zu durchbrechen.

Trotzdem, denke ich, wird man mir „auf mein Wort hin" glauben und der Versicherung, dass alle Daten und Thatsachen so zuverlässig sind, als äusserste Sorgfalt sie

nur festzustellen vermochte. Der Phantasie ist nirgend, der Vermutung nur selten und vorsichtig Ausdruck gegeben, denn besser schien es mir, offene Lücken zu lassen, als sie künstlich zu füllen und so die Wahrheit des Bildes zu beeinträchtigen. Es waren überall nur Einzelheiten, die ich benutzen konnte; bei vielen musste die Quelle, woher sie kamen, geprüft werden. Wo ich einen Ausdruck direkt übernommen habe, derselbe mir aber so charakteristisch erschien, dass ich ihn als Eigentum seines Urhebers bezeichnen wollte, habe ich dies gethan, indem ich ihn in Anführungszeichen setzte. So kann ich denn für jede Thatsache den Beweis antreten und werde es thun, sowie in der Öffentlichkeit Zweifel von einer Seite her erhoben werden sollten, die mir dazu berechtigt erscheint. Auf alle anderen Angriffe indessen werde ich in gewohnter Weise schweigen.

Wem die vielen Einzelheiten, z. B. die Aufzählung der vielen Namen im dritten, der Wohnungen Stirners im sechsten Kapitel und andere überflüssig und lächerlich erscheinen, der möge sich erinnern, dass ich gerade von ihrer Bekanntmachung d e Ausfüllung noch mancher leeren Stelle erhoffe und sie als ein zwar uninteressantes, aber vielleicht nützliches Mittel zum Zwecke mit voller Absichtlichkeit verwandt habe. Gerade solche Einzelheiten waren es, die mich in konsequenter Befolgung meiner vorgefassten Methode zu den Resultaten ermöglicht haben, die ich erzielte.

* * *

Weit den Rahmen dieses Buches würde es überschreiten und ganz ausserhalb meiner Absicht liegt es, den Einfluss der Weltanschauung Max Stirners bis in unsere Zeit zu verfolgen und sich mit seiner wiedererrungenen Stellung in ihr zu beschäftigen. Es sind Arbeiten, die ohne Zweifel eines Tages gethan werden müssen und geschehen werden, wenn auch nicht von mir.

Die erstere wird ausserordentlich schwierig sein. Mit voller Klarheit und Unverkennbarkeit wird der Einfluss Stir-

ners sich nur bei denen nachweisen lassen, die seine Lehre des Egoismus zu der ihren gemacht haben, und sie nach allen Richtungen hin erweitern, vor Allem, indem sie zeigen, in welchem schneidenden Zwiespalt diese Lehre der Selbstherrlichkeit des Individuums zu allen Staats-Theorien, einerlei, welche Form diese in der Neuzeit angenommen haben, stehen. Nicht, dass Stirner auch nur eine seiner Ideen nicht selbst bis zu ihrem Endpunkte geführt hätte. Aber er musste in seinen direkten Angriffen vorsichtig sein, wollte er sein Werk nicht selbst zerstören. Die es weiterführen, sind die individualistischen Anarchisten der Welt. Nicht in der Zahl, sondern der Bedeutung ihrer Anhänger liegt ihre Macht. Mit ihren Bestrebungen müsste sich also zunächst die erstererwähnte Arbeit näher und viel gründlicher beschäftigen, als man es bisher für nötig befunden hat.

Noch weniger konnte mir der Gedanke kommen, auf die Handvoll Artikel einzugehen, welche die letzten Jahre gezeitigt haben. Ihre Verfasser haben Stirner kaum mehr Verständniss entgegengebracht, als die Kritiker der vierziger Jahre. Eine Arbeit, die ernsthafter Erwähnung wert wäre, ist nicht unter ihnen. Am besten sind noch die Aufsätze, die sich auf die Wiedergabe der Stirnerschen Weltanschauung beschränken, ohne eigene Betrachtungen an sie zu knüpfen.

Sie alle gehen mehr oder weniger direkt von Friedrich Nietzsche aus. Keiner kann den trotzigen Mut dieses Denkers, seine stolze Verachtung aller hergebrachten Autorität, die zeitweilige Gewalt seiner Sprache mehr bewundern, als ich, aber diesen ewig-schwankenden, sich immer auf's Neue widersprechenden, von Wahrheit fast hilflos zu Irrthum taumelnden, verworrenen Geist vergleichen zu wollen mit dem tiefen, klaren, ruhigen und überlegenen Genie Stirners, das ist eine Absurdität, nicht wert ernstlicher Widerlegung. Sie ist möglich eben nur in einer Zeit wie der unseren, die in gieriger Hast nach Allem greift, was sich ihrer unklaren Zukunftssehnsucht bietet. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass die meisten Nietzsche-Schwärmer mit einer Art kühler und höchst

komischer Überlegenheit von Stirner sprechen: sie trauen sich nicht recht an diesen Riesen heran und fürchten sich heimlich vor seiner starren Logik. Bei Nietzsche brauchen sie weniger zu denken: sie lullen sich in seine Sprache ein, während der rechte Nietzsche ihnen meist fremd bleibt. Aber es lockt die Zwerge, mit blechernen Kronen zu spielen. Lassen wir sie weiter spielen. Das Fieber der Nietzsche-Krankheit ist bereits im Fallen. Eines Tages wird sich auch der „Übermensch" an der Einzigkeit des Ich zerschmettert haben.—

Auch die alten Jünger und Freunde Feuerbachs — Rau, Bolin, Duboc — bemühen sich immer noch von Zeit zu Zeit, ihren geliebten Meister vor Stirner in Sicherheit zu bringen und die Blössen zu verdecken, die er sich selbst gegeben hat. Es ist ein nutzloses Bemühen. Der Feuerbachsche Mensch ist längst verschieden. —

Noch einige Bemerkungen, zu denen ich mich genötigt sehe.

Wenn der Philosoph Eduard von Hartmann neuerdings den Anspruch erhebt, der „Wiederentdecker" Stirners gewesen zu sein, so genügt es vollkommen, auf das hinzuweisen, was er in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins" und seiner „Philosophie des Unbewussten" über ihn gesagt hat. Nicht das hat Stirner aus seiner Vergessenheit gezogen. Eine neuere, flüchtige Anerkennung Stirners durch Hartmann in einem Aufsatz der „Preussischen Jahrbücher" vom Mai 1891 über Nietzsches „neue Moral" stammt aus der Zeit, als mein Eintreten für Stirner bereits seine ersten Früchte getragen hatte. —

Eine Zurückweisung anderer Art gebührt der Verfasserin — sie heisst Leonie Meyerhof — eines 1895 in Dresden erschienenen Romans „Feuersäule", die sich Leo Hildeck nennt und die dreiste Behauptung der Reklame unwidersprochen liess, dass in ihrem Buche in der Laufbahn des Helden das „Erdenwallen Stirners" geschildert sei. Es sei ausdrücklich davor gewarnt, in der dort geschilderten Persönlichkeit auch nur einen einzigen Zug zu erblicken, der mit Recht auf Stirner gedeutet werden könnte.—

Nicht unerwähnt kann ich endlich die „kurze Einführung“ lassen, die ein Herr Paul Lauterbach der Reclamschen Ausgabe des „Einzigen und sein Eigenthum“ vorausgesandt hat. Die willkürliche Heranziehung aller möglichen „verwandten“ Denker und die kritiklosen Citate aus ihren Werken können nur mehr schaden, als nützen, und die so geschaffene Verwirrung bleibt um so bedauerlicher, als gerade diese Ausgabe wohl auf lange hinaus für weitere Kreise die zugänglichste bleiben wird. Der gespreizte und geistreichelnde Styl dieser Einleitung steht zudem in unangenehmstem Gegensatz zu der durchsichtig klaren, wie gemeisselten Sprache des Werkes selbst.

* * *

Der Schleier, der fast undurchdringlich über dem Leben Max Stirners lag, ist nicht gefallen und wir werden wohl auf immer darauf verzichten müssen, seine Gestalt von dem vollen Lichte des Tages übergossen — wie lebend — je vor uns stehen zu sehen.

Aber der Schleier ist doch wenigstens gelüftet und diese Gestalt uns nicht mehr so fremd, wie sie war; in gewissen Augenblicken sogar dürfen wir wähnen, ihr nah zu sein und Stirner sprechen zu hören, wie aus seinem Werke.

Sein Leben ist ein neuer Beweis dafür, dass nicht die lauten Lärmer des Tages, die Lieblinge der Menge, sondern die einsamen und rastlosen Forscher, die in stiller Arbeit dem Geschicke der Menschheit die Wege weisen, die in Wahrheit Unsterblichen sind.

Unter ihnen steht Max Stirner. Zu den Newtons und Darwins, nicht zu den Bismarcks hat er sich gesellt.

Max Stirner

Johann Caspar Schmidt

geb. 1806; gest. 1856.

An grossen wie an befreundeten Menschen kümmert uns Alles, selbst das Unbedeutendste, und wer uns Kunde von ihnen bringt, erfreut uns sicherlich. . . .

Max Stirner (1842).

Erstes Kapitel.

Erste Jugend.

Erste Jugend.

1806—1826.

Das Geburtshaus in Bayreuth. — Geburt und Taufe; Eltern und Vorfahren. — Tod des Vaters und Wiederheirat der Mutter; nach Kulm. — Rückkehr nach Bayreuth und Erziehung. — Überblick.

Wer heute in der Stadt Richard Wagners, — in Bayreuth, das doch noch so ganz die Stadt Jean Pauls geblieben ist — vom Bahnhof herkommend und an dem altberühmten Opernhaus des Markgrafen Friedrich vorüber zum alten Schlosse emporsteigend, den Marktplatz, die jetzige Maximiliansstrasse, betritt, dessen Blick weilt vielleicht, unter all' den anderen interessanten Gebäuden, einen Augenblick auf einem Hause zur linken Hand, das ein schöner, doppeleckiger Giebel schmückt.

Ausser diesem Giebel, der es vom Erdgeschoss bis zum Dache durchläuft, besitzt das braunangestrichene Haus allerdings nichts, das auf das Auge anziehend wirken könnte.

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend, schmal, zweistöckig, ist es ein derber, massiver Bau, mit engem Hof und schmalen Treppen, aber einem hellen, saalartigen Zimmer in jedem Stockwerk nach vorn hinaus. Ursprünglich zur Bäckerei bestimmt, wurde es über ein Jahrhundert lang von seinen Besitzern, lauter „Becken", als solche benutzt.

Es liegt an dem Eingang der Braut- oder Kirchgasse, deren andere Ecke das Rathhaus bildet, erstreckt sich tief in diese hinein und dient heute, wo es die No. 31 der Maximiliansstrasse trägt, einer gewöhnlichen Bierwirthschaft mit seinem Erdgeschoss. Aber die Fenster seines ersten Stockes sind mit freundlichen Blumenstöcken geziert. . . .

In diesem Hause, zu Anfang des Jahrhunderts die No. 67 unter den achthundert Häusern Baireuths und an

der damaligen „Hauptstrasse“ gelegen, wurde am 25. October des Jahres 1806, in der Frühe um sechs Uhr, Johann Caspar Schmidt geboren.

Die Taufe an dem Kinde wurde am 6. November nach evangelisch-lutherischem Ritus durch den Subdiakonus Bumann vollzogen; nach seinem Paten empfing es die Namen Johann Caspar.

Die Familie Schmidt stammte väterlicherseits aus Ansbach. Dort waren dem „Herrendiener“ Johann Georg Schmidt und seiner Frau Sophia Elisabetha, geb. Götz in den Jahren 1762—1769 fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter, geboren, unter denen der jüngste Sohn, Albert Christian Heinrich Schmidt, geboren am 14. Juni 1769, Johann Caspars Vater war.

Die Mutter, Sophia Eleonora, war eine Reinlein aus Erlangen, wo sie am 30. November 1778 dem ehemaligen Postboten Johann Reinlein von seiner Ehefrau Luise Margarete, geb. Kasperitz, geboren war.

Wann und wo die Trauung der Eltern stattgefunden hat, konnte nicht ermittelt werden; doch wird sie wohl in das Jahr 1805 gefallen sein. Johann Caspar war ihr erstes und blieb ihr einziges Kind.

Der Vater war seines Zeichens „blasender Instrumentenmacher“. Es waren Flöten, die er verfertigte; dass er daneben auch Portraitmaler gewesen sei, ist eine unverbürgte Nachricht.

Bereits ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes, am 19. April 1807, starb der Vater im Alter von 37 Jahren an der Schwindsucht und zwei Jahre später, am 13. April 1809, verheirathete sich „die Schmidtin“ zum zweiten Male und zwar mit dem damaligen Provisor an der Hof-Apotheke, dem fast fünfzigjährigen Heinrich Friedrich Ludwig Ballerstedt.

Ballerstedt stammte aus Helmstedt, wo er am 1. Juni 1761 als einziger Sohn des weil. Dr. med. Karl Friedrich Baller-

stedt und seiner Frau Anna Juliane Johanne, geb. Göking, geboren war. Seine beiden Eltern entstammten Pastorenfamilien.

Gleich nach ihrer Wiederverheirathung verliess die Mutter mit ihrem zweiten Gatten Baireuth und kam mit ihm „nach mancherlei wechselnden Schicksalen" nach Kulm an der Weichsel in Westpreussen, wo sich Ballerstedt niederliess und eine Apotheke erwarb.

Dorthin wurde, so bald als möglich, nach einem Jahre, 1810, das in Baireuth zurückgelassene Kind nachgeholt, und hier in Kulm wuchs der kleine Johann Caspar auf und empfing seinen ersten Unterricht. Der Stiefvater war zugleich der Vormund des Kindes geworden.

Der zweiten Ehe der Mutter entstammte nur ein Töchterchen, das am 19. December 1809, wohl gleich nach der Ankunft in Kulm, geboren wurde und die Namen Johanna Friederica erhielt, aber, noch nicht drei Jahre alt, am 21. September 1812 starb.

Mochten es die Verhältnisse im Hause wünschenswerth machen, mochte es der grosse Ruf des Gymnasiums in Baireuth und der Wunsch der dort lebenden Anverwandten heischen — kurz, Johann Caspar kam schon als Knabe von zwölf Jahren, 1818, in seine Vaterstadt zurück und fand hier Aufnahme in dem Hause seines Paten, nach dem er genannt war, des „Bürgen und Strumpfwirkermeisters" Johann Caspar Martin Sticht aus Erlangen und seiner Frau, der um drei Jahre älteren, einzigen Schwester seines Vaters, Anna Marie, geb. Schmidt, aus Ansbach.

Von den kinderlosen Eheleuten gewissermassen an Kindesstatt aufgenommen, blieb er in ihrem Hause — es lag unweit von seinem Geburtshause, trug damals die Einquartierungs-Nummer 89 und ist heute No. 36 an der Maximilianstrasse — acht Jahre, bis zu seinem Abgang zur Universität.

Für den, der Interesse genug daran hat, die einzelnen Stationen der Schulwanderung des Knaben zu verfolgen, seien sie hier genannt.

Nach Baireuth zurückgekehrt empfängt der Knabe zunächst den Vorbereitungsunterricht des Gymnasiasten Imhof und tritt dann 1819, dreizehnjährig, mit Übergehung der Unterklasse sogleich in die Oberklasse der lateinischen Vorbereitungsschule ein, wo er unter 75 Schülern den 5. Platz erhielt. Als „Klasslehrer" hatte er hier schon Johann Melchior Pausch, den er auch in den beiden folgenden Jahren 1820—21 in dem Unter- und 1821—22 im Oberprogymnasium als solchen behält. In beiden Klassen hat er gute Plätze, erst den 8. unter 42, dann den 6. unter 29 Schülern und beide Jahre wird er „durch Ablesung des Namens belobt". Er kommt dann 1822—23 in die Unterprogymnasialklasse, erhält den Prof. G. P. Kieffer zum Klasslehrer, den Platz 6 b unter 25 Schülern und ein Accessit-Diplom; in diesen Jahren ist er einige Zeit durch Krankheit vom Schulbesuch abgehalten. Er geht weiter: 1823—24 in die Untermittelklasse. Klasslehrer ist Kloeter; Schmidt hat den 4. Platz unter 15 Schülern.

1824—25 wird die Organisation der Gymnasien und die Bezeichnung der Klassen vollständig umgestaltet. Schmidt ist jetzt in der 4. Klasse des Gymnasiums und hat Platz 3 unter 16 Schülern.

In dem letzten Jahre seiner Gymnasial-Laufbahn ist er in der 5. Klasse, der „Oberklasse". Sein Klassenlehrer ist Dr. J. C. Held, der spätere verdiente Rektor des Gymnasiums. Unter 20 Schülern hat er den 6. Platz.

Herbst 1826 macht er sein Absolutorium, das ein ausserordentlich günstiges Resultat erzielt. Unter den 25 pro absolutorio Geprüften erhält er den 3. Platz mit der Bestimmungszahl 15 und der Note II (III), während der 1. Platz mit der Bestimmungszahl 5 und derselben Note II vergeben wurde.

In dem Abgangszeugniss vom 8. September 1826 wird ihm die Note I und das Prädikat „sehr würdig" verliehen.

Dieses Abgangszeugniss ist von dem damaligen Direktor des Gymnasiums, Georg Andreas Gabler, unterschrieben. Leider war dieser bedeutende Mann, der einige Zeit im Schiller'schen Hause in Weimar gelebt hatte, der begeisterte Schüler Hegels, in dessen Lehre er die „absolute Befreiung seines Denkens und Erkennens fand", der später an seine Stelle nach Berlin gerufen wurde, niemals Schmidt's Klassenlehrer. Aber dieser hat doch seinen Unterricht genossen.

Gewiss ein Beweis, wie hoch die an die Schüler gestellten Anforderungen schon damals gewesen sein müssen, ist die Thatsache, dass Schmidt, obwohl er stets zu den Besten zählte, doch fast jedes Jahr Privatunterricht nehmen musste. So 1819—23 bei einem Namensvetter von ihm, einem Gymnasiasten Schmidt, mit dem er aber wohl nicht verwandt war, meist im Lateinischen; 1823—24 bei seinem früheren Klassenlehrer Prof. Kieffer; im nächsten Jahre einige Stunden im Französischen und in der Musik, wogegen er einige lateinische Stunden giebt; und endlich im letzten Jahre einige Stunden im Französischen und im Klavierspiel.

Das ist der Weg, den Johann Caspar Schmidt zur Erreichung des ersten Lebenszieles ging; er ist zwanzig Jahre, als er es erreicht hat, und die erste Jugend liegt hinter ihm.

Mit diesen nüchternen Daten erschöpft sich Alles, was wir mit Bestimmtheit über die erste Jugend dieses Lebens berichten können und es ist eigentlich nicht mehr, als was sich auch in die Worte fassen lässt: „er war ein guter und fleissiger Schüler."

Einer einfachen Familie entstammend, fliesst in dem Kinde das unvermischte Blut der Oberfranken, eines nüchternen, ernsten, klugen, ein wenig schwerfälligen Menschenschlages.

Seine Geburt fällt in das Jahr, als die Stadt Baireuth — so schrieb sich ihr Name damals — von den Wirren der napoleonischen Kriege auf das Schwerste heimgesucht wird.

Das Jahr 1806 begann dort, wie ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber sagt, mit „einer traurigen Gegenwart", um mit „einer düsteren Aussicht in eine schicksalschwangere Zukunft" zu enden.

1792 war die Markgrafschaft Baireuth preussisch geworden; 1806, dem „merkwürdigsten und letzten" Jahre unter preussischer Regierung, im November, kam es unter napoleonische Herrschaft. Johann Caspar Schmidt wurde also noch unter preussischer geboren: „Borussiae olim oppidum natus sum."

Alles sieht mit Angst dem Ausbruch neuer Kriege entgegen. Die Last der Einquartierung liegt furchtbar auf der entmuthigten Stadt. Es ist das Jahr, da — von Lichtmess über Walpurgis hinaus bis Martini — das Maass Bier von 3 auf 4, das Pfund Rindfleisch von $9^1/_2$ auf 11 Kreuzer steigt und die Mez Salz 8 Kreuzer kostet.

1809, als nach den Franzosen die Oestereicher kommen, verlässt die Mutter die unglückliche Stadt, wie so viele, wahrscheinlich um den nie endenden Unruhen und Beängstigungen für Leib und Leben zu entgehen. Weit fort führt sie ihr Weg mit dem zweiten Mann, in das ferne, fremde Westpreussen. Das Kind bleibt zurück, wird aber nachgeholt, so bald es möglich ist.

Dort, in der neuen Heimath, empfängt es die ersten Eindrücke des Lebens, und seine ersten Erinnerungen müssen später verknüpft gewesen sein mit der alten Weichselstadt in dem flachen Lande.

In dem Jahre einer unerhörten Theuerung und Hungersnoth kehrt es in die alte zurück. Wenigstens herrscht jetzt Frieden in der Stadt, die inzwischen bayerisch geworden ist und bayerisch bleibt.

Der Pate und seine Frau nehmen den Knaben in ihre einfache Häuslichkeit auf. Er hat keine Geschwister verlassen und er findet keine neuen. Aber was er findet ist liebevolle Pflege, denn wohl mit Recht darf angenommen werden, dass die, die anderer Leute Kinder freiwillig zu sich nehmen, sie mindestens ebenso gut behandeln, wie Eltern, die sie vielleicht unfreiwillig bekommen haben.

An dem hochberühmten Gymnasium erhält Johann Caspar Schmidt seine Erziehung; die schweren, breiten Lasten humanistischer Kenntnisse werden von ernsten, gelehrten Männern auf die jungen Schultern gelegt.

Aber diese Schultern tragen die Last. In ruhigem Aufstieg erreicht der Heranwachsende sein erstes Lebensziel. —

Wie war der Knabe geartet? Wie zeigten sich seine ersten Neigungen? Wie äusserten sich seine ersten Triebe zum Leben? Wo fanden sie Nahrung und welche? Genoss er die Jahre der Jugend in der ungetrübten Freude der Kraft? Oder waren sie bereits umdüstert von den Schatten irgend eines Zwiespalts? —

Umsonst, umsonst alle diese Fragen! — So klar und bestimmt alle äusseren Daten lauten, es sind doch nur tote Zahlen, und dunkel und verborgen liegt hinter ihnen das innere Leben, nach dem wir vergebens suchen. Ohne die Fragen beantwortet zu haben, müssen wir Abschied von dem Knaben nehmen, um den Jüngling hinauszubegleiten aus der Enge des ersten Lebens in die Weiten der Welt, die sich für ihn erschliesst mit dem Beginn seiner akademischen Studien und die ihn, und uns mit ihm, zunächst in die Stadt führen, in der er leben, wirken und sterben sollte: nach Berlin.

Zweites Kapitel.

Lern- und Lehrjahre.

Lern- und Lehrjahre.

1826—1844.

J. C. Schmidt, stud. philos., in Berlin. — Ein Semester in Erlangen; Reise durch Deutschland. — Königsberg und Kulm. — Wieder in Berlin; Beendigung des Studiums. — Examen pro facultate docendi. — Als Schulamtskandidat an der Realschule. — Vereitelte Hoffnungen auf Anstellung; nie Gymnasiallehrer, nie Dr. phil. — Familienverhältnisse und erste Ehe. — Der Lehrer höherer Töchter. — Überblick.

Als junger Student von zwanzig Jahren kam Johann Caspar Schmidt zu Michaelis 1826 frisch von Baireuth weg nach Berlin, über dessen Hochschule ein paar Jahre vorher ein anderer angehender Studiosus — er hiess Ludwig Feuerbach — seinem Vater geschrieben hatte: „ . . . . auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch' allgemeiner Fleiss, solcher Sinn für etwas Höheres als blosse Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus."

Am 18. October 1826 in der philosophischen Facultät immatrikulirt, wohnte Schmidt während seines zweijährigen ersten Aufenthaltes in Berlin das erste Jahr in der Rosenthalerstrasse 47, das zweite näher der Universität, Dorotheenstrasse 5.

Er schöpft hier aus den ersten Quellen der damaligen Wissenschaft: eine Reihe der glänzendsten Namen, jeder ihrer Träger eine anerkannte Autorität auf seinem Gebiet, zieht an uns vorüber, wenn wir die Testate, die fast überall den „sehr fleissigen" und „aufmerksamen" Besuch bezeugen, durchsehen.

So hört Schmidt im ersten seiner vier Semester in Berlin: Logik bei Heinrich Ritter, dem durch seine unabhängigen geschichtsphilosophischen Forschungen bekannten Philosophen; allgemeine Geographie bei dessen Namensvetter, dem grossen Geographen Carl Ritter, und Pindar und Metrik bei Böckh, dem berühmten Alterthumsforscher und Rhetoriker.

Ferner in seinem zweiten, der Philosophie gewidmeten: Ethik bei Schleiermacher, dem „grössten deutschen Theologen des Jahrhunderts", und vor Allem Religionsphilosophie bei Hegel, bei Hegel, von dessen ungeheurem, damals noch ungebrochenem Einfluss auf das ganze Denken der damaligen

Zeit wir uns heute gar keinen rechten Begriff mehr machen können.

Auch im nächsten Wintersemester giebt sich Schmidt noch dem eigenthümlichen Reiz seiner Vorlesungen hin: er hört Geschichte der Philosophie und Psychologie und Anthropologie oder Philosophie des Geistes bei dem bewunderten Manne. Daneben wieder bei Böckh und Carl Ritter: bei ersterem über griechische Alterthümer, bei letzterem über Geographie des alten Griechenlands und Italiens. Und, um auch seine theologischen Studien nicht zu vernachlässigen, bei Marheineke, dem Orthodoxen von der Hegel'schen Rechte, über Dogmatik und über die Bedeutung der neueren Philosophie in der Theologie.

Ebenfalls die Theologie nimmt im letzten, vierten Semester die erste Stelle ein: Neander, der Kirchenhistoriker und Gegner von Strauss, liest über Kirchengeschichte und christliche Alterthümer, Marheineke über theologische Encyclopädie und kirchliche Symbolik.

Es sind bis 22 Stunden in der Woche, die der eifrige Student besucht und er muss gerade in den vier Semestern in Berlin einen festen Grund für seine späteren Kenntnisse gelegt haben.

Von Berlin am 1. September 1828 exmatrikulirt, wandte sich Johann Caspar Schmidt sodann nach der Stadt, in der seine Mutter, die Reinelin, geboren war und in der ihr gewiss noch Verwandte lebten, nach Erlangen. Nach vollzogener Immatrikulation am 20. October hört er indessen nur in dem Wintersemester zwei Vorlesungen: die eine bei dem bekannten Theologen Georg Benedict Wiener über die Korintherbiefe; die andere bei Christian Kapp, dem Philosophen, über Logik und Metaphysik.

Nach Ablauf des Wintersemesters leitet er eine dreiundeinhalbjährige Pause in seinem Studium mit einer „längeren Reise durch Deutschland", der einzigen seines Lebens, ein, die sich wahrscheinlich durch den ganzen Sommer 1829

erstreckte. Ohne somit mehr in Erlangen zu weilen, bleibt er indessen doch dort bis zum 2. November immatrikulirt.

Von seiner Reise zurückgekehrt, geht Schmidt im Herbst 1829 nach Königsberg in Preussen, der berühmten Universität, und lässt sich dort unter dem Datum seiner Erlanger Exmatrikel immatrikuliren. Er wohnt Steindamm 132. Aber er hört keine Vorlesungen, lässt sich auch kein Abgangszeugniss ausstellen, sondern verbleibt, wie er selbst sagt, „häuslicher Verhältnisse" halber ein Jahr in Kulm bei seinen Eltern, ein zweites, „ebenfalls in Familien-Angelegenheiten", wieder in Königsberg, wo er übrigens im Herbst 1830 auf seinen Wunsch als Halbinvalide aus seinem Militärverhältniss entlassen war.

Welcher Art die Familienverhältnisse waren, die ihn zur Unterbrechung seiner Studien zwangen und so lange in dem fernen Westpreussen festhielten, ob die pecuniäre Unterstützung nicht mehr gewährt werden konnte, ob die später ausbrechende Geisteskrankheit seiner Mutter schon damals ihre Schatten warf und ihn nach Kulm zog, darüber lassen sich Vermuthungen mit Aussicht auf Erfolg nicht anstellen.

Jedenfalls vernachlässigt Johann Caspar während seiner unfreiwilligen Musse „keineswegs seine philosophischen und philologischen Studien" und sucht sich auf eigene Faust weiterzubilden, wobei er ganz gewiss ebenso gut und besser vorwärts gekommen ist.

Erst im October 1832 kehrt der unterdessen der Vormundschaft entwachsene Sechsundzwanzigjährige zu seinem akademischen Studium zurück, und zwar zieht es ihn wieder nach Berlin, von wo er vier Jahre fort gewesen war. Er bezieht in der Poststrasse 9 ein Zimmer und lässt sich am 28. November auf Grund seiner Erlanger Exmatrikel und der früheren Berliner zum zweiten Male immatrikuliren.

Ein ausgedehnter Studienplan, den er entworfen, zeigt, wie ernst es ihm mit seiner Absicht der Wiederaufnahme und

Vollendung seiner Studien war: er will über „die Hauptepochen der Künste“ sowohl, wie über die „Mythologie der alten Germanen“, „Litteratur-Geschichte“ ebenso gut, wie „Geschichte Preussens“ hören, will ein Publikum bei Carl Ritter besuchen und ein solches über Aeschines — aber all' diese Pläne macht eine langwierige Krankheit zu Nichte, in die er verfällt und die ihn erst im nächsten Sommer-Semester zur definitiven Wiederaufnahme der Vorlesungen kommen lässt.

In diesem Sommer 1833 hört er denn auch einige, aber bedeutsame Vorlesungen, nämlich bei dem berühmten Kritiker und Philologen Lachmann, dem Meister methodischer Kritik, über Properz, dem jener bekanntlich ein specielles Studium gewidmet hatte; bei dem Hegelianer Michelet über Aristoteles' Leben, Schriften und Philosophie; und wieder, wie vor Jahren, bei Böckh, diesmal über Plato's Republik, bei allen mit vielem Fleisse. Klassische Philologie war ja das Ziel, das er als zukünftiger Lehrer am Gymnasium vor Allem zu bewältigen hatte und vor ihm musste manche früher noch gehegte Lieblingsneigung nun, wo es Ernst wurde, zurücktreten.

Im Winter bleibt er noch immatrikulirt, hat sich auch vorgenommen, bei Trendelenburg über Aristoteles' Bücher de anima, bei Raumer Allgemeine Geschichte und bei Michelet über Aristoteles' Methaphysik zu belegen, unterlässt es aber, sondern bereitet sich in eigener Arbeit auf das bevorstehende Examen vor. Am 27. März 1834 lässt er sich exmatrikuliren und konnte nun das nöthige akademische Triennium — denn das Semester in Erlangen zählte in Preussen nicht mit und in Königsberg hatte er keine Vorlesungen gehört — mit sieben Semestern an der Universität Berlin beweisen. Einer „Theilnahme an verbotenen Verbindungen unter Studirenden“ ist er auch diesmal nicht „bezüchtigt“ worden.

Nachdem Schmidt die Osterferien hatte verstreichen lassen, meldete er sich am 2. Juni 1834 bei der Königl. Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission zum Examen pro fa-

cultate docendi unter Beifügung seiner Schul- und Universitätszeugnisse, sowie eines Curriculum vitae in lateinischer Sprache. In nicht weniger als fünf Fächern verlangt er die Prüfung zum Unterricht in den oberen Gymnasialklassen, nämlich in den alten Sprachen, in Deutsch, in Geschichte, in Philosophie und endlich in Religion; ausserdem „in den übrigen Gegenständen" auch für die unteren — eine selbst für die damalige Zeit ungewöhnliche Forderung, die ebensowohl von des Bewerbers Selbstvertrauen, wie von dem Umfang seiner Kenntnisse beredtes Zeugniss ablegte.

Es wurden ihm zunächst zwei schriftliche Arbeiten aufgetragen, die erste eine „lateinische Übersetzung nebst grammatischem und exegetischem Commentar über Thucydides VII, 78—87" und die zweite „über Schulgesetze"; zugleich wurden ihm die zu haltenden Probelectionen Horatius Epist. I, 14, und „Ueber Huss und die Hussiten" angekündigt. Als Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten waren sechs bis acht Wochen gegeben.

Aber der Kandidat vermochte diese Frist nicht innezuhalten. Im August kommt plötzlich und unerwartet von Kulm her seine „geisteskranke" Mutter nach Berlin, und deren Pflege nimmt seine ganze Zeit in Anspruch, sodass er um eine Verlängerung von vier Wochen einkommen muss, die ihm denn auch gewährt wird.

Erst gegen Ende des Jahres, am 29. November, reicht er die Arbeiten ein; auch eigene Kränklichkeit hat ihre Beendigung so lange verzögert und hindert ihn auch jetzt noch, sie persönlich zu übergeben. Darum bittet er auch, die Probelektionen und das mündliche Examen bis nach Neujahr verlegen zu wollen. Auch das wird ihm zugestanden und die Prüfung im Mündlichen bis zum Frühjahr des nächsten Jahres verschoben.

Es sind umfangreiche Arbeiten, die Schmidt lieferte: die Übersetzung aus Thucydides umfasst 16, der Commentar dazu 23 Folio-Spalten, die Arbeit über Schulgesetze deren 22. Das Urtheil über beide wird später noch mitgetheilt werden.

Während die Thucydides-Übertragung nur ein bedingtes Interesse für uns haben kann, muss die Arbeit über Schulgesetze unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Treten uns doch aus ihr zum ersten Male selbstgebildete Gedanken und Anschauungen entgegen, Anschauungen, die uns ihrem Urheber näher bringen, als es bisher irgend vergönnt war.

Vom Wesen des Gesetzes ausgehend, sagt der junge Denker: „Alles Gesetz nämlich ist weder willkürlich noch zufällig, sondern in der Natur des Gegenstandes, für welchen es ist, begründet und gleichsam eingehüllt. Denn jegliches Seiende, sei es in der Welt der Erscheinungen oder des Geistes, ist, wie es sich als ein Einfaches in dieser oder jener eigenen Gestalt darstellt, so auch nur eben darum ein in sich Erfülltes, Inhaltreiches, durch Unterschiede, in die es sich innerhalb seiner selbst zersetzt, mannigfaltig Getheiltes. Werden diese Unterschiede hervorgehoben und wird an ihnen aufgezeigt, wie und in welcher Beziehung und durch welche Art der Verschmelzung sie zu jener Einfachheit des Gegenstandes nothwendig gehören, so liegt in diesen Auseinandersetzungen der Gegenstand selbst so vor, wie er in seiner gehalt- und unterschiedsreichen Einheit gesetzt ist, und sie selber geben, wie sie der auseinandergesetzte Gegenstand sind, so diesen in seinen Auseinandersetzungen oder Gesetzen. Kein Gesetz, geht hieraus hervor, ist seinem Gegenstande von aussen gegeben: die Gesetze der Schwere sind der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes der Schwere selbst."

Schulgesetze sind demnach — und hiermit kommt er auf sein eigentliches Thema — der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes im Schüler. Die Deutung dieses Begriffes macht den Inhalt der Prüfungsarbeit aus. Denn die Aufstellung eigentlicher Schulgesetze trotz seiner geringen Erfahrung auch nur zu versuchen, schiene seiner ihm geziemenden Bescheidenheit wohl zu widerstreiten — bemerkt er mit köstlichem, scheinbarem Ernst im Schlusssatze seiner Arbeit.

Der Begriff des Schülers wird in streng inductiver Weise gewonnen, ausgehend vom ersten Kindesalter, dem Stadium des Isolirtseins, des reinen Fürsichseins, fortschreitend zu dem gegenständlichen Dasein, wo das Kind sich von der Umgebung unterscheidet und sich der Dinge im Spiele zu bemächtigen sucht. Jetzt folgt die wichtigste Periode, die Entstehung des Ich, des Selbstbewusstseins und der Unterscheidung von anderen Ichen, der Verkehr mit diesen, d. h. das Mitteilen, Ausgeben und Entfalten seines eigenen Ichs gegenüber diesen und das Lernen von ihnen. Das Kind wird zum Schüler. Der Lehrer ist ihm das Bild der Vollkommenheit. Ihn sucht es zu verstehen, um durch ihn überhaupt zum Verstand zu kommen. Auch diese Periode der Verständigkeit findet ihren Abschluss und geht über in die Periode der Vernünftigkeit, die mit dem Universitätsleben ihren Anfang nimmt. Die Universität heisst nur noch in sehr uneigentlichem Sinne Hochschule. „Statt des Lehrers stellt sich somit die Wissenschaft selbst in ihrer reinen Gestalt dem Ich als Aufgabe dar und ihr Gebiet ist die Freiheit."

Die Aufgaben des Lehrers, der Schule und der „Gesetze" werden in prägnanten Sätzen zur Sprache gebracht, immer aber abgeleitet aus der Natur des Gegenstandes, d. i. des Schülers, für den sie sind, in dessen Wesen sie begründet und gleichsam eingehüllt sind.

Die Betonung des Ich flimmert durch die ganze Arbeit in zuckenden Funken, und schon lebt und leitet der Gedanke in ihr, der später als lodernde Flamme weithin die Welt erleuchten sollte .... Und in diesem Sinne dürfen wir sie wohl als Grundstein betrachten, auf dem der Denker später den Bau seines Werkes ausführte, wenn er auch von dessen Gestalt damals noch nicht träumte. —

Wie erinnerlich war der Kandidat J. K. Schmidt um einen Aufschub seiner mündlichen Prüfung eingekommen, der ihm auch bewilligt worden war. Am 24. April 1835, einem Freitag, fand sie dann endlich statt und wurde am folgenden Tage fortgesetzt.

Die Prüfungs-Kommission setzte sich zusammen aus Adolph Trendelenburg, der vor kurzem Professor an der Universität zu Berlin geworden war; aus August Meineke, dem bekannten Philologen und Textkritiker, damals Direktor des Joachimthal'schen Gymnasiums, und aus Friedrich Strehlcke, Professor am Köllnischen Realgymnasium. Ausserdem war noch Dr. Agathon Benary, der namhafte Philolog, damals Oberlehrer für klassische Sprachen am Köllnischen Realgymnasium, in der Kommission, deren Vorsitz Lange führte.

Die beiden Probelectionen hatten schon vorher, Anfang April, stattgefunden. Am 4. April hatte Schmidt in der Prima des Joachimthal'schen Gymnasiums die historische über „Huss und die Hussiten" und wahrscheinlich an demselben Tage und derselben Stelle diejenige über Horaz abgehalten; eine dritte wurde dem Vielgeplagten noch während der mündlichen Prüfung aufgegeben. Sie fand am 28. April in der Sekunda des Köllnischen Realgymnasiums über „Begriff und Gebrauch der deutschen Conjunctionen" statt. Die Urtheile über alle drei werden ebenfalls mit den mündlichen Prüfungs-Resultaten mitgeteilt werden.

An dem ersten Tage, an dem der Candidat ins Rigorosum stieg, prüfte ihn Meineke in Religion und Hebräisch, Trendelenburg in Geschichte und Geographie.

Besonders des Letzteren Urtheil erweckte die günstigsten Auspicien. Indem Trendelenburg „die recht sichere Kenntniss der einzelnen zur Sprache gebrachten Gegenstände, als auch die anschauliche Übersicht allgemeiner Verhältnisse" anerkannte, und hinzufügte, dass Schmidt auch in seiner geschichtlichen Probelektion (über Huss und die Hussiten) eine „gute Gabe des Vortrags" an den Tag gelegt habe, kommt er zu dem Urtheil, dass er zweifellos den historisch-geographischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines Gymnasiums mit Erfolg ertheilen könne, und fügt hinzu, das er „überhaupt ein sehr brauchbarer Geschichtslehrer" werden könne, wenn er sich noch anhaltender und gründlicher mit dem Studium der Geschichte, na-

mentlich in den Quellen, beschäftige. Über die historische Probelektion hat er ausserdem noch folgendes interessante Urtheil gefällt: „Der Kandidat ging in eine Unterredung mit den Schülern nicht ein, sondern beschränkte sich auf einen zusammenhängenden Vortrag, der in Form und Inhalt sehr gelungen war . . . Der Fluss der Rede, den man zu bewundern hatte, überschlug sich fast selbst, so dass seine Gleichmässigkeit, die wie fertig und gemacht erschien, fast ermüdete . . ."

Aber auch Meineke wird der Begabung des Kandidaten gerecht. Er bezeugt dessen Vertrautheit mit dem allgemeinen Inhalt der biblischen Schriften, die Leichtigkeit in der Übersetzung eines vorgelegten neutestamentlichen Textes (1. Cor. cap. 13) und die Beschäftigung mit der christlichen Glaubenslehre — „obwohl es ihm nicht gelingen wollte, den einen oder anderen der ihm freigestellten Artikel zu entwickeln" — sowie mit der Kirchengeschichte, und glaubt, obgleich ihm der Religions-Unterricht einstweilen nur für die mittleren Klassen mit Einschluss der Obertertia anvertraut werden könne, doch, dass es ihm „bei seiner sonstigen Tüchtigkeit sowie speculativen Fähigkeit" leicht fallen dürfte, mit sicherem Erfolge auch in den oberen Gymnasialklassen in diesem Fache zu unterrichten, falls er sich nur mit dem Gegenstande auch hier noch näher beschäftigen wolle.

Im Hebräischen dagegen zeigte der Geprüfte nur ganz geringe Kenntnisse und vermochte kaum den Text zu lesen.

Der folgende, zweite Tag begann mit einer Prüfung Strehlke's in der Mathematik — des Kandidaten schwacher Seite, der hier fast nur auf die verblassten Spuren in der Schule erworbener Kenntnisse zurückweisen konnte und darum unterlag. Da der Mathematiker Strehlke zugleich Lehrer des Deutschen war, warf das ungünstige Resultat in dem einen auch zugleich seine Schatten auf die Prüfung in dem anderen Fach.

So fiel auch die Prüfung in der Philosophie, die Trendelenburg leitete, nicht in dem günstigen Maasse aus, wie erwartet werden durfte. Wohl hatte diesem bereits die Arbeit

über Schulgesetze einen nicht unbedeutenden Eindruck hinterlassen, denn er hatte über sie gesagt: „Der Verfasser versucht eine Deduction aus dem Begriffe, worin der Einfluss der neuesten Philosophie nicht zu verkennen ist. Er hat sich sichtlich an eine stufenweise Entwickelung und strenge Ableitung der Gedanken gewöhnt, wenn auch die Begriffe durch die oft etwas gezwungene Ableitung einseitig sollten gefasst sein. Dem Ausdruck ist hier und da eine grössere Ründung in der Form zu wünschen; denn das Borstige und Abgerissene in neueren dialektischen Darstellungen dürfte nicht als Muster gelten können."

Aber die Prüfung selbst, die zwar ebenfalls ein „unverkennbares Talent in allgemeiner und folgerechter Behandlung der Begriffe" erkennen liess, zeigte, dass „die positiven Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie mit dieser Fähigkeit keineswegs gleichen Schritt hielten", und dass „dem Kandidaten eine tiefere Einsicht in das mathematische Verfahren und somit eine anschaulichere Kenntniss mehrerer logischer Beziehungen" fehlte, so dass es von dieser einen Seite her bedenklich erschien, ihm den propädeutischen Unterricht in der Philosophie und die Leitung der deutschen Aufsätze in den ersten Klassen zu übertragen, da der Lehrer den wissenschaftlichen Gesichtskreis der Schüler beherrschen müsse.

Dazu kam noch, das die dritte, noch nachträglich abgehaltene Probelection über den „Begriff und Brauch der deutschen Conjunctionen" ebenfalls nicht nach Wunsch ausfiel. „Wenn auch der Kandidat" so sagt Trendelenburg, „sich bestrebt hatte, den Gegenstand philosophisch zu durchdringen, so hinderten ihn doch an einer freien und natürlichen Auffassung vorgefasste philosophische Formen, die er dem Gegenstande willkürlich anpasste. Er überlieferte den Schülern gemachte und zum Theil gezwängte Unterschiede und wusste nicht die Begriffe natürlich und lebendig in den Schülern selbst zu entwickeln," die das „Gekünstelte mancher Gedankenbestimmungen sichtlich verwirrte."

Alles in Allem glaubte Trendelenburg, dass, wenn der Kandidat diesen Mängeln (in der Geschichte der Philosophie und der Mathematik) abhülfe, sich von ihm in den beiden Disciplinen, Philosophie und Deutsch, „nützliche Leistungen“ erwarten liessen. Vor allem erinnerte er ihn daran „durch ein besonnenes Studium der Quellen die namhaften Lücken zu füllen, damit die philosophische Richtung seines Gedankenganges einen festeren Boden gewänne.“

Wenn Trendelenburg hätte ahnen können, dass der „Gedankengang“ dieses namenlosen jungen Mannes schon damals vielleicht die Wege betrat, die in ihren Endzielen den Boden eines Landes, nicht aus dem Studium der „Quellen“, sondern den Quellen des Lebens selbst, gewinnen sollte, von dem er selbst und die in den Himmeln aller möglichen und unmöglichen Speculation Verlorenen sich nie ein rechtes Bild zu machen gewusst hatten! —

Der letzte Gegenstand der Prüfung umfasste die alten Sprachen und wieder war Meineke der Examinator. Hatte er über die Thucydides-Übersetzung ein annehmbares Urtheil gefällt — er bezeichnete sie als klar, einfach und fliessend, und mit Fleiss und grammatischer Genauigkeit ausgeführt, ohne gelehrt zu sein, — so war er weniger mit der Probelection aus Horaz zufrieden gewesen, bei der er, obwohl er dem Kandidaten das eigene Verständniss der Stelle zugestand, doch die geringe didaktische Geschicklichkeit und den geringen Grad von Methode und Fähigkeit, den Schülern den Sinn des Schriftstellers zu eröffnen, sowie das Matte und Einschläfernde des Vortrages tadelte. Auch in der mündlichen Prüfung vermisste er noch den Umfang und die Gediegenheit grammatischer Kenntnisse, die für den Unterricht in den beiden oberen Klassen des Gymnasiums qualificieren könnten, und gab nur zu, dass die lateinische Sprache schriftlich wie mündlich mit löblicher Fertigkeit gehandhabt wurde.

Alle diese Urtheile wurden noch einmal in dem Prüfungs-Zeugniss vom 29. April 1835 zusammengefasst, in welchem dem Kandidaten die bedingte facultas docendi feierlichst ertheilt wurde.

Das war kein glänzendes, aber immerhin ein sehr zufriedenstellendes Resultat, wenn man den aussergewöhnlichen Umfang des Prüfungs-Gebietes, und die hohen Anforderungen, die gestellt wurden, im Auge behält. Die grössten Lücken hatte Schmidt jedenfalls in den sogenannten Examens-Kenntnissen, dem für den bestimmten Zweck Auswendig-Gelernten, gezeigt; an seiner ungewöhnlichen Begabung hegte wohl keiner der Examinatoren einen Zweifel. Überdiess berechtigte das erzielte Resultat durchaus zur Anstellung, ohne dass, wie heute, noch ein Nachexamen nöthig gewesen wäre.

So bald als möglich nach bestandenem Examen meldete sich der Schulamtskandidat Schmidt zur Absolvirung seines pädagogischen Probejahres und zwar wählte er hierzu die berühmte Königliche Realschule zu Berlin, deren Direktor Spilleke damals zugleich der Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Gymnasiums und der Elisabeth-Schule war.

Die von Spilleke für Schmidt bei dem Provinzial-Schul-Kollegium nachgesuchte Erlaubniss wurde ertheilt und dieser übernahm Ostern 1835 den achtstündigen Unterricht im Lateinischen in der Unterquarta.

Es war, wie gesagt, des jungen Lehrers eigene Wahl, seine ersten Versuche als Erzieher an einer Realschule zu wagen. Selbst noch völlig in humanistischen Studien erzogen musste es ihn reizen, die andere Seite der realen Bildung an der Quelle kennen zu lernen, obwohl er wohl schon damals die Einseitigkeiten beider erkannt und den Grund zu den Anschauungen gelegt hatte, die er nur wenige Jahre später in einer tiefgründigen und hochbedeutenden Arbeit mit vollster Schärfe und Klarheit darlegen sollte.

Den genannten Unterricht in der Unterquarta der Realschule setzte er, nachdem sein Probejahr vollendet war, „aus Liebe zur Sache und zur Anstalt“ freiwillig noch ein halbes Jahr, bis zum Herbst 1836, fort.

Dann schied er am 1. November von der Schule, der er unentgeldlich anderthalb Jahre lang einen Theil seiner Kräfte gewidmet hatte.

Den nächsten Winter, 1836 auf 37, füllt Johann Caspar Schmidt mit neuen Privat-Studien aus und erst am 4. März 1837 bewirbt er sich bei dem „königl. hochwürdigen Schulkollegium der Provinz Brandenburg“ um eine Anstellung gegen Renumeration. Nachdem er dargethan, dass er bisher nicht gewagt habe, um „hochgeneigte Berücksichtigung“ anzugehen, weil er es für seine Pflicht gehalten habe, ausser der Zeit seines Probejahres, noch ein Jahr dazu anzuwenden, die Lücken, welche bei seinem Examen noch in philologischer und philosophischer Bildung sichtbar waren, mit möglichster Gewissenhaftigkeit auszufüllen, und nachdem er „diesen Mängeln begegnet zu sein glaubt“, sagt er: „so vergönnt es mir meine dermalige Lage nicht mehr, ohne Bewerbung um einen Berufskreis auch noch für das Hebräische und Mathematische eine längere Zeit auszusetzen“ und schliesst mit der Versicherung, dass er indessen „entschieden sei, auch ihnen seine, von Berufspflichten freie Zeit zu widmen.“

Auf dieses ernste, ehrliche, von seiner Selbstzucht so beredt sprechende Schreiben wurde er am 16. März kurzer Hand dahin beschieden, dass sich für jetzt keine Gelegenheit zur Anstellung oder Beschäftigung zeige; er habe sich „wegen der letzteren“ übrigens an die Gymnasialdirektoren zu wenden.

Ob er diesen Versuch noch gemacht hat, ist zweifelhaft; es liegen keine Beweise dafür vor und keinenfalls war er von Erfolg begleitet. Nie hat er eine wirkliche Anstellung an einer staatlichen Schule inne gehabt und entgegen den so bestimmten Behauptungen der Lexiken sei hier nochmals ausdrücklich betont: Schmidt war nie Gymnasiallehrer. Wenn er sich selbst in späteren Jahren, als er jede erzieherische Thätigkeit überhaupt längst aufgegeben hatte, so nannte, so folgte er damit nur dem

allgemeinen Brauche, der diese Bezeichnung im Gegensatz zu den Volksschullehrern anwandte.

Damit mag bei dieser Gelegenheit auch gleich ein anderer Irrthum beseitigt werden. So nahe es lag und so spielend leicht es ihm gewiss gewesen wäre, den Doktorgrad zu erwerben, Schmidt hat, wie festgestellt ist, nie den Versuch gemacht zu promoviren. Wie er auch diesen Irrthum dadurch selbst hervorrief, dass er zeitweilig diesen Titel bei seinen polizeilichen Meldungen seinem Namen beifügte, so war er doch nie Dr. phil.

Was Schmidt nach dem Scheitern seiner Hoffnungen unternahm um leben zu können, vermag für die nächste Zeit nicht gesagt zu werden. Wir wissen nur, dass in diesem Sommer 1837 sein Stiefvater Ballerstedt in Kulm an Altersschwäche im Alter von 76 Jahren starb (am 19. Juli) und es ist mehr als wahrscheinlich, dass ihn der Todesfall dorthin rief.

Ob er seine Mutter, die auch ihren zweiten Mann überlebte und von diesem zur Erbin eingesetzt war, da der Ehe, wie erinnerlich, nur eine jung verstorbene Tochter entsprossen war, mit nach Berlin nahm, ob er sie in Kulm liess, ob ihr Geisteszustand sich in den letzten Jahren gebessert oder verschlimmert hatte, und wie lange sie überhaupt noch und wo sie von da an lebte, das alles ist ebenso in Dunkel gehüllt, wie seine Familienverhältnisse überhaupt, die ihn schon Jahre vorher zu so unliebsamen Unterbrechungen seiner Studien gezwungen hatten.

Jedenfalls war sie, seine Mutter, jetzt nicht nur seine nächste, sondern auch seine einzige Verwandte und wenn die Hinterlassenschaft des Stiefvaters, der schon lange seine Apotheke verkauft und als Privatmann in Kulm mit seiner Frau sehr zurückgezogen gelebt hatte, keine grosse gewesen war, so war sie ganz auf ihn angewiesen.

Denn auch der Pathe Sticht, der Strumpfwirker in Baireuth, war 1835 aus dem Leben geschieden und Anfang 1838 folgte ihm seine Wittwe, Johann Caspars Tante von

väterlicher Seite, der mit ihnen seine letzten näherstehenden Verwandten verlor.

Es ist ein anderes Familienereigniss, das — an Stelle der alten, durch den Tod zerrissenen — neue Bande in seinem Leben knüpfen sollte und das unser Interesse zunächst in Anspruch nimmt: — seine erste Ehe.

Als Schmidt Ostern 1833 nach überstandener Krankheit seine Studien an der Universität mit vollem Eifer wieder aufnahm, um sie endlich zu Ende zu führen, zog er von der Poststrasse nach dem Neuen Markt Nr. 2. Dort wohnte er, zwei Treppen hoch, bei der Stadthebeamme D. L. Burtz. Deren Tochter (oder Schwester?), die sich ebenfalls später zur Hebamme ausbildete, Caroline Friederike Burtz, besass eine uneheliche Tochter, die am 26. November 1815 geborene Agnes Clara Kunigunde Burtz. Zwischen dieser und dem neuen Miether knüpfte sich im Laufe der nächsten Jahre ein Verhältniss, das aber erst 1837 zur Ehe führen sollte.

Am 7. Februar dieses Jahres hatte Schmidt die Wohnung am Neuen Markt, die er vier Jahre inne gehabt, mit einer solchen in der Klosterstrasse 5 6 vertauscht.

Am 12. Dezember fand die Trauung zwischen ihm und der nun zweiundzwanzigjährigen Braut, die wie er evangelischer Konfession war, durch den Prediger von St. Marien zu Berlin statt.

Wenige Monate später, am 6. April 1838, zog das junge Ehepaar nach der Oranienburgerstrasse 86.

Hier starb die junge Frau am 29. August im Kindbett an einer zu frühen Entbindung, im Alter von 22 Jahren, 9 Monaten und 3 Tagen. Die Kunst der Ihrigen vermochte weder sie noch das Kind zu retten.

Es war eine stille, harmlose, leidenschaftslose Ehe gewesen, die die Eheleute geführt hatten. Wie sie sich kennen gelernt in dem ruhigen Gleichmaass der Tage, so lebten sie weiter und die Ehe wird keine allzugrossen Veränderungen in ihrem Verkehr nach aussen hin hervorgebracht haben.

Der traurige Tod löschte schnell und unvermuthet die ruhige Flamme dieses stillen Glückes, wenn es überhaupt so ge-

nannt werden darf, das in anspruchsloser Zufriedenheit gewiss noch viele Jahre Nahrung aus sich selbst gezogen hätte und erst erloschen wäre, wenn die Zeit es geboten.

Der vereinsamte Wittwer nahm nach der kurzen Unterbrechung sein früheres Leben wieder auf.

Die alte Burtz hatte mit ihrer Tochter, der „Demoiselle", die sich nun auch als Stadthebeamme etablierte, ebenfalls eine Wohnungsänderung vorgenommen, und zu ihnen, nach der Neuen Friedrichstrasse 79, zog nun am 5. Oktober auch Schmidt, der eben die Stellung, von der gleich die Rede sein wird, angetreten, und wieder, wie als Junggeselle, wohnte der junge Wittwer bei den beiden Frauen, auch dieses Mal mehrere Jahre lang, bis ihn eine neue Heirath abermals von ihnen entfernen sollte.

Auf eine staatliche Anstellung hatte Schmidt längst endgiltig verzichtet. Da er aber auf den Erwerb seiner Lehrthätigkeit angewiesen war, musste er sich zur Annahme irgend einer privaten Stellung entschliessen. Er fand eine solche an der „Lehr- und Erziehungs-Anstalt für höhere Töchter" der Madame Gropius am Köllnischen Fischmarkt 4, in die er am 1. Oktober 1839 eintrat, um von da an ununterbrochen fünf Jahre lang an ihr thätig zu sein.

Die Schule war eine wohlbegründete, angesehene Privat-Anstalt für halberwachsene Töchter aus den wohlhabenden Kreisen, die mit Hülfe einiger Lehrer von der Inhaberin selbst und ihren Schwestern geleitet wurde. Schmidt unterrichtete zunächst in der ersten Klasse zwei Stunden in deutscher Sprache. In einer Prüfung, die am 2. März 1840 abgehalten wurde, prüfte er seine 13 Schülerinnen in der Litteraturgeschichte, vor allem der Schlesischen Dichterschule. „Die Unterhaltung war anziehend und ergab ein erfreuliches Resultat." — Nach zwei Jahren übernahmen frühere Zöglinge der Frau Gropius, die Fräulein Zepp, die Schule. Schmidt gab Lehrstunden in der zweiten Klasse in Gemeinschaft mit der Vorsteherin,

im darauf folgenden Jahre auch noch Geschichte in der ersten Klasse vor 7 Schülerinnen.

Bei seinen Schülerinnen, die er „viele und lange Aufsätze“ schreiben liess, wie bei den Vorsteherinnen war er seines stets sich gleich bleibenden, höflichen und ruhigen Wesens sehr beliebt und geschätzt.

Zu ihrem Erstaunen trat er am 1. Oktober 1844 unvermuthet und plötzlich aus, um von da an nie wieder in seinem Leben eine öffentliche, wie immer auch geartete Stellung, zu bekleiden.

Doch warum und unter welchen Umständen dies geschah, das zu erzähleu gehört, wie überhaupt die Schilderung dieser letzten und wichtigsten Jahre, bereits in die Aufgabe eines anderen Kapitels.

Werfen wir aber zuvor noch einen schnellen Blick rückwärts und lassen wir noch einmal in grossen Zügen die Jahre an uns vorüberziehen, die die äussere Entwickelung dieses Lebens bis zu dem Augenblick bedeuten, wo es sich von anderen so merkwürdig unterscheidet und — scheidet.

Diese Lern- und Lehrjahre, die vergönnt war, in so scharfen und fast lückenlosen Umrissen wieder hinstellen zu können, bilden unzweifelhaft eine der wichtigsten Epochen dieses Lebens. Sie umfassen das ganze Werden des Mannes und führen ihn selbst an die Schwelle der Öffentlichkeit. Noch hat er die Thür zu ihr nicht geöffnet, aber er hat seine Hand bereits an die Klinke gelegt.

Zwanzig Jahre ist der Jüngling alt, da er als mulus mit freudigen Hoffnungen die Universität bezieht; dreissig der Mann, als er sieht, dass alle Anstrengung seiner Jugend ihm nicht einmal zu einer Anstellung verhelfen kann, in der er sein Brot findet.

Eine unruhige, mehrfach unterbrochene Studienzeit, in der der Glanzpunkt wohl jene Reise durch Deutschland ist, die aber im Ganzen immer wieder unter dem Druck

häuslicher Familienverhältnisse leidet, ein mühseliges Examen, aus dessen Vorbereitungen ihn Krankheit herausreisst, eine wohl wenig erquickliche Probezeit als Lehrer ohne Gehalt — das ist der Inhalt dieser zehn Jahre . . .

Eine grosse Muthlosigkeit ist ihr Resultat. Wir hören von keinen neuen Versuchen, ihr zu entgehen, nachdem der erste Versuch um eine Anstellung fehl geschlagen ist. Nur von seiner stillen Ehe wissen wir, die der Tod so schnell wieder löste.

Jahre einer ruhigen Lehrthätigkeit an einer privaten Anstalt folgen, zugleich aber auch Jahre, in der reift und zum Ausbruch kommt, was wir als Frucht dieses Lebens besitzen.

Wie der Boden sich vorbereitete, auf dem sie erwuchs, das können wir nun ahnen. Wie über der ersten Jugend, so liegt über den Lern- und ersten Lehrjahren dieses Lebens jener Schleier, der wohl die Umrisse erkennen lässt, aber das Innere verhüllt. Bisher ist noch kein einziger lebender Zeuge diesem Leben entstanden. Nur Thatsachen, keine Menschen haben gesprochen. Erst jetzt, etwa mit dem Jahre 1840, treten sie auf und geben der schweigenden Gestalt Wärme und Ausdruck. Sie belebt sich und spricht zu uns durch Jener Erinnerungen.

Wir verlassen den Lehrer Johann Caspar Schmidt.

Aber bevor wir uns dem Manne zuwenden, der als Max Stirner wieder vor uns erscheinen wird, haben wir uns eingehend und interessevoll mit jenem Kreise zu beschäftigen, in dem sich von nun an sein Leben abspielen sollte auf viele Jahre hinaus, aus dem uns die Zeugen kommen, durch die er nun zu uns redet, und der den natürlichen Rahmen bildet zu seinem späteren Bilde.

Drittes Kapitel.

Die „Freien“ bei Hippel.

Die „Freien“ bei Hippel.

Im vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts.

Hippel in der Friedrichstrasse. — Erste Anfänge der „Freien“. — Charakteristik. — Der innere Ring. — Der weitere Kreis der Besucher. — Drei Gäste. — Die „Freien“ in der Oeffentlichkeit. — Ton des Kreises. — Seine Bedeutung.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts befand sich in dem Hause No. 94 der Friedrichstrasse in Berlin — es steht noch und liegt der Einfahrt des heutigen Central-Hotels ziemlich gegenüber — eine jener einfachen, aber gediegenen und gemüthlichen Weinstuben, wie sie uns heute etwa noch in der berühmten Habel'schen unter den Linden erscheint.

Der Name ihres Inhabers hatte einen guten Klang als Weinhändler in Berlin. Schon der alte J. M. R. Hippel hatte das Geschäft Jahrzehnte lang besessen; nachdem es dann seine Wittwe einige Jahre geführt, trat sie es 1841 an ihren Sohn Jacob Hippel ab.

In dieser Weinstube begann sich ungefähr um dieselbe Zeit, vielleicht ein Jahr später, ein Kreis von Männern allabendlich zu versammeln, der sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzte, die nur das Eine miteinander gemein hatten: mehr oder minder unzufrieden mit den bestehenden politischen und sozialen Verhältnissen ihrer Zeit zu sein und sie mehr oder minder heftig in der Oeffentlichkeit zu bekämpfen.

Diese ausgesprochene „äusserste Linke" in der grossen geistigen Bewegung der damaligen Zeit erhielt — ob mit, ob ohne ihr Zuthun — den Namen der „Freien" (— da Alles in der Welt einen Namen haben muss —) und hat unter ihm in der Geschichte der vormärzlichen Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt, die sich hauptsächlich an die Thätigkeit des einen und anderen unter ihren Gliedern knüpfte.

Die ersten Anfänge der „Freien“ datiren übrigens — um es ausdrücklich zu bemerken — nicht von Hippel her. Aber die Hippel'sche Weinstube verdrängte bald so sehr alle anderen Kneipen in der Gunst dieses Kreises und so lange ist er ihr unentwegt treu geblieben, so eng hat sich der Name Hippel mit dem seiner interessantesten Gäste verknüpft, dass ihm billig in dieser Beschreibung der Platz gebührt, den er sich in der Culturgeschichte jener Tage, wenn auch nur in einer bescheidenen Fussnote, erworben hat.

Wir finden die „Freien“ vielmehr zuerst — gleich nach 1840 — in dem Herzen Berlins, in der alten Poststrasse. Dort, hinter der Nicolaikirche, an der Ecke der Eiergasse, befand sich eine Bierwirthschaft, deren Wirth nach den Einen Kernbach, nach den Andern Walburg geheissen haben soll und in dessen geräumigem, aber niedrigem und „spärlich erleuchtetem“ Gastzimmer die ersten regelmässigen Zusammenkünfte stattfanden. — Ebenfalls in der Poststrasse, an der Ecke, in der „alten Post“, dem Zeitungsverlagshaus, muss sich ein anderes Local, eine Weinwirthschaft, befunden haben, die das bevorzugte Stammlocal einiger aus dem Kreise war, und ebenfalls, vor der Uebersiedelung zu Hippel, grosse Anziehungskraft ausgeübt haben soll.

Doch verlieren sich alle diese ersten Anfänge allzusehr in das Dunkel der Zeiten und ihre ersten Spuren sind bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Mit wenigen Worten eine Charakteristik der „Freien“ zu geben, ist nicht allzu leicht.

Nur so viel: sie bildeten durchaus keinen „Verein“, wenn sie auch oft als solcher betrachtet und missverstanden wurden. Sie haben nie die Attribute eines solchen beansprucht: nie hatten sie einen „Vorsitzenden“, nie stellten sie Regeln oder Satzungen auf, von denen ihre Zu- oder Nichtzugehörigkeit abhängig gewesen wäre.

Ohne jede bestimmte Absicht entstanden, hielt sich der Kreis nur durch das gegenseitige Interesse seiner Glieder aneinander. Wohl concentrirte sich das Interesse Vieler auf den „inneren Ring" derer, die einmal zu den beständigen Besuchern gehörten und so ganz von selbst den „Stamm" bildeten, dann aber, zum Theil wenigstens, auch durch den öffentlich geführten Kampf mit ihrer Zeit die Aufmerksamkeit vor Allem auf sich und ihre Namen zogen. Aber auch der weitere Kreis dieses Ringes war noch interessant genug, um zu seinem Ruf beizutragen. Er ist ungeheuer gross, und wenn wir die langen Reihen der Namen vor uns haben, hält es fast schwer, sich in der bunten und wogenden Fülle der Kommenden und Gehenden zurecht zu finden. Da waren natürlich an erster Stelle die liberalen Journalisten, die sich angezogen fühlen mussten von dem Bilde, das in seiner reichen Beweglichkeit ihnen immer neuen Stoff zur Anregung bot, und die bei Hippel die bei Stehely am Nachmittag begonnenen politischen Debatten bis in die Nacht hinein fortsetzten; da waren die Schriftsteller und Dichter, die sich berauschten an den Worten, die an der lauten Tafel erklangen und die kommende Zeit geradezu heraufzubeschwören schienen; da die jungen Studenten, die hier die Wahrheiten massenhaft hören konnten, die ihnen von den Kathedern herunter ganz sicher nicht gepredigt wurden.

Da waren weiter die klugen und scharfen Köpfe, die, der Worte und des Wartens müde, mit der Verwirklichung einer Freiheit die ganze herbeiführen zu können glaubten und sich mit der Beute des Freihandels beladen zurückzogen; da einige Offiziere, deren Horizont über Weiber und Pferde hinausging, und die kühn genug waren, sich in den „oben" so verrufenen Kreis zwanglos zu mischen; da endlich eine grosse, bunte Schaar von Gästen aller Art, die kamen und gingen, wiederkamen und fortblieben, und — last not least — da die Damen, die natürlich nicht als solche, sondern als gute Kameraden behandelt wurden und ein offenes Wort nicht übel nehmen durften.

Der grösste Theil der Gesellschaft bestand, wenigstens im Anfang, aus jungen Leuten zwischen zwanzig und dreissig Jahren, und selbst Bruno Bauer, einer der ältesten, hatte damals die Dreissig kaum überschritten.

Alle aber ersehnten sie eine neue Zeit und riefen stürmisch nach ihr . . .

Wer nun aber waren die „Freien“? — „Die Namen will ich, die Namen!“ —

Wie bereits gesagt, waren es die „versprengten Freicorps des Radicalismus“, die — in ewiger Fehde mit den sie umgebenden Verhältnissen — sich unter dieser Bezeichnung zu einem zwanglosen Verkehr sammelten und sich vor Allem um einen Mann schaarten, dessen Name in jener Zeit einen weithin gehörten, gefürchteten Klang hatte, um Bruno Bauer. Der scharfsinnige Bibelkritiker war seiner Stellung als Privadocent an der theologischen Facultät in Bonn enthoben und soeben — im Frühjahr 1842 — von dort nach Berlin zurückgekehrt, um hier im Verein mit seinem Bruder Edgar seine weiteren Schlachten zu schlagen. Seine Absetzung hatte enormes Aufsehen erregt und die Augen der Oeffentlichkeit waren auf den unerschrockenen Mann gerichtet. In Berlin nun sammelten sich gleich von Neuem wieder die „Freien“ um ihn, der an Ruhm und Jahren ihnen voraus war, und so sehr ist Bruno Bauer überall als ihr eigentliches Haupt betrachtet, dass ihm billig auch hier, in der Betrachtung des inneren Ringes der Freien, die erste und breiteste Stelle gebührt.

Der Vater der Bauer's betrieb im zweiten Jahrzehnte des Jahrhunderts in der Taubenstrasse nahe der Dreifaltigkeitskirche ein kleines Porzellangeschäft. Er war aus dem Altenburgischen Orte Eisenberg nach Berlin gekommen, um hier seinen Söhnen eine möglichst gute Erziehung zu Theil werden zu lassen. Egbert und Bruno (1809 geboren) waren noch Kinder, der dritte Bruder

Edgar wurde erst nach der Uebersiedelung der Familie nach Charlottenburg 1820 geboren.

Bruno, unbedingt der befähigste unter seinen Brüdern, ein unruhiger, kritisch veranlagter Kopf, studierte in Berlin 1827 und die folgenden Jahre unter Marheineke und Schleiermacher Theologie, vor Allem aber Philosophie, natürlich bei Hegel. Im Anfang begeisterter Hegelianer der alten Richtung, habilitirte er sich, ein Schützling des Ministers Altenstein und zu dem Kreise junger Leute um die Bettina gehörig, die für sie Studien unter den Aermsten der Armen im Berliner Voigtlande machen mussten, 1834 in Berlin in der theologischen Facultät. Bald darauf begann er auch seine litterarische Laufbahn mit einer Kritik des eben erschienenen, höchste Erregung hervorrufenden „Leben Jesu" von Strauss, noch in dem Glauben: die „geschichtliche Offenbarung" mit dem „freien Selbstbewusstsein" vereinigen zu können.

Wie bald er diesen Glauben als Täuschung empfand zeigt ein Blick auf seine kritische Thätigkeit, die ihn in schnellster Aufeinanderfolge von dem Alt-Hegelianismus ab und weit über Strauss noch hinaus zu der Kritik der evangelischen Synoptiker und zu der Enthüllung der inneren Widersprüche und ganzen Haltlosigkeit der Hegel'schen Philosophie in seiner anonymen Broschüre „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Atheisten", sowie weiter zu seiner Absetzung als Privatdocent in Bonn führte. Der Minister Altenstein hatte seinen Schützling fallen gelassen, als dieser sich immer weiter „nach links entwickelte".

Bruno vertheidigte sich in glänzender Weise in seiner „guten Sache der Freiheit" und fuhr fort sich zu entwickeln. Er erwarb in Charlottenburg seinem Bruder Egbert ein Cigarrengeschäft, das mit einem Verlagsgeschäft verbunden war, in dem nun seine und Edgars Bücher erschienen und als erste, wichtigste Publication die „Allgemeine Litteratur-Zeitung" von 1843—1844 hervortrat.

Die rastlos über Freund und Feind forteilende, von ihm in's Leben gerufene und geleitete Bewegung der „Kritik"

schlug in diesem Organ ihre heftigsten Schlachten, in denen um die „absolute Emancipation" des Individuums, das jedoch nicht den Boden des „reinen Menschenthums" verlassen durfte, mit ebenso viel Heftigkeit, als Begabung gekämpft wurde. Der Feind, dem der Kampf galt, war allmählich die „Masse" geworden: in diesem Schlagwort fasste die „kritisch gewordene" und „absolute" Kritik nach der Ueberwindung der Theologie „an Stelle aller einzelnen Formen der Beschränktheit und der Abhängigkeit" sämmtliche dem „Geiste" feindlichen Bestrebungen zusammen.

Als „Masse" galten somit der „kritischen Kritik" ebensowohl die radicalen politischen Bestrebungen des Liberalismus der ersten vierziger Jahre, als auch die damals erwachende sociale Bewegung, in deren communistischen Forderungen sie mit Recht eine äusserste Bedrohung des „Selbstbewusstseins", der persönlichen Freiheit, erblickten. Die Antwort blieb von dieser letzten Seite nicht aus; Marx und Engels, die Berlin und die „Freien" kaum verlassen, gaben sie 1845 in ihrem gehässigen Pamphlet „Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik, gegen Bruno Bauer und Consorten".

Die „Litteratur-Zeitung", die doch wohl allzu geschäftsmässig bei ihren kritischen Hinrichtungen verfuhr, konnte sich nicht halten, und, da die „Masse" selbst allmählig anfing „kritisch zu werden", wandte sich Bruno Bauer historischen und zeitgeschichtlichen Arbeiten zu, die sich im Laufe der nächsten Jahre als Ergebnisse einer reichen und fruchtbaren, theilweise von Jungnitz und seinem Bruder Edgar unterstützten Thätigkeit zu einer langen Reihe von Bänden sammelten, bis er dann nach der Revolution die Bibelkritik, die seinen Namen berühmt gemacht hatte, wieder aufnahm.

Die Bewegung der Kritik war bereits erloschen. Bruno hatte zuletzt selbst ihre „Gesinnungslosigkeit" proklamirt und damit auch die letzten unter seinen Anhängern vor den Kopf gestossen, sodass auch sie von ihm abgefallen waren.

Die „heilige Familie", um zu ihr zurückzukehren, so wurde spöttischerweise der Kreis genannt, der sich um

Bauer in Charlottenburg bildete und sich zum grössten Theil aus den nicht allzu zahlreichen Mitarbeitern der Litteratur-Zeitung zusammensetzte. Sie erhielt oft Verstärkung und Zuschuss an Mitgliedern von den „Freien“ und im Sommer wurden von Charlottenburg aus die gemeinschaftlichen Ausflüge nach dem „Spandauer Bock“, dem kleinen Haus an der Haide, gemacht. Im Uebrigen aber war die „heilige Familie“ doch wesentlich verschieden von den „Freien“. Es überwog in ihr das weibliche Element zeitweise ganz bedeutend und auffällige Erscheinungen, wie die der Louise Aston, brachten genügend Leben in das stille, einträchtige Haus, in dem die Brüder unablässig fleissig arbeiteten, während der Vater-Porzellanmaler mit Egbert die Bücherballen band und die alte Mutter geschäftig vorn im Laden Cigarren verkaufte.

Bruno's um elf Jahre jüngerer Bruder Edgar hatte ebenfalls auf seinen Antrieb hin zuerst Theologie studirt, sich dann aber aus praktischen Gründen der Rechtswissenschaft zugewandt. Er besass bei Weitem nicht die geistige Bedeutung Bruno's und stand lange Zeit völlig unter dessen Einfluss. Manche Wandlungen seiner Ansichten sind nur so zu erklären.

Gleich Bruno zunächst Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher von Ruge (1838 ff.), war seine erste Schrift eine Vertheidigung seines Bruders gelegentlich dessen Absetzung. Beiden war nun jede öffentliche Stelle in Preussen ein für allemal verschlossen.

Ein Jahr später wurde ihm wegen seiner scharfen und muthigen Arbeit „Der Streit der Kritik mit der Kirche und dem Staate“ ein langwieriger Prozess gemacht, der mit seiner Verurtheilung zu drei Jahren Festungshaft endete, die er von 1846 an in Magdeburg verbüsste. Wie Bruno, und kaum minder fruchtbar, wenn auch weniger gründlich, beschäftigte er sich dort mit Geschichtsschreibung, um sich dann nach seiner Entlassung — wieder in Berlin — in die Bewegung der Revolutionsjahre zu stürzen.

Als dritter im Kreise der „Freien“ wäre der Schriftsteller Ludwig Buhl zu nennen. Wenn die Namen der

Bauer's, besonders der Bruno's, heute noch eine gewisse Geltung haben, ist Buhl heute so gut wie vergessen und seine Schriften werden schwerlich je wieder an's Tageslicht gezogen werden. Und doch stand er — „in einem schwachen Körper eine starke, unverwüstliche Natur“ — an kritischer Schärfe den Brüdern keineswegs nach, übertraf jedenfalls Edgar an Schärfe des Blicks und Consequenz. Er war einer der Ersten, der erkannte, dass die Kritik sich nicht gegen diese oder jene Form des Staates, sondern gegen das Wesen des Staates überhaupt zu richten habe, um irgend welche praktischen Resultate zu erzielen. Diese Ansicht vertrat er zuerst in seiner „Berliner Monatsschrift“, von der noch die Rede sein wird, nachdem er socialpolitischen Fragen schon wiederholt in seiner verbotenen Zeitschrift „Der Patriot“ von 1842, in seiner Schrift über die Verfassungsfrage und in seinem Buche über „die Herrschaft des Gebiets- und Bodenprivilegiums in Preussen“ nahe getreten war. Ein ausgezeichneter Uebersetzer z. B. der „Zehn Jahre“ von Louis Blanc, „wo er jedes Dieu mit Vernunft übersetzte“, und trotz aller Hast seiner Arbeiten ein sorgsamer Stylist, gilt seine Uebertragung der Casanova'schen Memoiren noch heute allgemein für unübertrefflich.

Buhl war ein Berliner und 1814 geboren. Wenn er nicht irgend eine Gefängnissstrafe abzusitzen hatte, deren er sich zahlreiche, einmal durch seine Schriften, ein anderes Mal durch ein ironisches Hoch auf die Polizei auflud, — er war bald drei Wochen, bald drei Monate, einmal sogar ein Jahr auf der Festung, – so war er immer bei Hippel zu sehen, einer der treuesten Besucher und einer der — lautesten.

Ebenfalls zu den regelmässigsten Gästen bei Hippel gehörte der Litterat Dr. Eduard Meyen, der, 1812 in Berlin geboren, dort und in Heidelberg Philosophie und Philologie studirt und sich später ausschliesslich litterarischer Thätigkeit zugewandt hatte, die zu eifrigster Mitarbeiterschaft an den verschiedensten Zeitungen, den

Hallischen Jahrbüchern, sowie zur Uebernahme der Redaction der „Litterarischen Zeitung“ und späterhin des „Athenäums“ führte, jedoch in keinem selbstständigen Werke Spuren hinterliess. Meyen war ein geachteter, ehrlicher Tagesjournalist. Wie scharf seine Feder werden konnte, hatte er bereits vor 1840 in seiner Streitschrift gegen den Professor Leo, den „verhallerten Pietisten“, gezeigt. Meyen war übrigens der Onkel des Dichters Alfred Meissner.

Körperlich, wenn auch nicht geistig, überragte alle anderen der Journalist Friedrich Sass, ein geborener Lübecker, wegen seiner sechs Fuss hohen Gestalt meist „der lange Sass“ genannt. Er war ein fähiger Journalist und gab durch eine Broschüre, die er unter dem lange festgehaltenen Pseudonym Alexander Soltwedel schrieb, den ersten Anlass zur Bildung einer deutschen Flotte. Auch war er eine Zeit lang der Herausgeber des „Pilot“. Sein umfangreichstes Werk, das er 1846 veröffentlichte, behandelt „Berlin“, und ist nicht ohne Werth, beweist aber, wie wenig er sich Mühe gegeben hatte, in den geistigen Gedankenkreis seiner Hippel'schen Freunde einzudringen. Aber nicht dies Werk, sondern seine gelungenen Gassenhauer, wie die „Lieder“ auf den Bürgermeister Tschech und den Mörder Kühnapfel, die von ihm herrühren sollen, haben sich ihrer drolligen Ungenirtheit wegen in dem Gedächtnisse der Zeit erhalten. Der „lange Sass“, auch „Literarchos“ genannt, war ständiger Kaffeegast bei Stehely und verkehrte viel mit den „Freien“, für die er ebensowohl die Zielscheibe des Witzes abgab, wie später für den „Kladderadatsch“. . . .

Ebenfalls Journalist, aber weit höher begabt, dabei ein Stück Dichter und eine Natur nicht ohne einen genialen Zug in's Grosse, war Hermann Maron. Aus sehr gutem Hause, von Jugend an verwöhnt, doch ohne Vermögen, um seinen Neigungen leben zu können, brachte ihm das Leben frühzeitige Enttäuschungen. Er muss bei Hippel noch in späteren Jahren, als die Gesellschaft schon anfing sich aufzulösen, verkehrt haben.

Für eine Zeit soll auch Dr. Arthur Müller, der im Jahre 1848 die „ewige Lampe“ redigirte, ein fleissiger Besucher gewesen sein.

Des Weiteren verkehrte unter den „Freien“ der Lieutenant Saint-Paul. Er war als Censor nach Köln gesandt, um dort die „Rheinische Zeitung“ zu beobachten, war aber viel lieber mit ihren Redacteuren Abends gemüthlich zusammen. Als sie dennoch einging, kehrte er nach Berlin zurück. Er war einer der lebhaftesten des ganzen Kreises und kümmerte sich wenig um die Tendenzen der „Kritik“, wenn er sich bei ihr nur amüsirte.

Als Letzter des innern Ringes sei Carl Friedrich Köppen genannt. Er war Gymnasiallehrer und unterrichtete im Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule. Er verkehrte lange Jahre bei Hippel, eng mit den „Häuptern“ befreundet. „Es konnte nicht fehlen, dass ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die sie mit einander hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zu Zeiten widerklang,“ sagt dieser Schüler in dankbarer Erinnerung an den trefflichen und allgemein geachteten Mann.

Ein Kollege Köppen's, und mit ihm oft bei Hippel, war ein gewisser Mussak, von dem wir aber nichts Näheres wissen.

Wenn wir nun von der Betrachtung dieses „inneren Ringes“ bei Hippel zu der des weiteren Kreises übergehen, soll zunächst betont werden, dass gewiss Mancher aus diesem letzteren wenigstens zeitweise ebenso oft und öfter zu Hippel kam und desshalb ebensowohl eine genauere Schilderung verdient hätte, als die Genannten. Aber theils werden die Namen dieser doch im Laufe der Jahre nicht so regelmässig und immer wieder genannt, theils zogen sie auch das Interesse noch nicht so auf sich wie jene.

Es ist eine fast unübersehbare Schaar, dieser weitere Kreis . . . Es wäre eine vergebliche Mühe, auch nur den

Versuch zu machen, zu sagen, wann, wie oft und wie lange jeder Einzelne dieser wirren Menge bei Hippel verkehrte. Da ist einer, der vielleicht nur ein paar Mal kam, um dann für immer fortzubleiben; da ein anderer, der Jahre zwischen seinen ersten und letzten Besuch legte; da ein dritter, der regelmässig eine kurze Zeit kam, so regelmässig wie nur einer; und da ein vierter, der kam, wenn es ihm gerade passte . . . Und alle diese gehen und kommen in der langen Zeit von zehn Jahren! . . .

Daher ist mehr als eine Namens-Aufzählung zu geben unmöglich. Um einigermassen die Uebersicht zu erleichtern, wurde, so weit es anging, in Gruppen zusammen gestellt, was entweder von einer solchen, z. B. von dem Rütli, zu den „Freien" kam, oder von diesen heraus selbst zu einer solchen wurde, z. B. der „Freihandels-Verein". Auch was sich später aus Gründen des Interesses zu einem besonderem Zweck anderweitig zusammenthat, z. B. zur Gründung einer Zeitung, wurde zusammen genannt. Dass mit dieser sich von selbst ergebenden Art der Anordnung der vielen Namen keine „Classificirung" irgend einer Art bezweckt wird, braucht hoffentlich nicht besonders betont zu werden.

Ebenso begreiflich ist es, dass sie sämmtlich hier nur kurz gestreift werden und unser Interesse nur in zweiter Linie in Ansruch nehmen dürfen. Ueber die meisten wird man sich an anderen Orten ausführlicher unterrichten können. Auf Alle hat auch der flüchtigste Besuch bei den „Freien" einen gewissen Eindruck hinterlassen und nur bei einigen wurde er im Laufe der Jahre völlig verwischt. Die Wenigsten von ihnen allen sind mehr am Leben: einige sind in Elend und Verlassenheit gestorben, andere haben es „zu Etwas gebracht" und gelangten zu „Ehren und Würden". Alle aber sind sie auseinander gesprengt und über die Erde verstreut und nur die Wenigsten der Lebenden stehen unter einander noch in irgend einer Beziehung.

Ganz ausserordentlich gross ist die Zahl der Journalisten, die bei Hippel aus- und eingingen. Sie setzten sich zum Theil aus denen zusammen, die auch Nachmittags

in dem berühmten „rothen Zimmer“ der Stehely'schen Conditorei zusammentrafen, theils hatten sie keine so ausgesprochen radicale politische Anschauung und kamen mehr der Neugierde wegen und aus flüchtigem Interesse.

Einer der begabtesten und sicher der energischste unter ihnen allen, obwohl man es ihm nicht ansah, war Gustav Julius, der so früh in London sterben sollte, der Gründer der „Berliner Zeitungshalle“, des in den Revolutionsjahren so vielbesuchten und in der Geschichte jener Tage so oft genannten Lesezimmers am Gensdarmenmarkt. Dann kamen: Dr. Karl Nauwerck, ein stiller und fleissiger, aber innerlich conservativer Privatdocent an der Universität, der Verfasser der Schrift: „Ueber die Theilnahme am Staate“; Guido Weiss, der spätere Begründer der „Wage“; Adolph Streckfuss, der sich lebhaft an der Revolution betheiligte; Feodor Wehl, der Redakteur der „Wespen“; Max Cohnheim, ein junger Journalist; Albert Fränkel, einer der ältesten Mitarbeiter der „Gartenlaube“; Adolph Wolff, genannt der „schwarze Wolff“, der auch Schönfliess hiess, der Verfasser der „Revolutions-Chronik“; Ludwig Köppe aus Dessau, der Bruder des früheren anhaltischen Ministers; Jungnitz, der Mitarbeiter Bruno Bauer's an dessen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neueren Zeit“; Julius Löwenberg, späterhin Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung“; und endlich ein G. Wachenhusen, der Verfasser einer Schrift „An die deutschen Studenten“.

Neben den Journalisten wurden auch junge Dichter viel bei Hippel gesehen, Begeisterung bringend und mit sich nehmend aus dem stets anregenden Kreise. Waren sie doch alle miteinander hineingerissen in die heisse Erregung jener Tage und nahmen sie doch damals noch lebendigen Antheil an den Fragen, die ihre Zeit bewegten, ohne Angst vor der „Tendenz“. Da sah man den jungen Rudolph Gottschall, der — von Königsberg seiner „Censurflüchtlinge“ und seines „Ulrich von Hutten“ wegen verwiesen, — in Berlin 1844 sein Jahr bei den Gardeschützen

abdiente; etwas früher, 1843, den vierundzwanzigjährigen, schon den Doctorgrad tragenden Wilhelm Jordan, der eben seine ersten Lieder von der „Glocke und Kanone“ gesungen und nun hier die Gestalten seines späteren „Demiurgos“ vor sich sah; ferner Karl Beck, den genialen Sänger der „Nächte“, der bereits seine „Gesammelten Gedichte“ erscheinen lassen konnte und von allen Seiten in Berlin ausgezeichnet wurde; da einen jüngeren, heute verschollenen Dichter Otto von Wenckstern, der in Bonn studirt hatte; endlich den heute ebenfalls vergessenen Reinhold Solger, den hochbegabten Dichter des leider unvollendeten „Hans von Katzefingen“, der mit Kossuth nach Amerika ging, wo er starb.

Unter den Dichtern sei auch J. L. Klein, der Dramatiker und Herausgeber des „Modenspiegels“ genannt, dessen „Zenobia“ damals eben erschienen war; und endlich noch einer interessanten Erscheinung gedacht, der Albert Dulk's, des Verfassers der dramatischen Dichtung „Orla“.

Manche der Mitglieder der „Freien“ gehörten auch oder in erster Linie anderen Vereinigungen an, oder bildeten solche, nachdem sie durch ihre Bekanntschaft ein gemeinschaftliches Interessenprincip gefunden hatten.

So kamen von ihrem „Rütli“, einem litterarisch-wissenschaftlichen Verein, der aber auch den „höheren Blödsinn“ eifrig pflegte, junge und begabte Köpfe zu den „Freien“ herüber, um gerngesehene Gastrollen zu geben oder auch länger zu bleiben. Wir nennen Titus Ullrich, den jungen Dichter des „hohen Liedes“; den Musikkritiker und Humoristen Ernst Kossak; den Geschichtsmaler Heinrich Ulke, der mit jugendfrischer Begeisterung jede neue Freiheitsidee in sich aufnahm. Der Besuch dieser Räthleute fällt vor allem in die Jahre 1844—45.

Zum Theil aus diesem Rütli-Verein hervorgegangen waren die späteren Begründer und Mitarbeiter des „Kladderadatsch“, alle bei Hippel mehr oder minder häufige Gäste. Vor allen David Kalisch, der eigentliche Vater des „Kladderadatsch“, wie der des Berliner Witzes, der bei

den „Freien“ seines Witzes wegen gern gesehen wurde, aber auch von ihrer scharfen Kritik Manches gelernt haben mag. Dann dessen Vettern: Rudolf Löwenstein, der Mnemoniker und Dichter reizender Kinderlieder und Ernst Dohm, der indessen erst in späteren Jahren zu Hippel kam, wie er ja auch erst 1849 nach dem Wiederaufleben des „Kladderadatsch“ an dessen Spitze trat. Endlich des Blattes späterer Illustrator, der Zeichner Berliner Lebens, Wilhelm Scholz, der aber nur einige Male kam.

Als weitere Gruppe wären die zu nennen, die sich später unter ihrer gemeinsamen Idee des Freihandels zu einem „Freihandels-Verein“ enger zusammen schlossen.

Unter ihnen an erster Stelle Julius Faucher, der eigentlich seinen Platz in dem „engeren Ringe“ hätte haben müssen, denn er war lange Zeit ein regelmässiger Besucher bei Hippel und wahrlich keiner der langweiligen. Er war 1820 in einem der Eckhäuser an der Kreuzung der Friedrichstrasse und der Linden in Berlin geboren. Sein Vater gehörte zu der französischen Colonie, den Nachkommen der ehemaligen Emigranten. Auch Julius hatte mehr von einem Romanen als einem Deutschen an sich. Von scharfem Verstand, schlagendem, aber nie rohem Witz, sprudelnder Lebhaftigkeit war er eine durch und durch geniale Natur und überall ein beliebter Gesellschafter. Er hatte sich 1845 mit der Pflegetochter des Hutmachers Sommerbrodt, Karoline, verheirathet und kam ein Jahr später von Berlin nach Stettin, und von da nach ruhelosen Agitationsreisen nach Berlin zurück, wo er nach der Revolution die „Abendpost“ gründete, eine der bestredigirtesten, radicalsten und interessantesten Tageszeitungen, die jemals existirt haben. Da sie dem „Zwangsstaat“ von mehr als einer Seite und mit den schärfsten Waffen zu Leibe ging, machte dieser ihr das Leben auf seine bekannte Art uud Weise unmöglich und Faucher ging mit dem ebenfalls an ihr betheiligten Dr. Meyen nach London.

Dem Freihandels-Verein, dessen Seele er war, gehörten ausserdem von den „weiteren Hippelianern“ noch an: der

Litterat Dr. Bettziech, der unter dem Pseudonym H. Beta spätere eifrige Mitarbeiter der „Gartenlaube"; der „dicke" Stein; John Prince-Smith, der bekannte Freihändler, und Dr. Wiss, der lange Zeit in freundschaftlichster Weise mit den Häuptern der „Freien" bei Hippel verkehrt haben muss, später mit Ruge die „Reform" zu gründen versuchte und dann nach Amerika ging, wo er Redacteur der amerikanischen Turnzeitung wurde, bis er wieder nach Europa zurückkehrte.

Da waren ferner die, welche sich später zur Begründung der National-Zeitung und Mitarbeiterschaft an ihr zusammenthaten und dann theilweise auch fortblieben: zunächst Dr. Friedrich Zabel, damals noch Lehrer an einer höheren Schule, ihr eigentlicher Begründer und späterer Leiter; Otto Michaelis, der Freihändler und spätere Schöpfer der Gewerbeordnung; Otto Wolff, der dann nach Stettin als Redacteur ging; Theodor Mügge, der seine fruchtbare Laufbahn als Romanschriftsteller soeben mit seinem „Toussaint" begonnen hatte; und Adolf Rutenberg, der von der „Rheinischen Zeitung" in Köln nach ihrer Unterdrückung wieder herübergekommene alte Burschenschafter und aller Philosophie abholde Tagesschriftsteller.

Dann die späteren Mitarbeiter der genannten Zeitung: die Brüder Adolph und Otto Gumprecht aus Erfurt, Reiseschriftsteller der eine, Musikkritiker der andere.

Auch die Socialisten erschienen und waren sogar im ersten Anfang fleissige Besucher des Kreises, bis ihre Thätigkeit sie von Berlin forttrieb und ihre persönlich so gehässige Kritik ihr Verweilen in ihm unmöglich gemacht hätte. Gleich im Anfang der vierziger Jahre tritt uns hier die Gestalt von Karl Marx entgegen und die seines Freundes Friedrich Engels. Ferner der Romanschriftsteller Ernst Dronke, der Verfasser eines Buches über „Berlin", und von Novellen „Aus dem Volke", der schon bald vor den Chikanen der Polizei nach England flüchten musste.

Von den Einzelnen, die als zeitweilige Besucher bei Hippel erschienen und im Laufe der Jahre hier und da, öfter oder seltener, die Zahl der Gesellschaft durch ihr Erscheinen vermehrten, seien die folgenden noch genannt:

Hermann Raster, damals ein junger Student, später der bekannte Redacteur der „Illinois Staats-Zeitung“ in Chicago; Alexander Kapp, ebenfalls ein junger Student der Rechte; der „lange Liederling“ Hieronymus Thrun, seines Zeichens Musiklehrer, ein verbummeltes Genie; ein Architekt Freiesleben aus Dessau, einer der späteren „lateinischen Bauern“ in Texas; Enno Sander, der sich am badischen Aufstand betheiligte; W. von Neumann, dessen Vetter; der Aestethiker Max Schasler; die Buchhändler Cornelius und Twietmeyer; W. Caspary; von Förster, ein geistreicher Cyniker; Walter Rogge, späterer Pfarrer; Dr. Gustav Levinstein; Bürgermeister Zehrmann, später in Potsdam; Max Schmidt, ein junger Maler aus Weimar; ein Freiherr von Gaudy; Alcibiades Faucher, ein Bruder von Jules, der geistig mehr als schwerfällig war und sich alle Abende seinen Rausch antrank.

Und um noch einige weitere Namen wieder zu nennen, wie sie genannt wurden, ohne jeden weiteren Anhaltspunkt: ein von Leitner aus Oestereich; ein Jurist Nernst; Carl Noback; und ein gewisser Waldeck, aber nicht der aus seinem Processe so berühmte Obertribunalrath.

In der Revolutionszeit traten viele neue Gesichter flüchtig in den Kreis der Freien; manche würden dem Kenner der Geschichte jener Tage vertraut ins Ohr klingen, aber ihre Erscheinungen verschwanden so schnell, wie sie gekommen, wieder und wir haben bereits der Namen zu viele genannt.

Aber, wird man fragen, es waren doch auch Frauen bei „Hippel“? — Ganz gewiss und wir sehen sie unbefangen

und ohne Ziererei an dem lauten Tische sitzen, der von ihrem Geiste dieselbe Männlichkeit verlangte, wie von jedem anderen Besucher, wenn es galt, ohne jede Sentimentalität und Prüderie die Fragen zu behandeln, welche Tag und Zufall gerade gaben.

Leider wissen wir ausser der einen, die uns noch so viel beschäftigen wird, nur von sehr wenigen. Da war die Frau des Dr. Wiss, eine Demokratin vom Scheitel bis zur Sohle; eine verheirathete Schauspielerin von Ruf, deren Name vergeblich gesucht wurde; und Karoline Sommerbrodt, die Frau Fauchers. Mehrere Männer brachten auch ihre Geliebten mit, so Buhl die seine, die den Spitznamen Mirabeau führte. Endlich sei noch Louise Aston genannt. Sie war eine der auffallendsten Erscheinungen der damaligen Zeit. Jung verheirathet und bald geschieden von ihrem Manne, einem Engländer, temperamentvoll und leidenschaftlich, war ihr, bevor sie nach Berlin kam, bereits ein gewisser Ruf vorangegangen. Ihre anmuthige Erscheinung, ihre elegante Toilette, die sie zuweilen mit Männerkleidern vertauschte, ihr ganzes freies und doch nicht lautes Auftreten fesselte auch hier die Aufmerksamkeit Vieler. Sie wurde 1846, ihres Umganges mit den radicalen Elementen wegen, ausgewiesen, lebte einige Zeit in der Nähe Berlins und kehrte erst später dorthin zurück. Uebrigens erschien sie selten unter den „Freien“. Ihre Schriften sind ohne besondere Bedeutung und verrathen wenig von der Originalität ihrer Persönlichkeit, die wohl mehr in Aeusserlichkeiten bestanden haben mag.

Auch Gäste erschienen öfters an der Tafelrunde, die auf der Durchreise durch Berlin begriffen waren und, von dem Ruf der „Freien“ angelockt, sich durch den Augenschein von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen und die Träger der so oft genannten Namen in persönlichem Umgange kennen zu lernen wünschten.

Von drei solchen flüchtigen Gastbesuchen bekannter Persönlichkeiten hat sich die Kunde erhalten, aber es muss leider gleich hinzugefügt werden, dass kein einziger dieser drei Grössen es auch nur für die Länge eines Abends unter den ihnen „allzu Freien“ aushielt, sondern nach kurzem Aufenthalt verschwand.

Der erste war Arnold Ruge. Er erschien Anfangs November 1842 eines Abends mit dem Verleger Otto Wigand aus Leipzig und seinem Bruder Ludwig bei Walburg in der Poststrasse. Es trieb ihn die Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit denen er als Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher“ schon so lange in regem Verkehr gestanden. Er traf die ganze Gesellschaft beisammen. Ludwig Ruge erzählt: „Anfangs war es ziemlich stille, und er bildete den Mittelpunkt der Unterhaltung. Nach und nach befreiten sich einige aus der philiströsen Unterhaltung“ — Ruge hatte mit Bauer, Nauwerck und Köppen den Plan einer „freien Universität“, unter den damaligen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, erörtert, und den Jüngeren, die erst still zugehört hatten, wurde die Sache langweilig und sie opponirten — „und verfielen in ihren alten gewohnten Ton. Die freie Stimmung steigerte sich bis ins Unglaubliche. Ich sah wie Arnold stumm und wie versteinert dasass. Ein Sturm musste ausbrechen, denn es kochte und siedete in ihm. Mit einem Male sprang er auf und rief mit lauter Stimme: „Ihr wollt frei sein und merkt nicht, dass Ihr bis über die Ohren in einem stinkenden Schlamm steckt! Mit Schweinereien befreit man keine Menschen und Völker! — Reinigt Euch zuerst selbst, bevor Ihr an eine so grosse Aufgabe geht!““

Damit verliess der eitle Mann, dessen sehr überschätzte geistige Bedeutung seinem Einfluss in damaliger Zeit nie gleichgekommen ist, die Gesellschaft, um nie wiederzukehren. Man kann sich denken, dass der moralische Entrüstungsausbruch dieses Predigers in der Wüste bei den Zurückbleibenden nur die ungeheuerste Heiterkeit erregte

und wird die Bitterkeit verstehen, mit der nachher von dem in seinen heiligsten Gefühlen Gekränkten auf die „Freien" losgezogen wurde. Wenn dies gleichgültige Ereigniss auch nicht zu „einem allgemeinen Stadtklatsch" gedieh, so trug es doch dazu bei, die „Freien" nach aussen hin in Verruf zu bringen, um so mehr, als sie selbst natürlich nicht daran dachten, zu antworten. Arnold Ruge aber bildete sich allen Ernstes ein, „halb und halb die Gesellschaft gesprengt zu haben."

Ein zweiter Besucher benahm sich zwar weniger albern, als Ruge, indem er einfach stillschweigend fortging, als es ihm nicht mehr gefiel, war aber nicht glücklicher. Es war Georg Herwegh, der Dichter der „Gedichte eines Lebendigen", der auf seiner Triumphreise durch Deutschland ebenfalls im November 1842 nach Berlin gekommen war, wo er von dem König bekanntermassen empfangen wurde, obwohl seine Gedichte erst kurz vorher in Preussen verboten worden waren. Er blieb bei den „Freien" nur eine kurze Weile, sprach auf Verlangen einige seiner Verse mit gewohnter Verve und ging wieder. In seinem Urtheil über die Gesellschaft, — er spricht von ihrer „Polissonnerie" — ist er offenbar stark durch Ruge beeinflusst worden, der sagt, dass Herwegh sogar Verse gegen das Unwesen gedichtet habe. Jedenfalls hatte sich der junge, gefeierte, damals schon so verhätschelte Dichter unter den freimüthigen, formlosen Kritikern aller Verhältnisse wenig wohl gefühlt.

In der Oeffentlichkeit wurde nachher behauptet, die „Freien" hätten Herwegh's Besuch zum Anlass einer grossen Demonstration machen wollen und es wurde heftig darüber hin und her gestritten, ob der Dichter überhaupt unter ihnen gewesen sei oder nicht. Ihre Existenz ward auf alle Fälle wieder einmal festgestellt. Die „Freien" waren eben, wie Bruno Bauer einmal später sagt, das Gespenst des Jahres 1842; und mit Recht meint er, dass Herwegh sie hätte besser studiren müssen, als er es gethan, um über sie so urtheilen zu können.

Ein dritter Gast, gleichfalls nur für den Theil eines einzigen Abends, war ein weit weniger bedeutender Dichter:

Hoffmann von Fallersleben. Der in Breslau abgesetzte Professor durchzog als wehklagender Barde die deutschen Gaue und kam 1844 auch nach Berlin. Es war wieder die „Weinstube in der Poststrasse“ und nicht Hippel, die die Ehre auch dieses Besuches empfing. Hoffmann behauptet die beiden Bauers „in einem unzurechnungsfähigen Zustande“ gefunden und bei ihren „rohen und gemeinen Aeusserungen sich so unbehaglich gefühlt“ zu haben, dass er ausgewandert sei. Klingt schon der erste Vorwurf gerade aus diesem Munde etwas merkwürdig, so haben hier zweifellos auch noch andere Umstände mitgewirkt, um den höheren Bänkelsänger zum Fortgehen zu bewegen.

Aber, wie gesagt, die „Freien“ liessen alle Kritik stillschweigend über sich ergehen und lachten höchstens dazu.

Der Besuch solcher Gäste, wie diese drei, trug nun zwar wesentlich dazu bei, den Ruf der „Freien“ in der Oeffentlichkeit zu verbreiten, aber in durchaus keiner schmeichelhaften Weise, und in der Presse — allerdings in welcher Presse! — wurde kaum jemals ein gutes Wort über die „Hippel'sche Bande“ gesagt.

Wie viel dabei auf Rechnung der Sensation zu schreiben war, werden wir noch sehen. Einstweilen fragen wir, was überhaupt das Thun und Treiben einer privaten Gesellschaft die Oeffentlichkeit anging? —

Es war so gekommen. Ein offenbar beschäftigungsloser Korrespondent der „Königsberger Zeitung“ hatte Anfang Juni 1842 dorthin in einem langen Artikel über die Entstehung eines Vereins berichtet, „dessen Zweck dahin gehen sollte, die bekannten holsteinischen „Philalethen“ aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erneuern“ und der den Namen „die Freien“ führen würde. Was der betreffende Korrespondent dann weiter faselt, ist ungefähr das Folgende: wie jene älteren Philalethen verwerfe auch der „Verein der Freien“ die Bibel, wolle auch an Stelle der Tradition kein anderes bestimmtes Glaubensbekenntniss setzen, sondern

einzig und allein die Autonomie des Geistes auf's Schild erheben, überhaupt schliesse sich der neue Verein dem alten in allen Punkten an, nur nicht in seinem Verhalten zur Staatsgewalt; der neue Verein sei vielmehr entschlossen, gleich von Anfang an entschiedener hervorzutreten, so den Austritt seiner Mitglieder aus der Kirche öffentlich zu erklären, um nicht durch rein passives Verhalten in den Verdacht der Heuchelei zu gerathen; u. s. w.

Es versteht sich von selbst, dass dieser ganze Unsinn entweder in dem Gehirn des lohnhungrigen Tagesschreibers selbst entstanden war, oder ihm durch einen Spassmacher der Hippelianer suggerirt und dann von dem Nichtswisser für baare Münze genommen worden war.

Von Berlin aus hiess es denn auch nach Königsberg, dass man „hiesigenorts“ überhaupt von dem „neuen Verein“ nichts wüsste.

Aber das „Frankfurter Journal“ liess sich abermals und noch gründlicher düpiren. Es brachte sogar in einem Artikel vom 7. Juni das angebliche „Glaubensbekenntniss“ der „Freien“. So wahnsinnig erscheint dieses Dokument, wenn man die wirklichen Ansichten der so radikalen Gesellschaft kennt, dass man geneigt ist, irgend eine grobe Verwechselung oder Unterschiebung anzunehmen. Denn wenn aus dem Königsberger noch der soufflirende Schalk spricht, so hat sich offenbar der Frankfurter den Wisch irgend einer religiösen Secte in die Hand stecken lassen. Denn es heisst in diesem Glaubensbekenntniss, um nur einen Satz zu citiren: „Wir glauben an einen einzigen, allmächtigen, allweisen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Vater aller Wesen . . .“ und am Schluss: „Wir feiern mit kindlichem Danke Feste zur Ehre des einigen Gottes . . . der unserer Seele gnädig sein möge jetzt und in Ewigkeit.“

Die Oeffentlichkeit glaubte denn auch nie im Ernste an die Existenz der Gesellschaft und blieb im Unklaren über ihre Ziele und Zwecke.

Was später in sie drang, beschränkte sich auf kurze Notizen, die allerdings ganz darauf berechnet waren, dem

Philister einen Schauder vor dem wüsten Treiben der Verworfenen einzujagen, und sie ihm in Wirklichkeit so erscheinen zu lassen, wie sich seine Phantasie die „Verneiner alles Göttlich- und Menschlich-Heiligen“ in ihren Träumen darstellte.

Eine Rolle haben die „Freien“ als solche nie gespielt. Als sich in den Revolutionsjahren einige aus dem Kreise an der Bewegung betheiligten, thaten sie es auf eigene Faust, und die Oeffentlichkeit hatte den Kreis bereits so aus den Augen verloren, dass man ihre Namen nicht einmal mehr mit ihm in Verbindung brachte.

Er wäre heute überhaupt vergessen, wenn nicht die Erinnerung an Einzelne, die ihm angehörten, immer wieder auch die an die Stätte ihrer Zusammenkünfte wachgerufen und wachgehalten hätte.

Wie ging es nun bei Hippel zu? —

War der Ton des Kreises wirklich ein derart unerhörter, wie berichtet wurde, oder beruhten die Gerüchte nicht zum grössten Theil auf mehr oder minder böswilligen Uebertreibungen, sowie auf Voreingenommenheit des Urtheils? —

Ganz gewiss ist das letztere der Fall.

Vor Allem war der Ton ein sehr verschiedener, je nach der Zahl und Art derer, die gerade zusammentrafen.

Es mochte vorkommen, dass, wenn man zu Hippel kam, man Bruno Bauer mit irgend einem der Anwesenden in eifriges Kartenspiel vertieft fand, das stundenlang dauern konnte. Es war Kreuz- oder Eichel-Mariage, was man spielte; kaum wurde ein Wort gesprochen, und den Pfeifen entstiegen dichte Wolken; nur ab und zu fiel eine Bemerkung. Und wie er gekommen so ging der kleine, knorrige Mann wieder und die Andern, die sich ebenso still auf ihre Weise amüsirt hatten, ebenfalls. Erstaunt frugen dann die Zuschauer eines solchen Abends: so also beschäftigen sich Menschen mit „Stirnen, an denen der Ver-

stand zu Tage liegt"? — Aber das sind ja die reinen Philister!

Man konnte es aber auch anders treffen, besonders wenn viele der jüngeren Leute dabei waren. Da war die ganze lange Tafel bis an das unterste Ende besetzt und in heftiger, lauter Discussion verflog der Abend: eine Bemerkung war gefallen, die irgend einem nicht gefiel, er hatte sie aufgenommen, ein Dritter hatte geantwortet und bald war das lebhafteste Gespräch im Gange. Lange sprach keiner und jeder suchte sich kurz zu fassen. Höchstens Bruno Bauer hörte man einmal länger zu, wenn er in seiner scharfen, etwas überlegenen Weise sprach. Aber Jeder sagte auch, was er dachte und verschwiegen oder in gewählte Form gegossen wurde nichts. Nur Hand und Fuss musste haben, was man sagte.

Dass an Allem die schärfste Kritik geübt wurde, war selbstverständlich. Vieles wurde mit dem Worte: „Dreck" abgethan und oft wurde hierfür auch noch ein stärkeres gewählt. Wenn sich dann eine solche Unterhaltung bis an das Ende des Tisches gepflanzt, die ganze Gesellschaft ergriffen hatte und immer lebhafter und lauter wurde, dann mochte wohl ein zufällig zu Hippel gerathener Fremder, der von einem Nebentische her zuhörte und dem bei all' den Schlagworten der Hegel'schen Schule, von denen er kein einziges verstand, etwas bänglich zu Muthe wurde, sich schaudernd fragen, wohin er denn eigentlich gerathen sei.

Auch dass manche Abende in eine forcirte Lustigkeit ausliefen, dass von einem ernsten Gespräch dann keine Rede mehr war, dass einer den andern durch Erzählen von Zoten und Cynismen zu überbieten suchte, ist wahr, und es wird bei solchen Gelegenheiten wohl vorgekommen sein, dass Edgar Bauer sich als richtiger Gamin auf dem Boden wälzte, oder Ludwig Buhl die Grenzen des Geschmacks allzuweit überschritt, als dass sein Betragen noch hätte entschuldbar gefunden werden können.

Aber regelmässig endeten so diese Abende doch nicht. Die meisten verliefen vielmehr in der anregendsten und unbefangensten Weise.

Man betrat die zu ebener Erde gelegene Weinstube in der Friedrichstrasse 94, nachdem man in den Thorbogen getreten war und sich nach rechts gewandt hatte, befand sich in einem geräumigen schmucklosen Zimmer, durch dessen Mitte hin sich ein langer Tisch erstreckte und nahm an ihm Platz, wo gerade einer frei war, und wo es einem beliebte. Hatte man Lust, so nahm man am Gespräch Theil, natürlich ohne sich seinen Nachbarn erst „vorzustellen“ — es konnte oft lange dauern, bis man zufällig erfuhr, wer er war —, hatte man keine Lust zu reden, so schwieg man. Bald kam auch Hippel heran, der für gewöhnlich wortkarg, aber immer aufmerksam in seiner Ecke stand und mehr innerlich an dem Treiben seiner Gäste Antheil nahm, und brachte das Gewünschte.

An Stoff zu Gesprächen fehlte es in jenen erregten Jahren ja nie: da war die Censur, die unerschöpflichen Anlass zu stets neuer Beleuchtung der herrschenden Gewalt bot; die Zwanzig-Bogen-Frage; die immer mehr um sich greifende Bewegung des Socialismus und ihr Gang durch die verschiedenen Länder; der beginnende Judenhass; die religiöse und die studentische Bewegung; die eigenen, unaufhörlichen Kämpfe mit den Autoritäten — um nur einige dieser Themata zu nennen und hundert andere zu übergehen.

Getrunken wurde im Allgemeinen nicht über den Durst und wenn auch Fälle von Trunkenheit vorgekommen sein mögen, so gehörten sie doch zu den Ausnahmen; wie mancher Fremde mag übrigens schon in der leidenschaftlichen Lebhaftigkeit des Einen oder Anderen Bezechtheit erblickt haben!

Dagegen waren Einzelne der „Freien“ in Foppereien und Neckereien gross. Galten diese nun einem zufällig in die Gesellschaft geschneiten Fremden, der sich selbst als brauchbares Opfer auswies, oder der Oeffentlichkeit, indem man in eine Erklärung zu Gunsten der „Lichtfreunde“ z. B. unter vielen anderen auch die Namen der am meisten genannten „Freien“ einschmuggelte — man war stets dabei, die Dummheit und Einfalt zum Narren zu halten, wie man sich auch gegenseitig nicht immer gerade zart anpackte. —

Hippel genoss auch deshalb die Gunst der „Freien“ in so besonderem Maasse, weil er — pumpte. Als aber auch seine Geduld einmal zu Ende ging und er sich weigerte, noch weiter Credit zu geben, da ergrimmten die „Freien“ und zogen unter die Linden, wo Kriegsrath gehalten wurde, der denn auch zu einem überraschenden Resultate führte. Man beschloss die Linden „abzufechten“. Es soll der „schwarze Wolff“ gewesen sein, in dessen Kopf zuerst diese geniale Idee auftauchte und der sie zuerst ausführte. Sobald er ein seinem Zwecke dienlich erscheinendes Individuum bemerkte, trat er hinzu, zog den Hut und bat demüthig: „Ich wollte bitten um eine Kleinigkeit, und wenn's auch bloss ein Thaler wär'. Hippel pumpt nicht mehr und wir möchten gern noch eine Bowle trinken . . .“ Am ersten Abend sollen sie besonderes Glück gehabt haben: gleich einer der ersten war ein Fremder, der den Witz belachte und die ganze Gesellschaft zurück zu Hippel nahm, wo bis zum Morgengrauen, und mehr als eine Bowle, getrunken wurde. Am ersten Abend — denn dieser Scherz wurde in allem Ernste mehrfach wiederholt: man zerstreute sich, verabredete eine bestimmte Strassenecke und traf sich nach einer halben Stunde wieder, um den Raub zusammenzuthun und ihn im Kapkeller oder irgend wo anders in Flüssigkeit und Freude umzusetzen. Wenn man auch nicht immer einen „fremden Herrn“ fand, so brachte man es doch ein anderes Mal auf zehn Thaler und immer auf Etwas. —

Im Sommer wurden gemeinschaftliche Ausflüge nach dem „Spandauer Bock“ gemacht, oft in grosser Anzahl, oder auch nach Treptow und anderen Punkten der Umgebung.

Bei ganz besonderen Gelegenheiten aber ging es nach Köthen. Dort hatte sich nach dem Muster der „Freien“ die „Kellergesellschaft“ gebildet, in der es zuweilen noch toller hergegangen sein soll, als an den lautesten Abenden bei Hippel. Kamen nun die „Freien“ erst hinüber, so erreichte die Fröhlichkeit ihren höchsten Gipfel und die Welt wurde, so weit es anging, auf „den Kopf gestellt“, bis man nach einigen durchjubelten Tagen und Nächten wieder nach Berlin zurückkehrte.

So ging es zu bei den „Freien“. . .

Wir werden ihr ganzes Treiben nur recht verstehen können, wenn wir Eines nicht vergessen: alle diese Männer lebten in der sicheren Hoffnung, bald in das Leben der Freiheit zu treten. Da aber das so sehnsüchtig erhoffte sich immer noch nicht öffnete, so benahm man sich wie in seinen Flegeljahren: ungeduldig, launisch und widerspruchsvoll. Aber dieser scheinbare Fehler war zugleich der Vorzug der jugendfrischen Leute und es macht gerade wiederum den grössten Reiz ihrer Gesellschaft aus, dass in Jedem jede Stimmung des Augenblicks ihren ungezwungenen Ausdruck finden durfte. Wenn sie auch noch keine „Freien“ gewesen sind, so waren sie doch alle innig bestrebt, als solche zu erscheinen . . .

In diesem unablässigen Ringen nach Freiheit lag auch die Bedeutung des Kreises. Zu keiner Zeit war die Kritik, die Mutter allen Fortschritts, so angesehen, wie damals unter seinen Mitgliedern; nie war sie unerbittlicher und niemals vorher hatte sie sich so weit vorgewagt. Sie legte ihre Axt an Begriffe, die bis dahin unerschütterlich fest gestanden hatten. Ihre Ehrlichkeit war so gross, wie ihre Unerschrockenheit. Sie war noch weit von ihrem letzten Ziel: was sie gewann, war wenig mehr, als was sie aufgegeben.

Aber Einer war unter ihnen, der sie über sie hinaus zu ihm führen sollte . . .

Wir haben gesehen, wie der „schlechte Ruf“ der „Freien“ entstanden war: durch die Gäste, die in der nichts verschonenden Runde nicht die gehoffte Rolle spielen durften und sich deshalb von ihr „abgestossen fühlten“, und durch Jene, die überhaupt für dies ungebundene, kecke, laute und oft zügellose Leben keinen Sinn hatten, und nur seine nicht immer glatten Aeusserlichkeiten sahen.

So viel des Anecdotenhaften über die Tafelrunde berichtet worden ist, so wenig Worte gerechter Würdigung

sind für sie gefunden worden. Und doch haben so viele in ihr gesessen, wohl an die Hundert, und jeder hat — wenn oft auch nur wenige — Stunden der Anregung in ihr verlebt, freie und darum gute Worte vernommen, und ist nicht ärmer gegangen, als er gekommen — es sei denn an „Idealen"! . .

Einzig und allein durch die ihm innewohnende Anziehungskraft hat sich der merkwürdige Kreis ein ganzes, bewegtes Jahrzehnt hindurch gehalten, allein schon ein Beweis für seine Bedeutung.

So ist er eine gute Schule scharfer Beweisführung und unerschrockenen Denkens gewesen in einer Zeit, als alles Alte zusammenzubrechen schien, um dem Neuen Platz zu machen. Und als das Alte in anderer Form sich wieder erhob, haben die stillen und unsichtbaren Errungenschaften jener Tage doch noch fortgewirkt und sich erneuert in den unseren.

Darum ist nicht zu viel gesagt, wenn wir sagen: Kaum jemals in der Geschichte eines Volkes — es sei denn zur Zeit der französichen Encyclopädisten — hat sich ein Kreis von Männern zusammengefunden, so bedeutend, so eigenartig, so interessant, so radical und so unbekümmert um jedes Urtheil als die „Freien" bei Hippel ihn in dem vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts in Berlin gebildet haben.

Es war ein Kreis, vielleicht nicht werth, aber auch nicht unwürdig des Mannes, der eines seiner treuesten Mitglieder und seine grösste Zierde gewesen ist, eines Mannes, durch den er für die Nachwelt eine Bedeutung und ein Interesse gewonnen hat, die den Namen der „Freien" mit dem seinen hinübertragen werden in das Gedächtniss der Zukunft.

Viertes Kapitel.

Max Stirner.

Max Stirner

1840—1845.

Der Name Stirner. — Äussere Erscheinung. — Wesen und Character. — Stirner unter den „Freien“. — Zeitungscorrespondent. — Erste litterarische Arbeiten. — Zweite Ehe. — Geschichte der Trauung. — Marie Dähnhardt. — Die Jahre der Höhe.

In diesem Kreise der „Freien“ erscheint während eines vollen Jahrzehnts die Gestalt Max Stirner's.

Denn Max Stirner — so wurde Johann Caspar Schmidt schon als Student von seinen Commilitonen seiner auffallend hohen Stirn wegen genannt, so unterzeichnete er seine ersten öffentlichen Arbeiten, so wurde er in dem Kreise seiner Bekannten ausschliesslich angeredet und so nannte er sich selbst, um diesen Namen endlich auch auf jenes Werk zu setzen, das ihn unsterblich machen sollte für alle Zeiten . . .

Und Stirner, so sei er von jetzt an auch hier genannt.

Wer nun war Max Stirner? — Wie sah er aus? — Wie war sein Wesen? — Und welches war sein Character? —

Mit einem Worte: wie war der Mensch? — Das ist die Frage, die bisher so völlig unberücksichtigt bleiben musste, weil sich keine Zeugen für ihre Beantwortung finden konnten, die nun aber, wo der, dem sie gilt, für uns in den „Kreis der Lebenden“ tritt, vor allen anderen mit Recht die erste und eingehendste Beachtung beansprucht.

Aeusserlich von Mittelgrösse — eher unter, als über ihr — war Max Stirner ein gutgewachsener, schlanker, fast hagerer Mann, unauffällig in jeder Weise. Einfach, aber stets mit peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet, war seine gedrungene Erscheinung durchaus die eines Menschen ohne jede äussere Prätension, und wenn er hier und da für einen Dandy erklärt wurde, so mag daran erinnert werden, dass Manche schon jeden ordentlichen, wenn auch noch so einfach gekleideten Menschen für einen Stutzer halten, was Stirner ganz gewiss nicht war. Er hatte vielmehr etwas von einem höheren Lehrer an sich, „einem

höheren Mädchenlehrer besserer Art", und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die silberne Brille — als Lehrer bei der Frau Gropius soll er eine „dünne Stahlbrille mit kleinen Gläsern" getragen haben, — die, wenn er sie abnahm, was er öfters that, den durch sie verursachten starken Einschnitt über der Nase zeigte.

Nie erschien er vernachlässigt, wenn er auch in späteren Jahren, als Noth und Vereinsamung ihn bedrängten, nicht mehr die alte Genauigkeit auf sein Aeusseres verwandt haben mag.

Er trug einen kurzen blonden Backen- und Schnurrbart, während das Kinn stets glattrasirt war, und das blonde, in's Röthliche spielende, leichtgelockte und kurzgeschnittene weiche Haar liess die mächtige, gewölbte, ganz auffallend hohe und bedeutende Stirn völlig frei.

Hinter der Brille blickten helle, blaue Augen ruhig und sanft, weder träumerisch noch durchbohrend, auf Menschen und Dinge. Den feinen, schmallippigen Mund umspielte gern ein freundliches Lächeln, das sich indessen mit den Jahren verschärfte und die innerliche Ironie verrieth, wie überhaupt von Manchem eine „stille Geneigtheit zum Spott" bei Stirner bemerkt wurde. Dieser Zug, von Anderen wieder als Verbitterung ausgelegt, hatte ihn aber in den Jahren, in denen er uns hier erscheint, sicher noch nicht ergriffen, und hat sich noch weniger jemals gegen irgend Jemand verletzend gewandt.

Die Nase war mässig gross, kräftig, spitz auslaufend; das Kinn ebenfalls von energischer Form. Besonders schön waren Stirner's Hände: weisse, wohlgepflegte, schlanke, „aristokratische" Hände . . .

Alles in Allem war so seine stattliche Erscheinung durchaus sympathisch. Selbstbewusst, ruhig, ohne hastige und eckige Bewegungen, soll ihr ein leiser Zug von Pedanterie nicht gefehlt haben . . .

So schmerzlich es ist, so existirt doch kein Bild, das diese Schilderung zu bekräftigen und zu vertiefen im Stande wäre.

Seinem Aeusseren entsprach durchaus Stirner's Wesen und Character, deren Grundzug der einer unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit war.

Von unbedingter, gleichmässiger Liebenswürdigkeit Allen gegenüber, mit denen er verkehrte, nie vom Zorn hingerissen oder gar von ihm übermannt, gefällig, wo er es sein konnte — so wenig er sonst besagt, giebt doch von seiner Hilfsbereitschaft gerade der einzige noch erhaltene Brief seiner Hand einen Beweis —, unaufdringlich in jeder Weise, in Wort wie in That, ohne Überhebung und ohne Eitelkeit, genoss er die allgemeinste Achtung und Sympathie, und nie, aber auch nie, soll es vorgekommen sein, dass er irgend Jemandem einen Vorwurf gemacht und ermahnt, oder etwas Missliebiges hinter dem „Rücken des Nächsten" gesagt hätte — ein Zeugniss innerlicher Vornehmheit, wie es gewiss nur wenige Menschen für sich in Anspruch nehmen dürfen.

So hatte Stirner keinen einzigen persönlichen Feind. Da er selbst durch seine Person und sein Leben das Urtheil nicht herausforderte und keinem Menschen zu nahe trat, fiel es nicht auf ihn.

Aber wie er keinen Feind hatte, so hat er auch keinen einzigen intimen Freund besessen. Durchaus geschmackvoll, wie er war, mussten ihm die brüderlichen Umarmungen ebensowohl, wie die sentimentalen Herzensergiessungen der jugendlichen Freundschaft ein Greuel gewesen sein und in späteren Jahren brauchte er offenbar keinen Vertrauten für das, womit er selbst fertig zu werden sich zutrauen durfte. Das Beste und Tiefste hat er trotzdem mit verblüffender Offenherzigkeit gesagt, aber er hat sein Wort nicht gerichtet an die ihn Umgebenden und Nahestehenden, die ihm nicht folgen konnten, sondern über sie hinaus an die, die er nicht kannte und in denen er doch vielleicht seine besten Freunde gesehen hat . . . Wer auch wohl hätte ihm eine geistige Freundschaft bieten können, die er nicht hinter sich gelassen hätte auf seinem langen Gange? — Die Vorgeschrittensten seiner Zeit hatte er in fast täglichem Verkehr um sich: sie waren alle mehr oder minder stecken geblieben,

so weit sie auch schon gegangen sein mochten, in der Kritik dessen, das er bereits vernichtet. Ausser dem Verkehr mit ihnen aber verlautet nichts von anderweitigen Bekanntschaften Stirner's und es darf mit Recht angenommen werden, dass, da seine sämmtlichen anderen persönlichen Beziehungen unverfolgbar sind und keine Anhaltspunkte irgend einer Art sich ergeben, er andere überhaupt nicht angeknüpft hat, dass er einsam wie seine Gedanken durch das Leben gegangen ist.

Diese eigenthümliche Verschlossenheit seines Characters erstreckt sich auch auf sein ganzes privates Leben. Man wusste nichts von ihm: von seinem Leben, seinem Erwerb, seinen Neigungen, seinen Freuden und Leiden. Er verbarg sie, indem er nie über sie sprach, sie nie äusserte. Es muss in der Art seines Wesens ein schweigend-abweisender Zug gelegen haben, der vorlaute und neugierige Fragen nicht herankommen liess. Und ausserdem hatte von den Hippelianern ja Jeder so viel mit sich zu thun! —

Gewiss hat Stirner nur wenige Menschen in seinem Leben geliebt und wirklich geachtet und gewiss hatte er ein Recht dazu. Die Masse muss ihm so gleichgültig gewesen sein, wie ihr ganzes Gebahren, und er muss nur zu oft das Gefühl empfunden haben, von dem er einmal spricht: sich in einem Tollhause unter lauter Narren zu befinden. Er wählte das einzige Mittel, das sich ihm bot: er ging den Narren möglichst aus dem Wege. Er kümmerte sich nicht um sie. Daher denn die freundliche und doch abweisende Ruhe, die zwar in lebhaftem Gedankenaustausch gern und oft einem offenbaren Interesse am Gegenstande der Unterhaltung wich, und doch zugleich nie eine gewisse Grenze der Vertraulichkeit zu überschreiten erlaubte.

Stirner muss im Grunde eine äusserst sensible und ungewöhnlich feinfühlige Natur gewesen sein. Eine Aeusserung, die er einmal einem Freunde gegenüber gethan hat, ist viel zu characteristisch, und eine solche viel zu selten aus seinem Munde, als dass sie hier übergangen werden dürfte. Er erzählte jenem Freunde, dass sich seine erste Frau einmal unbewusst im Schlafe entblösst habe und dass es ihm unmöglich gewesen sei, sie von

dem Augenblicke an wieder zu berühren. — Das Räthsel, wie er so lange Jahre in dem lauten, oft rohen Kreise bei Hippel aushalten konnte, müssen wir später noch zu lösen versuchen.

Seine Gleichgültigkeit gegen so viele kleine Dinge, die andere Menschen lebhaft erregten, wurde oft als Schwäche, seine Passivität als Energielosigkeit und Mangel an Widerstandskraft ausgelegt. Dass er für den lärmenden und aufreibenden Kampf des Tages um das Dasein zu ungeeignet war, um aus ihm immer als Sieger hervorzugehen, dass er die Dinge oftmals so gehen liess, wie sie gingen, und sich vor ihren groben Forderungen in die Stille seines Innern flüchtete, steht ausser Frage; er folgte eben seiner Natur. Dass er aber glücklicher gewesen wäre, wenn er „gegen sich an" gegangen wäre, das ist eine Behauptung, die bei einem Manne, der wie kein Anderer in die Gründe dessen, was die Menschen treibt, eingedrungen ist, durchaus des Beweises bedarf. Stirner hat die Zügel seines Lebens nie aus den Händen verloren; aber er hat sie oft locker gehalten und liess die Tage meistens laufen, wie sie wollten.

Man hielt den äusserlich so leidenschaftlslosen Mann keiner Leidenschaft für fähig und nichts spricht dafür, dass er es war — von einigen Stellen seines Werkes abgesehen. Vielleicht war er ohne Leidenschaft. Jedenfalls war er ohne alle Brutalität.

Wie ohne Leidenschaft, so soll Stirner auch ohne Ehrgeiz gewesen sein und ohne Ehrgefühl. Nun, da die Ansichten der Menschen über Ehre nicht die seinen waren, so konnten es auch seine Gefühle nicht sein; und wenn sein Ehrgeiz auch nie nach kleinen Zielen gegeizt hat, so hat er ihm doch einmal in so erschöpfender Weise Genüge gethan, wie es nur Wenigen beschieden gewesen ist. Die Erfolge des Tages konnten ihm nichts sein und der eine, grosse bei der Nachwelt war ihm gewiss. Und das wird er gewusst haben.

Bedürfnisse hatte er fast keine. Mässig im Essen und Trinken lebte er in offenbarer Zufriedenheit in der Einfachheit, in der er erzogen war, und der einzige Luxus, den er sich gestattete, waren gute Cigarren. Denn er

rauchte viel, fast den ganzen Tag. Wie er „seine Sache auf Nichts gestellt hatte", so hat er auch nie sein Herz so vollständig an Etwas gehängt, dass es sein Leben hätte vernichten oder auch nur bis zur Unerträglichkeit hätte belasten können: weder an einen Menschen, noch an die kleinen Dinge des täglichen Lebens. Und wenn er keinen Menschen direct glücklich gemacht hat, so hat er noch weit mehr auch niemals einen Menschen allein durch eigene Schuld auch nur für eine Stunde unglücklich gemacht. Man nannte in frühereren Zeiten einen solchen Menschen einen Weisen.

Ein Mensch, wie wenige, dazu geschaffen, ein Freier unter Freien und verdammt dazu, ein Glied in der Kette der Herren und Knechte zu sein! — Und doch ein Mensch, stolz und sicher wie wenig andere, diese Kette der Menschen von sich streifend, und unter ihnen gehend ohne Verachtung und Hass, aber auch ohne Mitleid und Liebe, und so die Nothwendigkeit des Lebens erfüllend, die er als solche erkannt.

Und so steht Stirner da, ohne inneren und äusseren Widerspruch, einfach, schlicht und gross, und nichts beunruhigt in seiner Erscheinung, es sei denn ihre Seltenheit. Alles lebt in dem Menschen, was in seinem Werke lebt: die unerschütterliche Erkenntniss dessen, was das Leben hält — die Erkenntniss der Selbstbewahrung!

Er ruft nicht nach lärmender Liebe und lauter Bewunderung. Aber wer die Freiheit liebt, wird auch den Menschen lieben müssen, der, ihre Gesetze befolgend und so sich selbst behauptend, so sympathisch vor uns steht, wie er uns erscheint unter den „Anderen", zu denen wir ihm nun folgen.

Wann Stirner in den Kreis der „Freien" trat, lässt sich mit Bestimmtheit kaum sagen: der Berechnung nach mag es Mitte oder Ende 1841 gewesen sein, denn er kannte Karl Marx nicht, der Berlin zu Anfang dieses Jahres verlassen hatte.

Jedenfalls war er schon bei den regelmässigen Zu-

sammenkünften bei Walburg in der Poststrasse und in der alten Post, um dann Jahre hindurch einer der regelmässigsten Besucher der Hippel'schen Tafelrunde zu bleiben.

Er gehörte durchaus zu dem engeren Kreise: mit den Bauers, besonders mit Bruno, mit Buhl, Meyen, Engels, Mussak und Andern war er gut befreundet und bekannt, und stand mit den meisten von ihnen auf Du und Du.

Besonders befreundet soll er mit C. F. Köppenn und mit Hermann Maron gewesen sein; ebenso mit Dr. Arthur Müller. Eigentlich intim war Stirner, wie bereits erörtert, mit keinem von Allen.

Auch auf welche Art und Weise er zuerst mit dem Kreise in Berührung kam, ist nicht mit Gewissheit zu sagen. Ob es durch Bruno Bauer selbst geschehen war, den er schon als Studenten kennen gelernt haben mochte, denn auch dieser hatte 1837 zu Füssen Hegels gesessen? — Ob seine ersten Arbeiten die nähere Bekanntschaft mit sich brachten, oder ob er vielmehr durch die scharfen Geister selbst erst dazu veranlasst wurde, die Feder zu ergreifen zur Mitarbeiterschaft an denselben Zeitungen? —

Genug, dass es der einzige Kreis geblieben, dem er sich je enger angeschlossen hat; in ihm fand er die Geselligkeit, die er brauchte, und auf Manche hat es den Eindruck gemacht, als ob er sich mehr dieser Geselligkeit, als einer inneren geistigen Gemeinschaft wegen zu ihm hingezogen fühlte. Die letztere Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlicheit, wenn wir uns erinnern, wie feinfühlig auch in Bezug auf Aeusserlichkeiten er war. Wie wir gesehen haben, war übrigens dieser Kreis, wie kein anderer, dazu angethan, ihm zwanglos alle jene Persönlichkeiten zu und wieder an ihm vorüber zu führen, an denen er ihrer Ansichten wegen das meiste Interesse nehmen musste.

So laut und lärmend es sonst bei Hippel zuging, so still und zurückhaltend verhielt sich Stirner. Ganz selten betheiligte er sich an den leidenschaftlichen Discussionen und nie verfiel er in die cynischen, sich selbst überbietenden Redensarten, mit denen sie so oft endeten. Nie hat Jemand ein

heftiges, rohes oder gar gemeines Wort von ihm gehört, wie sie bei Hippel grade keine Seltenheit waren. Ruhig, lächelnd, „behaglich", wie ein „Genussmensch" sass er da in dem ewig bewegten Kreise, warf ab und zu eine treffende Bemerkung oder ein Scherzwort, die bewiesen, wie genau er trotz alledem zuhörte, in die allgemeine Unterhaltung, und sah dem Rauch seiner Cigarre nach.

Dabei war er durchaus nicht eigentlich schweigsam. Im Gegentheil, er unterhielt sich gern mit seinem zufälligen Nachbar, und dieser hatte oft Gelegenheit innerlich das ausgebreitete, sichere Wissen, mit dem Stirner die verschiedensten Gebiete beherrschte, die das Gespräch betrat, als der Gelehrte ersten Ranges, für welchen er bei seinen näheren Bekannten galt, zu bewundern. Er soll ungern philosophiert haben, sagt der Eine; wenn er es that, geschah es sicherlich über Feuerbach, sagt der Andere.

Von sich sprach Stirner ungern, fast nie, und völlig fern lag ihm jede Art von Geschwätzigkeit. Die Meisten, die gar keinen Begriff von seiner eigentlichen Bedeutung hatten, hielten den „stillvergnügten", einfachen, peinlich-bescheidenen Mann für einen harmlosen, wenig bedeutenden Menschen, ohne zu ahnen, was hinter ihm steckte, und sahen über ihn hinweg, bis er dann später die Aufmerksamkeit Aller in so hohem Grade auf sich ziehen sollte.

Bei den tollen Streichen der „Freien" wird sein Name nie genannt, doch wird er auch ihnen mit derselben stillen Vergnügtheit zugesehen haben, wie dem ganzen Treiben, da er alles Andere, als ein Spassverderber war. Dagegen nahm er Theil an den sommerlichen Ausflügen, nach dem Spandauer Bock, nach Treptow, wohin es gerade ging.

Auch sonst war er keineswegs ungesellig und er verschmähte es nicht, bei dem einem oder dem andern seiner jugendlichen Bewunderer auf deren Studentenbuden eine Tasse selbstgemachten Kaffee zu trinken und Pfannkuchen dazu zu essen, wie wir ihn auch in der Sylvesternacht des Jahres 1847 einer Einladung des ungarischen Uebersetzers und Schriftstellers Kertbeny Folge leisten sehen, die zu einer „ziemlich

langen Debauche“ auf dessen Stube führte; und so mag er noch mancher anderen Einladung mit der bei ihm eigenen, grossen Liebenswürdigkeit, die er auch gegen alle seine Besucher hatte, gefolgt sein — immer ein unauffälliger, nie störender, gern gesehener Gast, der unumgänglich-heiter war und gern über einen guten Witz lachte, ohne selbst je den Mittelpunkt zu bilden und dies auch nur zu wünschen.

Bis 1846 war Stirner übrigens auch regelmässiger Kaffeegast in der berühmten „rothen Stube“ der Stehely'schen Conditorei am Gensdarmenmarkt, wo sich alles zu versammeln pflegte, was Berlin damals an unruhigen, aufgeregten, geistreichen Köpfen, vor allen unter den Zeitungscorrespondenten besass, und wo er viele traf, die er noch denselben Abend bei Hippel wiedersehen sollte.

Aber immer wieder von Neuem treffen wir ihn nur bei Hippel. Hier liegen die Fäden, die ihn an die Aussenwelt knüpften; hier haben ihn Alle gesehen, die sich seiner noch in späteren Jahren erinnerten; hier fand er die Menschen, die er „verbrauchte“, ohne ihnen wehe zu thun . . .

So war Max Stirner nach aussen in der Zeit, als ihn innerlich rastlos die Gedanken bewegten, mit denen er rang, bis er sie bezwungen und gebunden: zunächst nur in vorbereitenden Studien; und so war er später: immer sich selbst gleich.

An zwei Tageszeitungen hat Stirner zu Beginn der vierziger Jahre als Correspondent von Berlin aus mitgewirkt, und zwar an zweien, die in der Geschichte jener Zeit die grösste und vielbesprochenste Rolle gespielt haben.

Die eine war die am 1. Juni 1842 in Köln von dem jugendlichen Dr. Karl Marx und seinen Gefährten gegründete „Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“, das ausgesprochene und scharfbeobachtende Heerlager des jungen Radikalismus jener Tage, von dem aus her die unausgesetztesten Vorstösse gegen die Pläne der Reaction erfolgten, bis es deren Verfolgungen nicht länger Widerstand zu leisten

vermochte, und die Rheinische Zeitung am 31. März 1843, nach ein und einvierteljährigem Bestehen, einging, nachdem Marx schon kurz vorher „der jetzigen Censurverhältnisse wegen" aus der Redaction ausgetreten war. Sie erstand erst im Revolutionsjahr als „Neue Rheinische Zeitung" wieder, um, abermals unterdrückt, von Freiligrath in seinem berühmten Abschiedslied besungen zu werden: eine „stolze Rebellenleiche" . . .

Unter welchem Zeichen der Correspondent Stirner schrieb, war nicht zu ermitteln. Nahe liegt die Vermuthung, dass es unter dem Zeichen ♏ geschah, und genährt wird sie dadurch, dass sich dieses Zeichen, das eine Zusammensetzung der Buchstaben M und S bedeuten kann, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung, an der Stirner ebenfalls und zu derselben Zeit als Correspondent thätig war, wiederfindet und gleichfalls als das Signum eines Berliner Berichterstatters.

Aber erschüttert wird die Annahme wieder durch die weit wichtigere Thatsache, dass — obwohl ein mit dem Zeichen versehener Artikel: „Das Verhältniss der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Unterthanen", die Besprechung einer Schrift des Directors des statistischen Bureaus zu Berlin, J. G. Hoffmann, in den Nr. 200 und 207 vom 19. und 29. Juli 1842 wohl auf Stirner zu deuten wäre —, eine andere, noch längere und sich durch die Nr. 54 bis 64, vom 23. Februar bis 5. März 1843, hinziehende Betrachtung „Zur Geschichte der französischen Gesetzgebung" im Anfang ebenso gezeichnet erscheint, aber am Schluss plötzlich die Initialen des Verfassers C.St., die keinenfalls auf Stirner gehen, trägt. Dieser letzte Artikel könnte seinem Inhalte nach übrigens nur mit grosser Vorsicht Stirner zugeschrieben werden.

Noch ein weiterer Umstand widerspricht der Annahme, das Zeichen ♏ bedingungslos auf Stirner zu deuten: nach ihm hätte er ebensowohl über Conzerte der Singakademie und Theatervorstellungen, so über den Dr. Wespe von Benedix, als über den Hamburger Brand und in einem langen Artikel über einen Sealsfield'schen Roman berichtet, und das alles ist mehr als unwahrscheinlich.

Ebenso stammt ein längerer, gleich gezeichneter Aufsatz „Über die periodische Litteratur im Grossherzogthum Hessen“ schwerlich aus Stirners Feder, ganz abgesehen davon, dass dieser Artikel von Hessen aus datirt ist und Stirner sich in Berlin befand.

Mit fast ebenso grosser Sicherheit, wenn man der Wiederholung des Zeichens in der Leipziger Allgemeinen keinen Werth beilegt und allein auf den Inhalt sieht, lässt sich das Zeichen ♍ auf Stirner deuten. Aber auch hier ist nichts, was unbedingt für ihn sprechen würde: es finden sich unter diesem Signum zahlreiche, meist kurze Berliner Correspondenzen über politische und Tagesereignisse, z. B. die berühmte, damals Aufsehen erregende Carricatur des deutschen Michel, (die nebenbei gesagt auch Stirner ganz aussergewöhnlich ergötzt hat), eine Besprechung der Buhl'schen Zeitschrift „Der Patriot“, ja eine Notiz über die „Freien“ selbst, aber unter ihnen allen keine, die nicht ebenso gut auf irgend einen anderen der geistreichen und scharfen Correspondenten des Hippel'schen Kreises oder der Stehely'schen rothen Kaffeestube gedeutet werden könnte. Endlich ist der oben erwähnte Artikel über die hessische Presse einmal sogar mit diesem letzeren Zeichen versehen, und wäre, wenn kein grobes Versehen angenommen wird, hiernach also der Schreiber aller unter beiden Zeichen erschienenen Beiträge eine und dieselbe Person.

Vorhanden ist noch die letzte Möglichkeit, dass die Berliner Correspondenten beider Zeitungen — rekrutirten sie sich doch meistens aus demselben Kreise — ihre Zeichen unter einander willkührlich wechselten. Das würde jede weitere Vermuthung endgiltig ausschliessen, auf wen der eine oder andere Artikel in jedem Falle gedeutet werden könnte. Sie darf in Bezug auf Stirner nicht gehegt werden, ohne die Gefahr, heillosen Irrthümern zu verfallen.

Die zweite Zeitung, an der Stirner als Correspondent thätig gewesen ist, war die Leipziger Allgemeine Zeitung. Im Jahre 1837 von Brockhaus gegründet „be-

mühte sie sich, den Gebildeten aller Parteien des Nordens einen Sprechsaal zu eröffnen.“ In Preussen mit Angst und Zittern, aber mit Begierde gelesen errang sie bald einen Einfluss ersten Ranges und übte eine bis dahin unerhörte Kritik an den dortigen Zuständen. Ihr Mitarbeiterkreis in Berlin setzte sich ebenfalls zum grössten Theil aus dem der „Rheinischen Zeitung“ zusammen.

Wie schon erwähnt erscheint auch hier, und zwar am 22. Januar 1842 zum ersten Male bei einer Berliner Correspondenz, das Zeichen ♏ und wiederholt sich, ohne wie dort directe Widersprüche hervorzurufen, durch das ganze Jahr 1842 und die ersten Monate des folgenden, bis gegen Ende März, an dessen letztem Tage die „Leipziger Allgemeine“ unterdrückt wurde, um am folgenden unter dem Namen der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ wieder zu erstehen. Die unter dem genannten Zeichen erschienenen und zweifellos ein und derselben Feder entstammenden Berichte beziehen sich in der Hauptsache auf neue Gesetze und Verordnungen, Ministerialrescripte, Censurerlasse und Ähnliches, und in ihrem meist rein referirendem Inhalte liegt nichts, was nicht ebenso auf Stirner wie gegen ihn gedeutet werden könnte. Auch an dieser Zeitung war die Zahl der Berliner Correspondenten, die alle unter den verschiedensten Zeichen schrieben, offenbar eine sehr grosse.

Der Name Stirner erscheint nie in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ und mit Sicherheit lässt sich keines dieser Zeichen ihm zuschreiben.

Ohne daher blossen Vermuthungen, die der thatsächlichen Bestätigung bedürfen würden, um zur Gewissheit erhoben werden zu können, mehr als den ihnen zustehenden Raum gegeben zu haben, verlassen wir den Correspondenten Stirner und wenden uns seinen weit wichtigeren, und in Erkenntniss ihrer grösseren Bedeutung von ihm auch gezeichneten, ersten litterarischen Arbeiten zu, die die Vorstufen bilden, auf denen wir hinaufsteigen mit ihm zu dem grossen Werke seines Lebens.

Die ersten litterarischen Arbeiten, mit denen Max Stirner an die Öffentlichkeit trat und die mit seinem „Spitznamen" gezeichnet waren, erschienen in der „Rheinischen Zeitung" vom Jahre 1842. Es sind im Ganzen drei, wenn wir einige kurze und unbedeutende Feuilleton-Artikel einstweilen ausser Acht lassen.

Der erste, zugleich umfangreichste und bedeutendste Beitrag aus Stirners Feder betitelt sich: „Das unwahre Princip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus" und erschien in den Beiblättern zu den vier Nummern 100, 102, 104 und 109 vom 10., 12., 14. und 19. April. Es musste den Lehrer locken zunächst auf dem Gebiete, das seiner Erfahrung am nächsten lag, gleichsam probeweise, den Versuch zur Entwicklung seiner Ideen der persönlichen Selbstherrlichkeit des Individuums zu machen. „Die Schulfrage ist eine Lebensfrage." Sind wir Geschöpfe, die nur dressirt werden können, oder werden wir zu den Schöpfern unseres späteren Lebens herangebildet? — so fragend beginnt er seine Untersuchungen, die er an eine Schrift von Theodor Heinsius knüpft. Die beiden grossen, sich bitterlich befeindenden Parteien des Humanismus und Realismus sucht dieser in ihrem Erziehungsprincip zu versöhnen. Stirner behält die Namen bei, „so wenig zutreffend sie auch sind" und betrachtet zunächst die Methoden beider Richtungen und ihre Ergebnisse.

Die alte, klassische Bildung der Humanisten, die bis in das vorige Jahrhundert reichte, und die neben ihr hergehende andere Bildung, die sich vor Allem auf die Kenntniss der Bibel stützt, waren im Grunde nur formelle, die ihre Säfte aus der Antike zogen und als Resultat eine leere Eleganz erzielten.

Der humanen gegenüber erhebt sich mit der Zeit der Aufklärung die Bildung des Realismus, und je mehr sich die Autoritätsherrschaft jener zurückgedrängt sah, wurde sie die allgemeine, gipfelnd in den Grundsätzen der Menschenrechte: der Gleichheit und der Freiheit. Wie die humane Bildung nicht über den Formalismus, so kam

die reale nicht über den „praktischen Menschen“ hinaus. Will der eine nicht das Schicksal der anderen, den Untergang, theilen, so müssen sie sich beide in dem Ziele der Geschmacksbildung vereinigen.

Aber auch dann noch werden Beide sterben. Dem werde die Erziehung anvertraut, die mehr sind als Beide, nicht dem Philosophen, mit dem die Reformationsperiode stirbt, sondern jenem neuen Princip, das den Willen aus dem Untergang des Wissens emporblühen lässt. Denn darauf kommt es allein an: dass das Wissen sich als Wille neu gestaltet. Auf die Epoche der Denk- wird die der Willens-Freiheit folgen und in ihr werden die persönlichen und freien Menschen der Zukunft erstehen, zu verständigen, nicht vernünftigen Menschen erzogen.

Was man heute noch will, das ist nicht Kraft der Opposition, sondern Unterwürfigkeit; „brauchbare Bürger“, nicht selbst sich bethätigende Individuen. Was bringt der Realismus heute noch hervor? — Zwar keine blossen Gelehrten mehr, sondern „höchst civilisirte, gebildete“ Subjecte — „lächelnde Sklavenbesitzer und selber — Sklaven“, — keine freien, sondern loyale Geister, Leute von Grundsätzen, keine „principiellen Menschen“.

Die ewigen Charaktere, die sich in ewiger Selbstverjüngung immer wieder neu erschaffen, werden erst kommen, wenn alle Erziehung nur auf das eine Ziel noch hinausläuft: Persönlichkeit!

Wenn nicht das Wissen mehr angebildet, sondern die Person zur Entfaltung ihrer selbst kommen, wenn nicht nur der Wissens-, sondern auch der Willenstrieb gepflegt, wenn das Kind die Hauptsache lernen wird: sich zu fühlen, dann werden wir das neue Ziel erreicht haben. Fürchtet man, dass mit diesem neuen Princip die Autorität zu Grunde gehen wird? — „Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine Autorität zu sein.“ Der in Frechheit ausartende Freimuth des Kindes wird sich an der Härte meiner eigenen Freiheit brechen.

„In dieser darum universellen Bildung, weil in ihr der

Niedrigste mit dem Höchsten zusammentrifft, begegnen wir erst der wahren Gleichheit Aller, der Gleichheit freier Personen: nur die Freiheit ist Gleichheit."

Brauchen wir einen neuen Namen für das neue Princip? — Gut, so nennen wir die, die ihm folgen, Personalisten. Mit einem Worte nochmals, worauf es ankommt: „Das Wissen muss sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen, und als freie Person sich täglich neu zu schaffen."

So schliesst die Untersuchung über „das unwahre Princip unserer Erziehung", die wir kühnlich neben den „Einzigen" stellen dürfen. Spricht doch hier schon mit vollster Deutlichkeit der grosse Denker, mit seiner unwiderstehlichen Klarheit und Kühnheit, in der ihm eigenen Sprache, der originelle Schöpfer ganz neuer Gesichtspunkte, die letzten Ziele auf einem Theil jenes unendlichen Gebietes aus, das er später in seiner ganzen Weite erschliessen sollte. Mit welcher souveränen Anmuth beherrscht er seinen Stoff, mit welcher Rücksichtslosigkeit schiebt er fort, was ihm im Wege steht, wie ist er schon ganz er selbst! Ja, fast noch wärmer und lockender klingt hier sein Ruf nach der Selbstherrlichkeit des Individuums, als später, wo eine starre Logik sich der Worte oft ausschliesslich bemächtigt zu haben scheint . . .

Die erste seiner Arbeiten, mit der wir ihn an die Öffentlichkeit treten sehen, wird immer eine seiner wichtigsten und segensreichsten bleiben. War es noch zu verwundern, dass ein Mann, der das Princip der Erziehung so tief und zugleich so originell erfasste, keinen Platz auf dem Katheder der dumpfen Schulstuben staatlicher Dressuranstalten finden konnte? —

Ein zweiter, wichtiger Beitrag Stirner's in der „Rheinischen Zeitung" erschien in deren Beiblatt zu No. 165 vom 14. Juni und trägt den Titel: „Kunst und Religion." Er scheint durch das Erscheinen eines anonymen Werkes von Bruno Bauer, mit dem dieser seinen noch verhüllten Kampf gegen Hegel begann und das sich „Hegels Lehre von der

Religion und Kunst; von dem Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt", betitelt, veranlasst zu sein, wenn es auch nicht gesagt wird. Es ist keine sehr umfangreiche Arbeit, aber sie ist trotzdem von hoher Bedeutung.

Hegel, so sagt Stirner, behandelt mit Recht die Kunst vor der Religion. Denn mit der Verkörperung des Ideals — in und durch Wort, Bild und Anschauung von dem Künstler erreicht — vollzieht sich die Entzweiung des Menschen mit sich selbst: in ihm entsteht die Religion. Dieser religiöse Mensch verhält sich zu dem Ideal des Künstlers, wie zu seinem zweiten Ich, einem Object, mit dem sein Verstand in den Freuden und Leiden eines ewigen Kampfes liegt. Denn eine Verstandessache ist die Religion! — Wie das Genie des Künstlers sich nur in der Freiheit entfalten kann, so ist die Religion Jedem zugänglich. Auch ihre Liebe, das „eigenste Wesen der Religion", ist doch im Grunde nichts als Verstand: die Liebe des Kindes zu seinem „Gegenstande", der Mutter, z. B. beweist es. Ein Object ist aller Liebe unentbehrlich. Aber dieses Object muss ein Mysterium bleiben, das immer neu und reizvoll erscheinen muss, soll es nicht zerfliessen. Wie der Liebe so ergeht es dem Verstande: das Mysterium macht die Verstandes- zur Herzens-Sache.

Daher darf die Kunst, die Schöpferin dieses Objectes als Ideal, nicht hinter der Religion stehen. Denn die Religion trachtet das Object, das der Künstler durch die ganze Kraft und Fülle seines Inneren zu einer herrlichen Gestaltung „conzentrirt" hat, wieder zum Subject zu machen, den Gott mit den Menschen zu versöhnen, das Ideal herunterzuziehen zu sich. Es gelingt ihm nie. Es ist die Mühe einer ewigen Sehnsucht, die ihn foltert. — Jeder neue Genius der Kunst verschönt das alte Object zu frischer, neuer Bildung. Aber die Kunst verklärt es nicht nur, sondern entreisst es immer wieder der Religion, indem sie ihr Object zurückfordert, um es lachend immer wieder neu zu gestalten. Daher steht die Kunst immer auch am Ende jeder Religion — um immer wieder aufs Neue „Religion zu machen."

Von beiden, Kunst und Religion, ist die Philosophie getrennt: schafft die Eine von jenen beiden das Object und lebt die Andere nur in der Anlehnung an sich selbst, so legt sie, die Philosophie, auf beide „die zermalmende Hand und athmet die Freiheit." Mit sich selbst allein beschäftigt kümmert sie sich um kein Object. Sie sucht nur die Vernunft, d. h. sich selbst. Aber damit genug; denn nicht über Philosophie zu sprechen, hat er sich für diesmal vorgenommen, sagt Stirner.

Wir sehen in welchem unzertrennlichen Zusammenhange für ihn die Kunst und die Religion stehen: trotz dem gegenseitigen Kampfe erschafft die eine die andere in ihnen immer aufs Neue. Der Sieg der Philosophie, die Freiheit, bedeutet Stirner den Untergang beider.

Dass die Religion sich ihres Unterganges schon lange bewusst ist, beweist ihr nun schon so lange dauernder, verzweifelter Todeskampf; wie sehr sich die Kunst ermattet fühlt in dem nie endenden, ihre Kräfte verzehrenden Verhältniss, das zeigen ihre Versuche unserer letzten Zeit, sich selbst zu verjüngen, nur zu deutlich. Wenn sie sich befreit haben wird von dem Vampyr der Religion, wenn sie ihre Objecte nicht mehr ausser sich, sondern in sich sucht wenn die Kunst Leben wird, kann sie sich noch retten.

Stirner's grösste Gabe, alle Verhältnisse in den weitesten Perspectiven zu sehen und hinstellen zu können, das Grosse, worauf es ankommt, von dem Kleinen zu scheiden, und doch das Kleine zu gebrauchen, um das Grosse zu erreichen, zeigt sich vor Allem auch in dieser Arbeit, die zweifellos mehr Werth besitzt, als alles, was Hegel und Bruno Bauer zusammen über denselben Gegenstand gesagt haben. Denn ein Satz des Genies, der Welt und Menschen erfasst und sie über sie hinaushebt zu neuen Zielen, wiegt mehr als die tausendfache Mühe der Talente, die sich in ihnen zurecht und mit ihnen abzufinden suchen, ohne sich doch befreien zu können. —

Ein dritter Aufsatz Stirner's erschien in dem Beiblatt zu No. 207 vom 26. Juli. Es ist eine Besprechung der

„Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz.“ Schon vorher, am 12. Mai, in No. 132 hatte Stirner, als ihm die Vorrede des demnächst erscheinenden Werkes vorgelegen hatte, auf das kommende hingewiesen — mit warmen Worten und in feiner Art. Als dann das Werk erschienen war, besprach er es auf das Eingehendste. Er meint zwar, dass sein eigener Aufenthalt in Königsberg zu kurze Zeit gedauert habe und seither schon zu viele Jahre — Stirner kam, wie wir wissen, 1829 zuerst dorthin — verflossen seien, als dass er dem Verfasser mit einer Kritik folgen könne, aber er darf es doch getrost thun. Nach Wiedergabe einiger Stellen kommt er auf den Verfasser selbst zu sprechen. In einem glänzenden Vergleich, wie sie ihm stets in so reicher Fülle zu Gebote stehen, zeigt er ihm, wo er in unseren Tagen, „durch die ein Bruch gegangen“, stehen geblieben ist. Und er beweist es ihm dann aus seinem Buche selbst: ohne jede Schärfe, und bemüht, den Leser durch diese „Zugabe von bitteren Mandeln“ den Geschmack an der Lectüre zu erhöhen, nicht zu nehmen.

Aber Rosenkranz war trotzdem mit der Kritik nicht zufrieden. In seinem „Tagebuch“ meint er, dass der „von Gott emancipierte Phraseur“ durch den astralischen Magismus, wie die Böhmisten sagen, erfahren haben müsse, wie er seine Atheisterei für nichts weniger als Philosophie halte. Denn Stirner habe seine „Skizzen“ „weidlich vorgenommen“ und ihm mit scharfen Worten angekündigt, dass er nicht mehr zu den Vordermännern der Zeit gehöre. Rosenkranz scheint sich also doch getroffen gefühlt zu haben. —

Die übrigen, mit Stirner's Namen gezeichneten Beiträge sind, wie gesagt, ohne besondere Bedeutung, doch seien sie, da ihre Urheberschaft unleugbar ist, der Vollständigkeit halber hier noch genannt. Beide tragen keine Ueberschrift und stehen im Feuilleton. Der eine in No. 135 vom 15. Mai spricht über den Verlag des Lese-Cabinets und die Presserlaubniss — „ein Wort, das sich vielleicht am besten zur Bezeichnung unserer dermaligen Pressfreiheit eignet“ — und im Speciellen über ein „theologisches Votum“,

die „Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten betreffend.“ Stirner geht aber auf das Schriftchen deshalb vor Allem nicht näher ein, weil „es die Ungunst der Umstände nicht erlaubt“ und unterlässt es mit dem Verfasser zu streiten, wie er ebenso wenig die „Punkte der Uebereinstimmung“ hervorhebt, und schliesst mit der Bemerkung, dass sein kurzes Referat deshalb in „eine vaterländische Zeitung gehöre“, weil „es ein Zeugniss ablegt von der durch Allerhöchsten Willen verminderten Censur-Aengstlichkeit“. — Der zweite kleine Beitrag steht in der No. 158 vom 7. Juni und beschäftigt sich ebenfalls mit einer aus jenem Verlag hervorgegangenen Broschüre über „die juristische Fakultät der Universität zu Berlin“. Stirner freut sich über die guten Resultate der „Presserlaubniss“ und meint, dass wenn nur Andere dem guten Beispiel folgen wollten, man einige Hoffnung fassen dürfe, dass „die steifbeinige Hauptstadt sich von der schnellfüssigen Provinz nicht um ganze Siriusweiten überholen lassen“ werde, geht zwar ebenfalls nicht näher auf eine Kritik des Inhalts ein, nimmt aber mit dem Verfasser Stellung gegen Herrn von Savigny und gegen dessen Prinzip der „späteren Einübung“ in den juristischen Beruf, indem er sagt, dass diese sowohl, wie die vorhergegangene „historische“, oder besser „unphilosophische“ Rechtsschule gleich „mechanisch“ seien und deshalb sehr der vom Verfasser vorgeschlagenen Reform der Fakultät bedürften. —

Nur ein einziges Mal noch hat Stirner, ausser an den beiden genannten Zeitungen, an ein periodisches Organ seine Mitarbeiterschaft vergeben.

Ludwig Buhl gab im Jahre 1844 im Selbstverlage in Mannheim das „erste und einzige“ Heft einer „Berliner Monatsschrift“ heraus, einen kleinen Band von 330 Seiten. Die Entstehung dieses kleinen Unternehmens liefert einen so überaus charakteristischen Beitrag zur Geschichte der damaligen Press- und Censurverhältnisse, dass wir einen Augenblick bei ihr verweilen wollen.

Mitte 1843 hatten Verleger und Herausgeber des geplanten Unternehmens einmal den Prospect und drei für die

erste Nummer bestimmte Aufsätze, sodann nochmals drei der letzteren der Censur eingereicht, waren aber abschlägig beschieden, d. h. die Druckerlaubniss war ihnen verweigert worden. Auch die eingereichten Beschwerden wurden vom preussischen Ober-Censurgericht verworfen. Buhl liess darauf, wie erzählt, den „ersten und einzigen" Band in Mannheim bei Heinrich Hoff drucken und im Selbstverlage erscheinen. Ueber zwanzig Bogen stark unterlag er dort nicht der Censur. Er eröffnet ihn mit einem „Offenen Bekenntniss", in dem er erklärt, durchaus nicht sanguinisch in einer Illusion befangen gewesen zu sein über das Ergebniss seines Gesuches. „Wir wussten", so sagt er, „dass eine Gewalt, welche sich auf die Autorität stützt, einen Zersetzungsprocess aller bestehenden Verhältnisse nicht dulden werde. Gerade deshalb hatten wir es uns zur Aufgabe gemacht, die Stützen und die beschönigenden Vorwände der Gewalt: Staat, Gesetz, Recht, gesetzliche Ordnung, gesetzlichen Fortschritt, Religion, Nationalität, Patriotismus, und wie die Worte sonst heissen mögen, zu analysiren." Um dies aber, fährt er fort (er spricht hier von seinem Prospect) unter den Augen der Gewalt thun zu können, mussten wir freilich unser letztes Wort zurückhalten. „Durften wir auch nicht dem Staate als solchem zu Leibe gehen und ihn als Manifestation der Unfreiheit darstellen, so kamen wir doch zu demselben Resultate, wenn wir alle bestehenden Staatsformen und vorhandenen Verfassungen als dem Begriffe der wahren und allgemeinen Freiheit nicht entsprechend darstellten."

Zeigen diese Sätze, wie weit die Kritik damals schon vorgeschritten war — kühn wagte sie sich an den geheiligten Bestand des Staates selbst — so thut dies der „Prospectus" kaum minder, in dem es unter Anderem heisst: „Wir wollen die Grundlagen und die Voraussetzungen des Staates und den Begriff des Staats selbst untersuchen . . ." Es bleibt sehr bedauerlich, dass das Unternehmen nicht zu Stande gekommen ist, aber wir wollen uns doch freuen, dass wenigstens sein „erstes und einziges" Heft und mit ihm die beiden Beiträge Stirner's erhalten geblieben sind.

Der erste der beiden, mit „Stirner“ unterzeichnet, trägt die Ueberschrift: „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat“. Hören wir zunächst das Urtheil der Weisen vom Censurgericht über ihn. Nach ihm enthält er „am Eingange eine Vergleichung der in dem bekannten v. Stein'schen Sendschreiben entwickelten politischen Ideen über Freiheit und Gleichheit, mit den der französischen Revolution zu Grunde liegenden Gedanken. Dieser Einleitung folgt die eigene Ansicht des Verfassers von der reinen Freiheit und absoluten Selbstbestimmung. Am Schlusse erklärt er diese seine Theorie, nicht allein mit dem bestehenden Staatsprincip, sondern auch mit der Liebe und Treue, worauf es ruht, für unverträglich. Hiermit hat er sich selbst das Urtheil gesprochen. Die Tendenz des ganzen Aufsatzes ist nach Art. IV. 1. der gedachten Instruktion (der Censur-Instruktion) verwerflich. Auf diese Tendenz ist auch der Eingang des Aufsatzes berechnet, welcher an sich, mit Weglassung oder Aenderung mehrerer Stellen, zum Drucke würde verstattet werden können, aber in einem so unzertrennlichen Zusammenhange mit den daraus abgeleiteten Maximen steht, dass er nach dem sich hindurchziehenden Hauptsinne mit dem Ganzen das Schicksal theilen muss.“ Trauriges Schicksal allerdings, von solchen Köpfen beurtheilt und mundtodt gemacht zu werden! —

Obwohl uns das Censur-Gericht so gütig diesmal der Mühe der „Inhaltsangabe“ überhoben hat, sei unbescheidenerweise doch noch hinzugefügt, dass Stirner zunächst dem Sinne bewussten Sendschreibens auf den Grund geht. In zwei Punkten stimmt sein Verfasser Stein mit den Zielen der französischen Revolution in ihm überein: in der Lehre der Gleichheit, d. h. darin, Alle auf die gleiche Stufe der Unterthänigkeit zu bringen; und in der dem Freiheit, d. h. der Freiheit der Pflichterfüllung, der moralischen Freiheit, der bürgerlichen der Revolution.

Stirner betrachtet dann weiter den Mittelpunkt dieser letzteren: die Pflicht der Liebe. In der revolutionären, dem Princip der Selbstsucht entwachsenden Freiheit be-

stimmt sich der Mensch „rein aus sich", in der Liebe thut er dies nur um eines Anderen willen. Es ist ein Unterschied, ob man ein Liebevoller oder ein Vernünftiger ist. Der Sieg der Liebe ist die Willenlosigkeit. Die Lieblosen aber lehnen sich auf, sie sind die Unzufriedenen und verlachen das schöne Wort: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht . . .

Es ist nur ein Präludium zu einer grösseren Arbeit, die sich mit den Erscheinungen des Liebesstaates, der letzten und vollendetsten Form des Staates, beschäftigen sollte, das Stirner hier anstimmt. Aber das Leitmotiv klingt bereits hell und klar durch die wenigen Seiten. —

Der zweite Aufsatz Stirner's in der Buhl'schen Monatsschrift ist eine Besprechung des Werkes: Die Mysterien von Paris von Eugene Sue. Sie trägt die Unterschrift Max Schmidt und wir müssen diese auf eine irrthümliche Durcheinanderwerfung des Namens und des Pseudonyms zurückführen, um sie uns zu erklären. Dass der Artikel aber von Stirner herrührt, darüber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen.

Um zu verstehen, wie Stirner seine Aufmerksamkeit einem solchen Werke zuwenden konnte, muss man sich vergegenwärtigen, dass Sue's Roman zu jener Zeit auch in Deutschland das enormste Aufsehen erregte, in zahlreichen Uebersetzuugen von Hand zu Hand ging und überall mit gleicher Gier verschlungen wurde. Unverständlich wie dieser Eindruck dem Geschlecht von heute, wo das längst vergessene, bestaubte, bändereiche Werk höchstens noch von Leihbibliotheks-Mardern wieder hervorgeholt wird und nur in den Gemüthern von Nähmamsells noch die alte Wirkung zu erzielen im Stande ist, wird er uns nur dadurch einigermassen erklärlich, wenn wir wissen, dass Sue in die schöne Litteratur mit seiner Sensationsgeschichte zum ersten Male das sociale Element trug, indem er die gefühlsredliche Armuth in einen so innigen Contact mit der bisher als höher betrachteten Art von Menschen brachte und ihr neben dieser einen solchen Platz einräumte, wie es bisher noch nie geschehen war.

So wurde das Buch zu jener Zeit fast überall völlig ernst genommen und man übersah seine schauderhaften Unmöglichkeiten mit der gleichen Begeisterung wie seine innere Hohlheit, und berauschte sich toll und voll an der allerdings ganz ungewöhnlichen Einbildungskraft des Franzosen.

Selbst in der Bauer'schen Allgemeinen Litteratur-Zeitung erschien aus der Feder Szeliga's ein bandwurmlanger Artikel, in dem ernstlich der Kritik unterzogen wurde, was in Wahrheit unter ihr war.

„Max Schmidts", d. h. Stirner's Besprechung war wahrscheinlich schon früher geschrieben.

Sie zeigt uns Stirner von seiner geistreichsten Seite. Mit schneidendem Hohn geisselt er die verlogene Sentimentalität der Bourgeoisie, die — ein Thränchen des Mitleids im Auge — die Sünder zu bekehren, das Laster auf den Weg der Tugend zu bringen und Ausgestossene in die Arme der Gesellschaft wieder aufzunehmen sich heuchlerisch anschickt.

Habt Ihr aber wohl einmal, Ihr Guten, darüber nachgedacht, ob das Gute denn wirklich werth ist, dass man nach ihm strebe? — Ist es nicht vielleicht auch nur ein leerer Wahn, der nur in Eurer Einbildungskraft lebt?

So fragt Stirner und zeigt dann an den einzelnen Figuren des Romans, dessen Verfasser — „ohne jede tiefere und gewaltigere Einsicht in das Wesen der Gesellschaft" — an jede von ihnen „allemal dasselbe Ellenmaass, nämlich das der Sittlichkeit," legt, wohin diese Bemühungen der Guten, die Bösen zum Guten zu bringen, führen. Es sind wahrhaft überraschende Resultate, zu denen wir gelangen.

Heilversuche, nicht an einem kranken, sondern an einem abgelebten Körper vorgenommen, sind alle diese Versuche Stirner, „Verbesserungen, wo nichts mehr zu verbessern ist." Müde und alt, nicht krank ist unsere Zeit, sagt er. Darum quält sie und Euch nicht länger und lasst sie sterben! —

So schliesst Stirner's erste litterarische Thätigkeit,

die seinem grossen Werke voraufging. Weder für die Hallischen und Deutschen Jahrbücher von Arnold Ruge, noch für Bauers Litteratur-Zeitung hat er Beiträge geliefert.

Nur einmal noch hat er die Feder zur Mitarbeiterschaft an einer Zeitung wieder aufgenommen, so viel wir wissen. Er that es, um im Drange der Selbstvertheidigung auf Angriffe zu antworten, die sich gegen die That seines Lebens richteten.

Doch dies gehört bereits in den Rahmen des nächsten Kapitels, das ausschliesslich der Betrachtung dieser That gewidmet sein wird.

Zuvor haben wir uns noch mit dem nach Aussen hin grössten Ereigniss in diesem Leben zu beschäftigen: mit Stirners zweiter Ehe, mit Marie Dähnhardt . . .

Es war wohl im Kreise der „Freien", wo Stirner des Oefteren mit einer jungen Dame zusammentraf, die er zuerst im Hause des späteren Begründers der National-Zeitung, Dr. Friedrich Zabel's, gesehen hatte, mit — Marie Dähnhardt.

Marie Wilhelmine Dähnhardt war am 1. Juni 1818 zu Gadebusch in der Nähe von Schwerin als die Tochter des Apothekers Helmuth Ludwig Dähnhardt und seiner Frau Maria, einer geborenen Brünger, geboren und am 7. Juni nach evangelisch-lutherischem Ritus getauft worden. Einer wohlhabenden bürgerlichen Familie entstammend hatte sie eine gute Erziehung genossen und war frühzeitig von dem Emanzipationsdrange jener Tage, der unter Anderem in Gutzkow's heute verschollenem, damals aber von den Frauen verschlungenem Buche „Wally, die Zweiflerin" einen seltsam-beredten Ausdruck fand und in Georges Sand das allerdings nie erreichte Vorbild sah, ergriffen worden.

So war sie, jedenfalls gegen den Willen ihrer Familie, schon frühzeitig nach Berlin gekommen, um hier ihr Leben

weitere Kreise ziehen zu lassen, als es ihr in den beschränkten Verhältnissen ihrer Heimath jemals möglich gewesen wäre.

Zwar lassen sich ihre ersten, genauen Spuren in Berlin erst in dem Jahre ihrer Heirath mit Stirner, 1843, feststellen, wo sie vom 21. Januar bis zum 4. April Alexanderstrasse 22 bei dem Lehrer der englischen Sprache, W. Turnbull, bei dem sie jedenfalls Unterricht nahm, und vom 30. August bis 21. October (in der Zwischenzeit war sie abwesend) Friedrichstrasse 189 bei dem Tapezierer F. Bodinus wohnte. Doch steht fest, dass sie schon zwanzigjährig, 1838, in Berlin und jedenfalls hier nicht fremd war. Ihr Vater war früh gestorben.

Marie Dähnhardts Verheirathung mit Max Stirner fand statt am 21. October 1843 und zwar in der Wohnung des Bräutigams: Neu Kölln am Wasser 23. Sie geschah „mit Einwilligung ihrer Mutter".

Nach Neu Kölln am Wasser war Stirner wenige Tage vorher, am 11. October, gezogen, indem er die fünf Jahre innegehabte Wohnung in der Neuen Friedrichstrasse 89, wo wir ihn zuletzt gesehen, und damit die Familie seiner ersten Frau, in der er fast ein Jahrzehnt gelebt, verlassen hatte.

Hier in dem Hause Neu Kölln am Wasser, dessen Besitzer Schöpke hiess, wohnten die jungen Eheleute während der Jahre ihres Zusammenseins.

Ueber die „Geschichte der Trauung" Stirners ist so viel geschrieben und geredet worden — weit mehr als über sein ganzes Leben zusammengenommen —, dass sie auch in dieser Geschichte seines Lebens nicht nur nicht übergangen werden darf, sondern ihr sogar ein eigener Platz angewiesen werden muss, indem versucht werden soll, sie, wie alles andere, in das richtige Licht zu rücken. Es ist nicht ganz leicht, da sich die Behauptungen und Erinnerungen scharf widersprechen. Denn wie es das Anecdotenhafte ist, das am längsten in dem Gedächtnisse der

meisten Menschen haftet, so nimmt es auch, von Mund zu Mund getragen, in jedem eine etwas veränderte Form an, um endlich als ein der einstigen Wirklichkeit fast Fremdes dazustehen. So ging es auch mit der Erzählung dieser Heirath, die so viel Staub aufwirbelte, so viel Empörung und so viel Lachen erregt hat.

Alles romantischen Beiwerks entkleidet wird sie — auch so noch interessant genug — in folgender Form stattgefunden haben:

Die Trauung wurde vollzogen durch den Oberconsistorialrath Marot von der Neuen Kirche in Berlin, eine stadtbekannte Persönlichkeit, der von Bruno Bauer seiner freieren Ansichten wegen gewählt worden war.

Auf dem Zimmer des Bräutigams nun versammelten sich am Morgen des 21. October, kurz vor dem Mittagessen, die Trauzeugen und Gäste; sie wurden nicht, wie erzählt wird, erst aus der Kneipe herbeigeholt. Keinenfalls waren sie in irgendwie feierlicher Stimmung.

Als Trauzeugen fungirten Bruno Bauer und Buhl; als Gäste waren, so weit bekannt, Wilhelm Jordan, der junge Dichter; Julius Faucher; ein Assessor Kochious (oder Kochius) und eine junge Engländerin, eine Freundin der Braut, anwesend; ausserdem sicherlich noch eine Anzahl anderer Freunde und Bekannte.

Buhl soll mit Mühe aus seinen Hemdsärmeln in seinen „schäbigen Alltagsrock“ hinein genöthigt sein, als der Pfarrer eintrat; auch wurden die Karten bei Seite gelegt, mit denen man gespielt hatte.

Die Braut liess auf sich warten. Als sie eintrat, muss Marot sehr erstaunt gewesen sein, sie in einfachem Kleide und ohne den bräutlichen Schmuck von „Myrthenkranz und Schleier “zu finden. Auch seine Frage nach einer Bibel fand nicht die gewohnte Bereitwilligkeit — es war keine zur Hand.

Indessen nahm die kurze, unter solchen Umständen sehr beschleunigte Feier ihren Verlauf. Die Gäste sahen zum Fenster hinaus, statt der „dürren, nüchternen“, den Umständen angepassten Rede zu lauschen.

Als jedoch die Frage nach den Ringen gestellt wurde, stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus: Ringe waren, wahrscheinlich aus Vergesslichkeit, überhaupt nicht bestellt worden.

Da zog Bruno Bauer (nach Jordans Erinnerung soll es Stirner selbst gewesen sein, doch wird allgemein von Bauer gesprochen) seine längliche, gehäkelte Geldbörse, wie sie damals üblich war, aus der Tasche, schüttete den gewiss nur geringen Inhalt von Silber- und Kupfermünzen bedächtig auf die eine Seite und zog die beiden Messingringe ab, die er dem Prediger übergab, indem er meinte, dass sie „die Ehe ebenso gut, oder besser, zusammenhalten" könnten, wie goldene.

Und mit diesen Messingringen wurden Max Stirner und Marie Dähnhardt getraut . . .

Marot, zu dem Essen und der darauf folgenden Bowle eingeladen, dankte und ging, und die Hochzeit nahm den „fröhlichen Verlauf" anderer Hochzeiten, oder vielmehr einen noch fröhlicheren; die jungen Eheleute verschwanden nicht zu einer Hochzeitsreise, sondern blieben mit ihren ausgelassenen Gästen noch lange zusammen. —

Von den meisten zu einer „beabsichtigten Demonstration" aufgebauscht, von anderer Seite hinwieder als das natürliche Ergebniss des Augenblicks ohne jede besondere oder Neben-Absicht hingestellt, nahm die Geschichte des Ringewechsels bald die seltsamsten Formen an, pflanzte sich von Mund zu Mund, und während die Einen mit positiver Bestimmtheit von Gardinenringen sprachen, die verwandt worden seien, faselten Andere von einer unerhörten Beschimpfung heiliger Institutionen. In letzter Linie aber war die ganze Sache nichts als die völlige Gleichgültigkeit der betheiligten Personen bei einer äusserlichen Handlung, die in ihren Augen durchaus keine weittragende, innere Bedeutung besass, und die nur vollzogen wurde aus äusseren, schwer zu umgehenden Rücksichten.

Die Eheleute führten eine stille und unauffällige Ehe und lebten in der alten, gewohnten Weise fort.

Nachdem wir Stirner kennen gelernt haben, wird sich unser Interesse zunächst auf die junge Frau richten. Da sie die Aufmerksamkeit so Vieler auf sich gezogen hat, ist es nicht schwer Marie Dähnhardt's Bild zu zeichnen: ein in jeder Beziehung sympathisches Bild.

Eine schlanke, anmuthige Blondine von kleiner, voller Gestalt mit auffallend reichem Haarschmuck, den sie, um es mit dem Ausdruck der damaligen Zeit zu bezeichnen: à la neige — in geringelten, die Schläfen bedeckenden Locken — trug, mit zartem, rosig angehauchtem Teint, von raschem und energischem Wesen, „durchaus verständig", aber ohne besondere geistige Begabung, übte sie mehr durch ihre natürliche Frische, als durch eigentliche Schönheit — denn eine Schönheit war sie nicht — eine unverkennbare Anziehungskraft auf die Männner aus. Dieser Kraft war sie sich bewusst; wenigstens war sie es sich in Berlin geworden.

Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, wusste sich gut zu benehmen, auch in Gesellschaft, hielt sich immer ernst und verkehrte bei Hippel unter den „Freien", wo sie den Spitznamen Marius Daenhardius führte, so zwanglos, wie jeder andere Gast. Wenn es auch gar keinen Zweifel duldet, dass sie „Cigarren rauchte"; mit der langen Pfeife auf den Buden der Studenten gesehen wurde; Billard, und zwar ausgezeichnet, spielte, und das Münchener Bier, das damals in Berlin aufkam, ebenso gern und aus ebenso grossen Seideln wie die Männer trank, so ist es ebenso zweifellos, dass sie all' dieses nicht nur allein aus innerer Lust, sondern auch aus jenem Trieb heraus that, in dem sie, die im Grunde durchaus Bürgerliche und „Gesittete", sich zu emancipiren suchte.

Es ist oft, und nur zu erklärlicher Weise, behauptet worden, dass sie „ein solches Leben" nur ihrem Manne zu Liebe geführt habe. Es ist nicht wahr. Jener Drang, der sie nach Berlin geführt hatte, dem missverstehend sie sich immer mehr und mehr hingab, der sie in derselben Unbekümmertheit an den lauten Tisch der Männer

wie unter die jungen Studenten führte, der sie sogar an den spätabendlichen Ausflügen der Bande in die Bordelle der alten Königsmauer — wohin man natürlich nur ging, um dort so lange den grössten Ulk zu treiben, bis man hinausgeworfen wurde, — dieser Drang, der sie an diesen Ausflügen in Männerkleidern Theil nehmen liess, hatte sie schon ergriffen, als sie Stirner noch gar nicht kannte.

Dass ihr ursprüngliches Gelüst sie weiter trieb, als sie anfangs gewollt hatte, ja auch nur ahnen konnte, das war nicht dessen Verschuldung. Bei seinem ruhigen, passiven Wesen ist es ganz undenkbar, dass er sie je zu Etwas überredet oder gar verleitet hätte, was ihrem eigenen Wunsch und Willen zuwider gewesen wäre. Das soll noch weiterhin begründet werden.

Gewiss ist auch, dass sie ihren Mann von Anfang an nicht verstand. Wahrscheinlich erschienen ihr die lauten und lärmenden Kneipgenossen von Hippel, unter denen sie so unbefangen sass, noch ein Kind an Gemüthsart und der Unerfahrenheit, mit der sie die oft wüsten Reden, Anspiegelungen und Zoten anhörte, die sie nicht begriff und denen sie nur deshalb so ruhig zuhören konnte, wahrscheinlich erschienen ihr diese „Freien“ um vieles freier, als der ruhige Mann, der sie thun und treiben liess, was sie wollte, und, ohne Menschenkenntniss, wie sie war, liess sie ihn später heimlich entgelten, was die Andern verschuldet, wenn von einem Verschulden auf irgend einer Seite überhaupt die Rede sein kann.

Vielleicht aber, und das erscheint nach Allem das Wahrscheinlichste, hat sie damals nie darüber nachgedacht, was die Einen beherrschte und den Andern bewegte, ist in dem fröhlichen Strome mitgeschwommen, wie ihre Jugend es ihr mit Recht gebot, und hat durch die trüben Schleier späterer Erlebnisse, die sich über diese Tage deckten, nicht mehr zu erkennen vermocht, was unter ihm — in den Knäuel ihrer Reue verwirrt — lag.

Freiwillig und gern ist sie in jenen Kreis gegangen, weil es ihr bei ihm gefiel; freiwillig hat sie sich, nicht

seinen Ton, dazu war sie zu geschmackvoll, aber seine freie und bei allen Ausschreitungen doch so schöne und theilweise grossartige, nur noch so wenig durchgebildete Lebensauffassung zu eigen gemacht. Stolz und nicht ohne Kühnheit ist sie somit nur ihren eigensten Neigungen gefolgt.

Und dass sie gethan hat, was sie wollte, und dass Stirner sie thun liess, was sie wollte, das mag sie in den Augen der Eheknechte natürlich so verabscheuungswürdig erscheinen lassen, wie sie es heute in ihren eigenen ist, aber es kann uns Beide nur lieber machen. Jede gegenseitige Bevormundung hätte übrigens so ganz und garnicht in das Wesen der Betheiligten gepasst, denen „die Ehe“ nur ein loses Band, dass rein äusserlich um sie geschlungen war, bedeutete. Und nicht an der „Untreue“ der Frau — wie lächerlich! — ist „diese Ehe zu Grunde gegangen“, sondern einzig und allein unter dem Druck der Verhältnisse, den er und sie leider nur allzubald empfanden.

Ihr guter Geschmack hat Marie Dähnhardt immer davor bewahrt, ihre Affairen, die sie allein und nur sie angingen und denen natürlich auch hier nicht nachgegangen wird, an die grosse Glocke zu hängen, und nach aussen hin war sie immer und für Alle die unnahbare Frau, an die sich kein Gedanke, geschweige denn ein Wunsch so leicht herangewagt hätte. Nur einmal soll es zu einer Szene gekommen sein: sie hatte anfänglich den zweideutigen Sinn einer Bemerkung nicht verstanden; als sie auf ihn aufmerksam gemacht wurde, soll ihre berechtigte Empörung zum vollen Durchbruch gekommen sein.

Allgemein geachtet und allgemein beliebt, wie Stirner selbst, war sie die unbestrittene weibliche Zierde des Kreises, wenn sie in ihm erschien. Denn sie war durchaus nicht die einzige Frau in ihm, wie wir wissen. Besonders befreundet soll sie unter den Frauen, die mit ihr dort verkehrten, mit der damals noch unverheiratheten Frau des Dr. Wiss, und ebenfalls gut bekannt mit Karoline Faucher gewesen sein.

Diese Jahre, die letzten seiner Lehrthätigkeit und etwa das erste seiner Ehe mit Marie Dähnhardt — also ungefähr von 1843 bis 1845 — dürfen als der Höhepunkt in Max Stirner's Leben betrachtet werden, wenn überhaupt eine solche rein auf die äusseren Thatsachen aufgebaute Annahme erlaubt ist.

Von seiner Thätigkeit in der Töchterschule der Mme. Gropius nicht allzusehr in Anspruch genommen, hat Stirner Musse genug übrig, um die letzte Hand an die Vollendung seines Lebenswerkes zu legen, das als Ganzes bereits dastand: Jeder, der weiss, was das heisst, wird gerade eine solche Zeit — noch unerfüllter Erwartung und Hoffnung und doch schon gethanener Arbeit — als die glücklichste im Leben des schaffenden Geistes bezeichnen.

Er hat ein junges Weib, das er, was auch gesagt werden mochte, liebte.

Offen stand ihm ein Kreis von Männern, die ihn — mehr und mehr von seiner Bedeutung überzeugt — ausnahmslos achteten, anregten, und stets gern in ihrer Mitte sahen.

Und er hatte — zum ersten Male in seinem Leben — Geld. Denn Marie Dähnhardt, die ihren Vater frühzeitig verloren, war im Besitz eines für damalige Begriffe stattlichen Vermögens. Es betrug zehntausend Thaler, nach anderen Angaben sogar dreissigtausend. Richtig ist wohl die erstere Zahl.

Der Mann wurde daher vielfach beneidet und leuchtend und wärmend stand die Sonne des Glücks an dem Himmel der jungen Eheleute, die nicht an Wolken und Wetter dachten und völlig sorglos und unbekümmert in den kurzen Tag hinein lebten, der ihnen beschieden war.

Doch Beide für eine kurze Spanne verlassend wenden wir uns jetzt zu dem Werke, das ihm, der es geschaffen, und ihr, der es gewidmet, nicht mehr, sondern uns Allen gehört.

Fünftes Kapitel.

Der Einzige und sein Eigenthum.

Der Einzige und sein Eigenthum.

1845.

Erscheinen. — Beschlagnahme und Freigabe. — Allgemeine Aufnahme und Erfolg. — Das Werk. — Versuch seiner Würdigung. — Die Kritik. — Stirner's Entgegnungen. — Das Verstandesthum und das Individuum. — Ausblick.

Im Kreise der „Freien“ hatte sich im Laufe der Zeit das Gerücht verbreitet, dass Max Stirner an einem umfangreichen Werke arbeite, zu dem er „bereits Blatt auf Blatt gehäuft“ und das immer noch, „das ganze eigenthümliche Gewebe seiner Gedanken in sich aufnehmend“, anwachse.

Aber Niemand hätte etwas Näheres über dieses Werk zu sagen gewusst. Nie ging Stirner auf diesbezügliche Fragen ein, nie liess er irgend Jemand auch nur eine einzige Seite seiner Arbeit sehen oder gar lesen. Nur in sofern verrieth er das „Geheimniss seines Lebens“ selbst, als er zuweilen auf sein Pult zu deuten pflegte, wo sein „Ich“ verborgen liege.

Die Existenz des Werkes „konnte auch eine Fabel“ sein, und wurde bereits von Manchen als eine solche betrachtet, als es plötzlich, in den ersten Tagen des November 1844, unter dem Titel: „Der Einzige und sein Eigenthum“ an das Licht der Oeffentlichkeit trat.

Ursprünglich sollte dieser Titel — und die oben angeführte Bemerkung Stirner's spricht dafür — „Ich“ lauten. Er wurde fallen gelassen, um über der zweiten Haupt-Abtheilung des Werkes zu stehen.

Als Autor nannte Stirner den Namen, unter dem er seine ersten Arbeiten geschrieben und den er im Kreise seiner Bekannten führte; als Verleger stand auf dem Titel-

blatte eine der angesehensten buchhändlerischen Firmen Deutschlands, Otto Wigand in Leipzig, der unerschrockene und weithin bekannte Verleger der meisten und bedeutendsten radikalen Erscheinungen jener Zeit, der Verleger der Ruge'schen Unternehmungen und der Feuerbach's, selbst innig mit Herz und Geist an den Kämpfen seiner Zeit betheiligt. Als Jahreszahl war 1845 angegeben. Stirner und Wigand verband ein freundschaftliches Verhältniss; dieser hielt grosse Stücke auf seinen neuen Autor und hat stets mit hoher Achtung von ihm gesprochen. Stirner war übrigens 1844 in Leipzig gewesen, wahrscheinlich um das Nähere über das Erscheinen seines Lebenswerkes mit Wigand zu besprechen.

Das Vertrauen, das dieser in das Werk setzte, bewies er am besten durch die durchaus gediegene Ausstattung, die er ihm angedeihen liess. Die erste Ausgabe des „Einzigen" ist eines der bestgedrucktesten Werke seines Verlages: ein stattlicher Band von fast fünfhundert Seiten, auf bestem Papier splendid mit breitem Rande und in grosser klarer Schrift, fast fehlerfrei gedruckt, übertrifft die heute selten gewordene erste Ausgabe, deren damaliger Preis für das in hellen Umschlag broschirte Exemplar zwei und einen halben Thaler betrug, ihre beiden späteren in jeder Beziehung.

Das Buch trug die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt". Das Liebchen war seit einem Jahre Stirner's Frau.

Es ist von jeher das Bestreben der Gewalt gewesen, ihr feindliche Gedanken zu unterdrücken und ihre Verbreitung zu hindern. Waren in Preussen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die Zügel einer frechen und unsinnigen Censur etwas weniger straff gehalten, so hatte die Herrlichkeit mit der Veröffentlichung des Herweghschen Briefes an den König bald ein Ende und es wurde schlimmer gewirthschaftet als vorher. Auch in Sachsen

begann seit dem Jahre 1843 eine Reaction sondergleichen. Zwar waren dort Schriften über zwanzig Bogen frei, d. h. sie brauchten nicht zur Censur vorgelegt zu werden. Aber um so näher lag dafür die Gefahr der Beschlagnahme und Confiscation, gegen die es keinen richterlichen Schutz gab.

Um dem wenigstens theilweise zu entgehen, nahmen die Leipziger Verleger ihre Zuflucht zu einem drastischen Mittel. Während auf der Kreisdirection das gleichzeitig mit der Ausgabe einzureichende Pflichtexemplar abgeliefert wurde, stand an der nächsten Strassenecke schon der mit den versandtfertigen Exemplaren beladene Wagen und sowie der Empfangsschein der Behörde in den Händen des Verlegers war ging es im Galopp von Sortimenter zu Sortimenter, sodass die Beamten, wenn sie das Buch eingesehen hatten und beschlagnehmen wollten, meist das Nachsehen hatten.

Auch dem Stirner'schen Werke ist es so ergangen. Die Kreisdirection in Leipzig verfügte sofort die Beschlagnahme und es sollen ihr noch 250 Exemplare in die Hände gefallen sein.

Aber die Beschlagnahme wurde schon wenige Tage später von dem Ministerium des Innern wieder aufgehoben: weil das Buch „zu absurd" sei, um gefährlich zu sein. Die „sehr interessanten" Entscheidungsgründe, die die Brockhaus'sche Allgemeine Presszeitung vom 8. November 1844 mitzutheilen versprach, sind leider nie veröffentlicht worden und die tiefe Weisheit der hochwohllöblichen Behörden wird nie in ihrer ganzen Grösse erfasst werden können. Genug, dass Stirner, der sich mit der Frage der Pressfreiheit so eingehend beschäftigt und sein Werk mit der vollen Vorsicht geschrieben hatte, den Staat zu „betrügen", seine Absicht glänzend gelungen war. „Mag ein Volk der Pressfreiheit entbehren, Ich suche Mir eine List oder Gewalt aus, um zu drucken — die Druckerlaubniss hole Ich Mir nur von — Mir und meiner Kraft." Er hat sie sich geholt und während das harmloseste Geschreibsel in Acht und Bann gethan wurde durfte das radikalste und „gefährlichste" Buch jener und jeder Zeit ungehindert von Hand zu Hand gehen — damals und so noch heute.

Ob sich je einer an dieser Thatsache innerlicher gaudirt hat, als der, der sein köstliches Gut, so kühn und klug zugleich, über die Grenze geschmuggelt, die die Willkühr dem freien Gedanken gezogen? —

Die allgemeine Aufnahme, die das Werk fand, war eine durchschlagende; heute würde man sie „sensationell" nennen.

Man beschäftigte sich sofort lebhaft mit der neuen Erscheinung, die so plötzlich aus völligem Dunkel heraus in das grelle Licht des lauten Tages trat. Zu Weihnachten 1844 war das Buch bereits in den meisten Händen, jedenfalls in den Händen derer, die dem radikalen Fortschritt ihrer Tage überhaupt Interesse entgegen brachten. Besonders die Jugend griff gierig nach der kühnen That.

Aber die Aufnahme war so verschieden, wie sie überhaupt nur sein konnte bei einem solchen Werke. War den Einen kein Ausdruck der Bewunderung zu gross, erwarteten sie von ihm den Anbruch einer neuen Zeit des Denkens und Lebens und nannten sie den Verfasser mit Recht ein Genie, so warfen die Andern das Buch hohnlachend von sich, empört über solchen „Unsinn", denn nur Unsinn konnte es sein, was so an den „Grundpfeilern alles sittlichen und sozialen Lebens" zu rütteln wagte. Die Meisten aber wussten nicht recht, was sie sagen sollten, und viele von ihnen schwiegen . . . Alle aber ahnten doch, dass sie hier vor einer aussergewöhnlichen Persönlichkeit standen.

Suchten die Einen, die Tiefbefangenen, die überhaupt nicht begreifen konnten, wie man es wagen könne, Begriffe, die „von Ewigkeit her" so fest standen, wie Recht, Pflicht, Sitte u. s. w., überhaupt einer menschlichen Kritik zu unterziehen, den, der sie nicht allein zu kritisiren, sondern sie zu vernichten sich unterfangen, als den „advocatus diaboli" zu kennzeichnen, so waren doch auch die Andern, die, welche diese Begriffe zwar nicht als für immer feststehende, aber doch immer den Untergrund unseres Handelns bildende be-

trachteten, fast nicht weniger entsetzt, diesen Grund plötzlich ihren Füssen entzogen zu sehen, und sie, die noch nicht wussten, wo nun stehen, konnten sich das Phänomen nur durch die Annahme erklären, dass der Verfasser sich mit ihnen einen Scherz habe machen wollen, und — sie wie sich selbst verspottend — nur gespielt habe.

Seht, so teuflisch kann ein Mensch sein! — schrieen jene; nein, so schlecht kann kein Mensch sein, trösteten diese. Die Einen fanden in dem ätzenden Spott Stirner's, die Andern in seiner heiteren Ironie die Bestätigung ihrer Annahme.

Aber auch die Liberalen wichen zurück. Die Politiker lachten: welcher vernünftige Mensch konnte bezweifeln, dass der „Staat" nicht die „Ordnung" sei, und seine Nothwendigkeit negiren? —; die Sozialen schimpften: das „Lumpenthum" hatte sie empfindlich getroffen; die Humanen endlich geriethen in ernstliche Unruhe: sie hatten sich „den Menschen" so schön, neu und herrlich, so gottähnlich, aufgebaut, und nun wurde ihr Kunststück so elend in Stücke geschlagen! Sie waren es vor Allem, die ihr letztes Ideal zu vertheidigen und zu retten suchten. Der Stolz der „Kritik", der „kritischen", der „absoluten" Kritik war es in all' diesen Jahren gewesen, in rastlosem Vorwärtsschreiten einen Widerstand nach dem anderen zu überwinden; sich sagen zu lassen, dass sie so weit noch zurückgeblieben sei, das durfte sie nicht erlauben. So bäumte sie sich auf. — Aber die „Kritik" war damals schon in das Stadium der Selbstzersetzung eingetreten. Ihre Kräfte waren erschöpft und ihre Arbeit, die vorbereitende Arbeit, gethan. Sie starb an dem Stosse, mit dem Stirner sie traf.

So war es nur natürlich, dass die Meinungen auch unter den „Freien" sich sehr verschieden äusserten. Die Überraschung, den stillsten der Ihren plötzlich so laut und vernehmlich reden zu hören, war allgemein, und wenn auch die nächsten Bekannten, die bereits Stirner's erste Arbeiten verfolgt hatten, wussten, dass es sich nur um eine bedeutende That handeln konnte, so waren die andern, ferner Stehen-

den umsomehr überrascht in dem einfachen Mann, den sie bisher wohl oft übersehen haben mochten, den grossen und scharfen Geist zu finden, der aus seinem Buche sprach. So mögen Stirner und seine Ideen in dieser Zeit oft genug den Mittelpunkt des Kreises und seiner Unterhaltung gebildet haben. Stirner selbst blieb sich natürlich völlig gleich: der äussere Ruhm konnte ihn nicht stolzer machen, als er es innerlich gewesen war. Jedenfalls gehörte er jetzt zu den „Merkwürdigkeiten" des Kreises, und wie er von nun an mit den Bauers und den anderen zusammengenannt wurde, so kam man jetzt auch zu Hippel, um „den Einzigen" zu sehen und sich zu überzeugen, dass er „in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie er sich in seinem Buche hingestellt hatte."

Bruno Bauer empfand es tief, dass Stirner „über ihn hinaus gegangen" war — auf Pfaden, wo er ihm nicht zu folgen vermochte. Zwar hielt er seinen inneren Groll zurück und hat ihm auch nie öffentlichen Ausdruck gegeben, so wenig, wie er selbst je versucht hat, der Kritik Stirners zu begegnen, und ihr Verhältniss blieb äusserlich das gleiche freundschaftliche, wenn auch eine gewisse Entfremdung von Manchen beobachtet wurde, die jetzt mehr hervortrat, nachdem sie einen solchen scharfen Ausdruck gefunden hatte. Zu einer Trennung ist es indessen zwischen den Beiden nie gekommen.

Die Philosophie Stirners ist kein „System", das eine „Schule" gründen und durch sie ausgearbeitet und fester begründet werden könnte. Obwohl Stirner Lehrer war, verräth nicht ein Wort seines Buches den philosophischen Schulmeister. Jeder muss von ihm lernen, was er will und was er vermag; sein „Schüler" in engerem Sinne wird er nie sein und wenn er es sein wollte, würde der unfreiwillige Lehrer ihn selbst in seine eigene Gedankenthätigkeit zurückstossen. Die Jugend wird sich von Stirner gewiss — und hoffentlich — immer anregen und zu selbstständigem Denken ermuthigen lassen. Aber der ganze Genuss des „Einzigen" wird doch erst dem Manne zu Theil

werden, der gegen die Illusionen der Jugend die Wahrheiten des Lebens eingetauscht hat.

Seltsamerweise aber fand Stirner unter seinen Bewunderern keine eigentlichen Anhänger, um dies Wort zu gebrauchen. Im Grunde war Keiner da, der die ganze Bedeutung seiner That ihrem vollen Umfange nach begriffen hätte. So ist sie auch nur nach dieser und jener Richtung hin, nie aber ganz gewürdigt worden, und als sie anfing, vergessen zu werden, war Niemand, der ihren machtvollen Ruf ungebrochen durch die schweigenden, kommenden Jahrzehnte getragen hätte . . .

Und sie wurde schnell vergessen. Je mehr das Revolutionsjahr sich näherte, desto ausschliesslicher wandten sich alle Interessen hoffnungsvoll der gewaltsamen Lösung aller Zweifel zu und als das lärmvolle Waffengeklirr verrauscht war, hatte es die Stimmen verscheucht, die eben noch so lebendig gerufen, und es war still und blieb still auf lange hinaus.

So konnte auch der äussere Erfolg des Werkes kein grosser sein. Es ging nicht über die erste, wohl nicht über eintausend Exemplare starke Auflage hinaus und erreichte sogar diese wahrscheinlich erst nach und nach im Laufe der Jahrzehnte, in denen doch immer und wieder noch vereinzelte Hände nach dem vergessenen Buche langten.

So war die Aufnahme von Stirner's „Einzigem“ im Allgemeinen; wie sie bei der zeitgenössischen Kritik und bei einzelnen hervorragenden Zeitgenossen sich gestaltete, davon weiter unten noch mehr.

Es ist das Werk selbst, das nun vor Allem uns eingehender zu beschäftigen hat.

Was ist es? — Was giebt es? — Worin liegt seine Grösse, seine Bedeutung, seine Unsterblichkeit? — Mit einem Worte: worin besteht seine Macht — „über uns?“ —

Auf diese Fragen kann es natürlich einzig und allein

selbst die richtige Antwort geben. Nur sein gründliches und wiederholtes Studium vermag uns ihm näher zu bringen und durch Nichts kann diese Arbeit nnd soll dieser Genuss ersetzt werden.

Wie der unerschöpfliche Reichthum des „Einzigen und sein Eigenthum" jeder Beschreibung spottet, so ist eine Wiedergabe seines Inhalts in systematischer Form deshalb allein schon unmöglich, weil Stirner trotz planvollster Anlage des Ganzen immer und immer wieder den Gang seiner Darlegungen selbst durchbricht, voraus- und zurückgreifend immer von Neuem die Gegenstände seiner Betrachtung in neues Licht rückt.

Er fühlt und weiss das selbst. Er sagt auch gleich zu Anfang an einer Stelle, dass „er nicht nach dem Schnürchen zu gehen gedenke."

Wie er in der kurzen Einleitung schon mit einem kühnen Satze vor die verblüfften Leser springt: „Da bin ich!" — so tritt nach wenigen Seiten schon, als er noch ganz in der Ergründung des Menschen der alten Zeit begriffen ist, der Egoist in seiner ganzen Grösse auf, und während „der Mensch" sich noch nicht ganz in seiner völligen Hohlheit als das Gespenst der Vergangenheit aufgelöst hat, heischt er, der Egoist, bereits seine Macht, seine Eigenheit und steht bereits, wenn auch noch in unsicherer Form, da in seiner Einzigkeit.

Wiederum, während wir „den Menschen" bereits besiegt glauben, und das „Ich" in seiner Kraft und Herrlichkeit sich vor uns entwickelt, schleift Stirner noch wie Achill den Leichnam des Überwundenen durch die Gefilde seines Sieges und erst am Ende seines Zieles lässt der leibhaftige Triumphator von dem leben- und körperlosen Feinde.

Nicht dass Stirner sich wiederholte. Aber unerschöpflich wie die Natur selbst, die sich in scheinbaren Wiederholungen immer von Neuem gefällt und deren Gebilde sich doch nie ganz gleichen, ist sein Gebiet gross und weit, wie das ihre und findet seine Grenzen nur an sich selbst . . .

Dennoch durfte hier der Versuch nicht unterlassen werden, wenigstens in grossen und flüchtigen Zügen die leitenden Gedanken des Werkes zu erfassen und so wollen wir, bevor wir auf Sprache, Styl etc. des „Einzigen" eingehen und seine That zu würdigen versuchen, langsam Seite um Seite des Buches gemeinsam wenden, und unser Auge flüchtig auf den Höhepunkten ruhen lassen, bevor wir allein uns wieder in den Thälern und Tiefen seiner Weiten ergehen . . .

Dass wir Stirner möglichst mit seinen eigenen Worten reden lassen, bedarf keiner Erwähnung.

* * *

Alles soll meine Sache sein, nur meine Sache nie: „Pfui über den Egoisten."

Aber an Gott, an der Menscheit, an dem Sultan, die alle ihre Sache auf Nichts, als sich selbst gestellt, an diesen grossen Egoisten will Ich lernen: Mir geht Nichts über Mich.

Wie jene, so hab' auch Ich meine Sache auf Nichts gestellt! . . .

In zwei grosse Abtheilungen ist das Werk getheilt: „Der Mensch" ist die erste genannt; „Ich" die zweite. —

Den „Menschen" hatte die rastlose Kritik jener Zeit aus dem Schutt der Vergangenheit als höchstes und letztes Ideal heraufbefördert: für den Einen, Feuerbach, war er das höchste Wesen geworden; für den Andern, Bruno Bauer, ein nun erst Gefundener. Sehen wir uns beide, das höchste Wesen und den neuen Fund, genauer an, sagt Stirner kühl. **Der Mensch** — was war und ist er? — Und was ist er Mir? —

Stirner überschaut zunächst kurz das Leben eines Menschen: ein Menschenleben von seinem Beginn an bis zu seiner Reife. Er zeigt den Kampf des Kindes, des Realisten, sich zu gewinnen und zu behaupten, bis es, in den Dingen dieser Welt zuerst befangen, ihm gelang, hinter sie zu kommen;

das Ringen des Jünglings, des Idealisten, mit der Vernunft, um den reinen Gedanken zu finden — seine erste Selbstfindung: den Geist, und dessen langsame Überwindung; endlich den Sieg des Mannes, des Egoisten, des Interesses über das Ideal, der sich selbst in zweiter Selbstfindung leibhaftig entdeckt und Eigner des Gedankens und der Welt wird, indem er sich über Alles setzt. —

Die Lebensgeschichte dieses einzelnen Menschen wird übertragen auf die Geschichte der „Voreltern", die als Menschen der alten und neuen Zeit in grossen Bildern an uns vorüberziehen: die Alten — die Kinder, die Realisten, die Heiden; die Neuen — die Schwärmer, die Idealisten, die Christen; und die Freien, nicht die Männer, die Egoisten, sondern nur die Neueren und Neuesten unter den Neuen, und wie diese noch tief befangen in den Vorurtheilen des Christentums. —

Das Wesen des Geistes lebt in der knappen Schilderung der Alten wieder vor uns auf: der Sieg der Sophisten über die Gewalt des Bestehenden in der Höhe des perikleischen Jahrhunderts, errungen mit der Waffe des Verstandes; der Kampf des Ethikers Sokrates gegen die Sophisten für die Bildung des Herzens, der sein Ende erst erreicht am Todestage der alten Welt; die Lebensweisheit der Stoiker und der Römer; die Hedone der Epikuräer; der vollständige Bruch mit der Welt durch die Skeptiker . . . Und das Resultat dieser ganzen Riesenarbeit der Alten? — Dass der Mensch sich als Geist weiss. Mit ihm, mit der Welt des Geistes, beginnt das Christenthum, treten die Neuen auf den Plan.

Ursprünglich getrennt durch die tiefste Kluft haben die Alten selbst über den Abgrund innerlichster Verschiedenheit den Neuen die Brücke gebaut und aus der Wahrheit, die sie suchten und fanden, selbst eine Lüge gemacht. Aber immerhin haben sie, die Heiden, der Welt der Dinge noch gewappnet gegenübergestanden und ihr, dieser Weltordnung, den Menschen mehr und mehr zu sich selbst hin zu entziehen gesucht. Um diesen, ihren grössten Sieg der Welt-

überwindung, wurden sie von den Neuen betrogen. Denn ihnen, den Neuen, ist die Welt nichts mehr, der Geist aber: Gott, der Weltüberwinder, Alles. Hinter ihn, wie die Alten hinter die Welt, zu kommen, ist der Kampf der nächsten zwei Jahrtausende: der Kampf der Gottesgelahrtheit.

Ihr Kampf nahm einen ähnlichen Gang wie der der Alten: nach einer langen Gefangenschaft erhob sich der Verstand in dem vorreformatorischen Jahrhundert und man liess sein Spiel gewähren, bis er es endlich in der Reformation mit dem Herzen selbst begann, das seitdem — immer „unchristlicher" geworden — nicht mehr den Menschen, sondern nur noch den Geist zu lieben vermag.

„Was ist nun der Geist? — Er ist der Schöpfer einer geistigen Welt." — Aus dem Nichts hervorgegangen ist er selbst seine erste Schöpfung, wie der Denkende sich mit seinem ersten Gedanken selbst erschafft, und Du machst ihn zum Mittelpunkte, wie es andrerseits der Egoist mit sich selbst macht. „Du lebst nicht Dir, sondern Deinem Geiste, Deinen Ideen . . ." Der Geist ist Dein Gott.

Ich aber und der Geist liegen in einem ewigen Zwiespalt. Er haust im Jenseits; Ich auf der Erde. Vergeblich die Himmlischkeit zum Diesseits herunterzuzwingen! — Denn: „Ich bin weder Gott, noch der Mensch, weder das höchste Wesen, noch mein Wesen . . ."

Nach dieser Abschweifung in der Ergründung des Geistes geht die Darstellung der Neuen über zu der eingehenden Betrachtung der von ihm Besessenen.

Der Geist gleicht jenem Gespenst, das zwar Keiner selbst gesehen, von dem ihm aber so unzählige Male die glaubwürdigsten Zeugen („die Grossmutter") berichtet. Die ganze Welt, die Dich umgiebt, ist erfüllt von den Gespenstern Deiner Einbildung. Die Heiligkeit der Wahrheit, die Dich selbst heiligt, ist Dir im Grunde eine Fremdheit, Dir nicht eigen. „Fremdheit ist ein Kennzeichen des „Heiligen" ". — Für den aber, der an kein höchstes Wesen, weder an das Gottes, noch an das des Menschen, glaubt, sind der Atheist,

der Menschenverehrer, und der Christ, der Gottesanbeter gleich fromm.

Die Wirklichkeit des Spukes (das „Dasein Gottes" in jeder Form) zu beweisen, das war Jahrtausende lang die Aufgabe, die sich der Mensch stellte: die grässliche Tortur der Danaiden, das Unbegreifliche in allen Erscheinungen zu benennen. So ist der Mensch sich selbst ein unheimliches Gespenst geworden und aus allen Ecken taucht er selbst und sein — Geist, d. h. die Schöpfung seines Geistes, spukend hervor.

Aber es spukt in Wahrheit nur in Deinem Kopfe: dort sitzt der Sparren, der Dich quält. In so viele Köpfe hat er sich festgebohrt, dass fast die ganze Menschenwelt als ein grosses Narrenhaus erscheint, in dem die Wahnsinnigen den tollen Tanz um ihre fixen Ideen vollführen, während die dumme Menge ihnen zujauchzt. „Die „fixe Idee", das ist ihnen das wahrhaft Heilige", und ihr Fanatismus verfolgt die Ketzer, die nicht an ihre sittlichen Gebote glauben. An die Stelle Gottes haben sie die Sittlichkeit und die Gesetzlichkeit gesetzt, und alle Oppositionen der Neuzeit sind fruchtlos, weil sie nicht wagen, den Boden dieser „bürgerlichen Sittlichkeit" zu verlassen. Vom Fluche der Halbheit gelähmt schwanken die Liberalen zwischen ihrem freien Willen und dem sittlichen.

Der Sieg der Sittlichkeit bedeutet nichts anderes als einen Herrenwechsel: aus dem „heiligen" Wandel ist der „menschliche" geworden. Die sittliche Liebe liebt nicht diesen oder jenen Menschen, um seiner selbst willen, sondern den Menschen, um des Menschen, um Gottes willen.

Selbstaufopferung, Selbstverleugnung, Uneigennützigkeit — alle diese formellen Seiten des Sparrens zeigen uns in dem steten Kampf unserer eigenen Gefühle gegen die uns eingegebenen; statt uns „anregen" zu lassen, lassen wir uns mit ihnen vollstopfen und mit heiliger Scheu erscheinen wir vor den Schranken unserer Mündigkeit . . .

Die Hierarchie des Geistes währt bis auf den heutigen

Tag. „Hierarchie ist Gedankenherrschaft, Herrschaft des Geistes".

Ein Streifzug in das Gebiet der Anthropologie eröffnet dies letzte Kapitel in der Auflösung des Geistes: die bereits geschilderten Zeiten des Alterthums, die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen, und die des Christenthums, die Zeit der Abhängigkeit von Gedanken, werden in Parallele gestellt mit der Epoche der Negerhaftigkeit und des Mongolenthums, des eingefleischten Chinesenthums. Wann werden beide überwunden durch die Kaukasier, die den Himmel des Geistes erstürmen und vernichten — deren Selbstfindung mit der Sterblichkeit des Geistes Wirklichkeit wird? . . .

Denn durch Mich, den Egoisten, wird die Auflösung des Geistes in sein Nichts erfolgen! —

Nach einer Abschweifung auf die Heiligkeit der Sittlichkeit und die ohnmächtige und demüthige Scheu vor ihr wird die Hierarchie als Gedanken- und Geistes-Herrschaft, die in ihrer höchsten Despotie zugleich den Triumph der Philosophie („Höheres kann die Philosophie nicht mehr leisten") bedeutet, geschildert und ihre Macht, wie die ihrer Pfaffen, an der „fixen Idee" des Philanthropismus in seinen vielerlei missverstandenen Aeusserungen, sowie an der Moral in ihrer Erziehung zur „Menschenfurcht" gezeigt. — Wahrheit und Zweifel in der Geschichte der Philosophie und Religion — so könnten allenfalls die nächsten Ausführungen gekennzeichnet werden, wenn sie nicht alsbald wieder in die erneuten Zersetzungen der Begriffe, in die die neuere Zeit die existirenden Objecte trotz ihrer Behauptung verwandelt, es zur Freiheit gebracht zu haben, verliefe. — Protestantismus und Katholizismus werden in ihrer Wesenheit charakterisirt: die Unverantwortlichkeit des letzteren, die Geistesjüngerschaft des ersteren erwiesen.

Machtlos steht der Mensch vor dem Unbezwinglichen, ohnmächtig vor seinem Schicksal.

Die Weltweisheit der Alten, die Gottesgelahrtheit der Neuen suchte ihm zu entgehen, indem jene die Welt zu

überwinden, diese den Geist zu unterwerfen bestrebt waren . . .

Das Erstere gelang, als Ich „Mich dazu erhob, der Eigner der Welt zu werden“: die Welt war weltlos geworden, das erste Eigenthum erworben; das letztere — welch' langer und fruchtloser Kampf bis heute! — Wohl haben wir in zwei Jahrtausenden „manches Stück Heiligkeit losgerissen und unter die Füsse getreten“, aber der Gegner erscheint immer wieder in anderer und neuer Gestalt. Aus dem heiligen Geiste ist die „absolute Idee“ geworden, und die Begriffsverwirrung wird schlimmer und schlimmer. „Noch ein Schritt und die Welt des Heiligen hat gesiegt!“

Wie kannst Du es zu Deinem Eigenen machen? — Verzehre es! — „Verdaue die Hostie und Du bist sie los!“ —

Konnte der Werdegang der Alten in kurzen und klaren Zügen hingestellt werden, so erforderte die Betrachtung der Neuen in ihrem verworrenen und widerspruchsvollen Ringen mit dem Geiste den weitaus grösseren Raum. —

Nicht die entlegene Weltweisheit der Alten, nicht die Gotteswelt des Christenthums, der Kampf seiner eigenen Zeit ruft Stirner zur Antheilnahme in den Freien, denen deshalb auch eine besondere Abtheilung gewidmet ist.

Er nennt sie die Freien, weil sie sich selbst so nannten; aber „er giebt sie nur als eine Uebersetzung der Liberalen.“ Unter dem Begriff des Liberalismus sammelte sich in jener Zeit Alles, was auf den Gebieten des radicalen Gedankens die letzten Grenzen erreicht zu haben glaubte. Es musste Stirner, der von seiner Höhe aus diese Gebiete tief in dem Flachlande des Christenthums liegen sah, vor Allem reizen, ihnen, seinen Zeitgenossen, zu zeigen, wie tief sie noch in den Fesseln des Geistes befangen waren, denen sie sich völlig entrungen zu haben glaubten. An sie, die vorgeschrittenste Kritik seiner Zeit, knüpft er seine Kritik . . . Ihr Sieg, mit dem sie prunken, ist ihm nur eine neue Niederlage vor dem alten Feinde und er nimmt den Kampf da auf, wo sie sich aus ihm zurückziehen. Er beginnt, wo Jene enden.

In die drei Formen des politischen, sozialen und humanen Liberalismus ergoss sich die fortschrittliche Bewegung des Anfangs der vierziger Jahre. Heute würde man ihre Vertreter nennen: Freisinnige, Sozialisten und — Ethiker, und wenn auch die ersteren nichts mehr von dem Zielbewusstsein und wenig mehr von dem Muthe jener haben; die zweiten mit dem ungeheuren Aufschwung und Anwachsen der sozialen Bewegung sich hier zu einer politischen Partei versteinerten, dort in ewig wogender Fluth neue Ufer suchen; und die dritten, nicht nur unter dem genannten, sondern so manchem anderen Namen mit heilloser Selbstvergnüglichkeit in den seichten Wassern der unmöglichsten Menschenbeglückungstheorien plätschern, so sind sie im Grunde doch ganz dieselben geblieben und Stirner's Kritik trifft sie heute, wie damals, mit gleicher Schärfe.

Der politische Liberalismus ist das Schlachtfeld des Bürgerthums, wie es sich im Kampfe gegen die privilegirten Stände seit der französischen Revolution entwickelt hat. Mit dem Erwachen der „Menschenwürde" beginnt die politische Epoche in dem Leben der Völker. Der „gute Bürger" wird das höchste Ideal. „Der wahre Mensch ist die Nation . . ." Von dem Staate empfangen wir unsere Menschenrechte. Staatsinteresse — höchstes Interesse; Staatsdienst — höchste Ehre! — Das „allgemeine Interesse Aller bei allgemeiner Gleichheit Aller" — das ist die erste Forderung des Staates, nach dem Alles schreit. Einen unpersönlichen Herrscher sucht die Bourgeoisie und findet ihn in der — Majorität.

Daran, dass die Unterthanen bluten müssen, merken sie erst, dass sie Eigenthümer sind; aus den Vorrechten der privilegirten Stände werden ihre „Rechte". „Die Bourgeoisie ist der Adel des Verdienstes"; die „gute Gesinnung" ihre Ehrenkrone. Die „Diener" des Staates sind die — Freien: der gute Bürger geniesst die langentbehrte „politische Freiheit."

Er wacht über die „individuelle Freiheit" — über

die Unabhängigkeit vor einem persönlichen Gebieter, denn die Gesetzlichkeit ist die unveräusserliche Macht des Staates.

Der Irrthum einer Zeit ist stets der Nutzen der Einen, der Schaden der Anderen. In dem Bürgerstaate ist der Kapitalist der Geltende; sein Geld giebt ihm seine Geltung: die Arbeit seines Kapitals und die der — unterthänigen Arbeiter.

Alles habe Ich durch die Gnade des Staates; Nichts ohne seine Bewilligung. Aber was ist Mir der Staatsschutz, dem Nichtsbesitzenden? — Der Schutz der Privilegien, die Mich ausbeuten. Der Arbeiter kann seine Arbeit nicht nach ihrem vollen Werthe verwerthen. Warum? — Weil der Staat auf der Sklaverei der Arbeit beruht. „Wird die Arbeit frei, so ist der Staat verloren."

So und mit einem Hinweis auf die ungeheure Macht, die die Arbeiter, noch sich selbst nicht bewusst, in den Händen haben, gleitet die Betrachtung des politischen über in die des sozialen Liberalismus.

Sind die Personen im politischen Liberalismus gleich geworden, so ist es doch nicht ihr Eigenthum. Wie dort keiner mehr befehlen sollte, so soll hier keiner mehr „haben". An die Stelle des Staates tritt die Gesellschaft. Wer ist die Gesellschaft? — Alle. Die „Nation" der Politiker ist der „Geist" der Sozialen.

Die Gesellschaft ist nicht leibhaftig. Dennoch gehört ihr das persönliche Eigenthum. Vor ihr, der höchsten Eigenthümerin, werden wir Alle — Lumpen. Wir sind Alle für einander da; arbeiten wir daher — Alle für Einen, Einer für Alle. „Das Arbeiterthum ist unsere Würde und unsere — Gleichheit." Wir sind keine Christen mehr und empfinden daher unser Elend: die Lehre des Weltgenusses, das Glück der Bourgeoisie, empört uns. Hinunter mit ihm in die sechs Arbeitstage der Woche: am Sonntag magst Du Mich und will ich Dich meinen Bruder nennen.

Die Konkurrenz, das Glückspiel um die Güter, verschwindet. Der Kommunismus hebt sie auf: Jeder ist Arbeiter und Allen gehört Alles. Im Bürgerthum wurden

die Güter freigestellt; im Kommunismus werden sie uns aufgezwungen.

Zu zeigen, dass der Erwerb dieser Güter uns noch nicht zum Menschen macht, das ist die Aufgabe, die dem humanen Liberalismus noch übrig bleibt.

Der „humane" mag er heissen, während er selbst sich der „kritische" nennt, weil er über das Princip des Liberalismus, den Menschen, nicht hinaus geht, weil der Kritiker immer ein Liberaler bleibt. „Humanus heisst der Heilige."

Der Arbeiter thut Alles für seine Wohlfahrt; der Bürger hat den Menschen nur als „freigeboren" erklärt — beide benützen, die Einen die Gesellschaft, die Andern den Staat für ihre egoistischen Zwecke und thun Nichts für die Menschheit.

Aber erst das menschliche Interesse verleiht Mir Werth bei dem Humanen; nur meine „gänzliche Uninteressirtheit" macht Mich ihm zum Menschen. Staat und Gesellschaft negirend behält er doch beide und erstrebt sie in der „menschlichen Gesellschaft."

Statt sich zu sagen: „Ich bin Mensch!" — sucht er nach ihm, dem Menschen — der Leibhaftige nach wesenlosen Ideen.

Er verachtet das Packesel-Bewusstsein, die Massenarbeit der Arbeiter, und die „Herrenlosigkeit des Menschen" in dem Bewusstsein der Bürger; er kennt allein das menschliche Bewusstsein. Er verlangt das letzte Princip: den Menschen, ausgedehnt auf Alle zu sehen.

Der ganze Streit der Liberalen unter sich war bisher ein Streit um das Maass der Freiheit: um weniger, mehr, um die „ganze" Freiheit, der Gemässigten bis zu den Maasslosen, und so wurde die Zwietracht nie zum offenen Kampfe.

Ihrer Aller Todfeind aber, und ihr einziger, das bin Ich, der Egoist, der Unmensch. Dem Staate des Bürgerthums, der Lumpengesellschaft der Arbeiter, dem Idealzustand der Menschheit entziehe Ich Mich. Die „Freiheit"

der Einen ist nicht Meine Freiheit; die Wohlfahrt der Anderen nicht Meine Wohlfahrt; das Menschenrecht ist nicht Mein Recht. In ihrer Herren-, Besitz- und Gottlosigkeit ersteht der Herr als Staat, der Besitz als Arbeit und Gott als Mensch wieder — neue Knechtschaft, neue Sorge, neuer Glaube! — Denn die Ziele des Liberalismus heissen: „vernünftige Ordnung", „sittliches Verhalten", „beschränkte Freiheit"; nicht Anarchie, Gesetzlosigkeit, Eigenheit.

Sein Gewinn aber ist trotzdem Mein: von der Kritik habe Ich gelernt, Mich nur wohl zu fühlen im Auflösen, und „was der Mensch gewonnen zu haben scheint", das habe Ich gewonnen. —

Die Beurtheilung des Liberalismus war abgeschlossen, Stirners Werk aber noch nicht erschienen, als die „Kritik" einen weiteren Schritt vorwärts that und ihn veranlasste, seinen Betrachtungen eine Anmerkung anzuhängen, um sich in ihr auch noch mit dem letzten Funde zu beschäftigen.

Der Staat, auch als freier Staat, wird völlig aufgegeben, da er die Aufgaben der menschlichen Gesellschaft nicht erfüllen kann. „Die Masse, ein geistiges Wesen" — ist der neueste Gegenstand der kritischen Kritik geworden. Sie, die von der Aufklärungszeit getäuschte, grenzenlos verstimmte Menge, kann durch die Voraussetzung des Kritikers, den Menschen, nicht mehr befriedigt werden. Trotz seiner Angst vor dem Dogma bleibt der Kritiker auf dem Boden der Dogmatiker: dem der Gedanken. Gebunden an seine Aufgabe, ist er unfähig „die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens" zu erkennen und bleibt in der Welt der Gedanken befangen: in der religiösen Welt.

Ich aber werde auch an dem Reiche der Gedanken zum Verbrecher und mit Willkür und Frechheit will Ich seine Formen besiegen: die freche Willkür des Staates stürzen und Mich über ihn setzen.

Auch die letzte Auflösung der Kritik, in der die alten Voraussetzungen der Vergangenheit nur zergehen können,

wenn sie in ihr vernichtet werden, ohne sogleich neue zu schaffen, lasse Ich Mir zu Gute kommen. — —

*

Der neue Fund des Menschen hat sich als ein neuer Gott herausgestellt. „An dem Eingange der neuen Zeit steht der Gottmensch." Der Mensch hat den Menschen getötet, um alleiniger Gott zu werden. „Das Jenseits ausser uns ist vernichtet; das Jenseits in uns ein neuer Himmel geworden."

Gott und der Mensch müssen an dem Gottmenschen sterben, damit Wir leben können.

Wer wird an dem Ausgange der neuen Zeit stehen? — so heisst jetzt die Frage; und die Antwort, die wir bereits kennen, lautet: **Ich.**

Im Besitz meiner Eigenheit bin Ich Eigner meiner Macht, meines Verkehrs, meines Selbstgenusses, und Ich bin in ihr, wenn Ich Mich als Einzigen weiss! . . .

Was ist meine Eigenheit? — Ist sie die Freiheit, die Lehre des Christenthums, der „liebliche Traum", die Sehnsucht Aller? — Nein: „Frei bin Ich von dem, was Ich los bin, Eigner von dem, dessen Ich mächtig bin . . ." „Eigenheit, das ist mein ganzes Wesen und Dasein, das bin Ich selbst." Wenn meine Freiheit meine Gewalt wird, dann erst wird sie vollkommen. Jede andere Freiheit aber kann nur der Drang nach einer bestimmten Freiheit sein und wird immer die Absicht einer neuen Herrschaft in sich schliessen. „Die Freiheit kann nur die ganze Freiheit sein; ein Stück Freiheit ist nicht die Freiheit". Erschöpft die Forderungen der Freiheit, so Ihr sie einmal wollt. Bin Ich von Allem, was Ich nicht bin, befreit, so bleibe Ich allein übrig. Aber nicht nur frei will Ich werden von dem, was Mich drückt; Eigner will Ich sein meiner Macht. „Der Eigene ist der geborene Freie von Haus aus; der Freie ist nur der Freiheitssüchtige." Nur die Freiheit, die Du Dir nimmst, kann zu deiner Selbstbefreiung führen. Mein Eigennutz, der Mich eine Sache um ihrer Zweckdienlichkeit begeh-

ren lässt, leitet Mich in das Reich meiner Eigenheit, die so wenig einen fremden Maassstab kennt, wie sie eine Idee ist. Denn sie ist „nur eine Beschreibung des — Eigners."

Die letzte Consequenz des Christenthums hat sich vollzogen: der Liberalismus hat den wahren Menschen proclamirt und die christliche hat sich in die menschliche Religion verwandelt. So ist sie die Religion des „freien Staates" geworden, der sich durch sie gegen den Unmenschen, den Egoisten, schützt.

Anstatt Gott ist der Mensch Herr, Mittler und Geist geworden; von ihm, den Menschen erhalte Ich mein „Recht", er zieht Mir die Grenzen meines Verkehrs, er giebt Mir meinen Werth. „Die Macht ist des Menschen; die Welt ist des Menschen; Ich bin des Menschen."

Ich aber antworte auf die Frage: Wer ist nun der Mensch? — „Ich bin es!" — Der Staat und Ich sind Feinde. Ich verlache seine Forderung, der Mensch nach seinem Sinne zu sein. Ich, der Entheiliger, lehne Mich auf gegen den Menschen!

Meine Macht, die mein Eigenthum ist, durch die Ich mein Eigenthum bin, giebt Mir Eigenthum. Denn Ich selbst bin meine Macht.

„Das Recht ist der Herrscherwille der Gesellschaft." Alles bestehende Recht ist gegebenes Recht. Ich soll es verehren in jeder Form, wo ich es finde, und Mich ihm unterordnen. Aber was ist Mir das Gesellschaftsrecht, das Recht „Aller", was kümmert Mich die Rechtsgleichheit, der Rechtsstreit, was sind Mir die angeborenen Rechte? —

Das Recht wird Wort im Gesetze. Der herrschende Wille ist der Erhalter der Staaten; mein eigener Wille (mein „Eigenwille") stürzt sie. Jeder Staat ist eine Despotie: alles Recht und alle Gewalt sollen der Gesammtheit des Volkes gehören.

Ich aber lasse Mich nicht binden, denn Ich erkenne keine Pflicht an, mag der Staat bei Mir auch Verbrechen nennen, was er bei sich selbst „Recht" nennt.

Mein Verhältniss zum Staat ist nicht das Verhalten

eines Ich's zum anderen Ich. Es ist das Verhältniss des Sünders zum Heiligen. Der Heilige aber ist eine fixe Idee und aus ihr entstehen die Verbrechen.

„Der letzte und entschiedenste Gegensatz" aber, „der des Einzigen zum Einzigen", er verschwindet „in der vollkommenen Geschiedenheit oder Einzigkeit."

Was ist nun mein Recht? — Mein Recht ist, was Mir recht ist, wozu Ich Mich berechtige. So weit meine Macht geht, so weit reicht mein Recht.

„Recht ist ein Sparren, ertheilt von einem Spuk; Macht — das bin Ich selbst, Ich bin der Mächtige und Eigner der Macht. . ." —

Auf meine Macht über die Welt geht mein Verkehr mit ihr hinaus.

Fast die Hälfte seines Buches widmet Stirner diesem Kapitel: der Vernichtung jener fremden Mächte, die das Ich in den verschiedensten Formen zu unterdrücken und zu vernichten suchen, in erster Linie; und der Darlegung der Beziehungen unseres Verkehrs unter einander, wie sie sich aus dem Widerstreit und der Harmonie unserer Interessen ergeben, in zweiter.

Das Volk — die Menschheit und die Familie („das Völkchen im Volk") lebt von Mir, dem Egoisten. Aber seine Freiheit ist nicht meine Freiheit; das Gemeinwohl nicht mein Wohl. Nur die menschliche Forderung kann es erfüllen, nicht die meines Interesses. Aber das Volk ist Mir nicht heilig. „Alles Heilige ist ein Band, eine Fessel." Ich, der Einzelne, denke nur an meine Verwerthung. „Der Untergang der Völker und der Menschheit wird Mich zum Aufgange einladen."

Zwei Gesellschaften hat das Christenvolk hervorgebracht: den Staat und die Kirche. Sie bilden eine Gesellschaft und sie fordern die Gemeinschaft. Was aber ist die Gemeinschaft der Familie anders, als das engere Gefängniss in dem weiteren? — Der Staat ist die erweiterte Familie. „Frei" aber „bin Ich in keinem Staate". Nicht die freie Thätigkeit der Einzelnen ist sein Ziel; er kennt nur die Maschinenarbeit.

Der Staatsgläubige ist der wahre Politiker; in seiner Partei liegt sein Gesichtskreis eingeschlossen. Er, der „gute Bürger", verkörpert den „ergebenen Sinn für Gesetzlichkeit" und willig beugt er sich ihren Strafen. Aber wie z. B. die Kirchenstrafe gefallen ist, so müssen alle Strafen fallen.

Wer der Familie, der Partei, der Nation nicht dient, der „lebt und dient" doch der „Menschheit". „Volk heisst der Bürger, Staat der Geist jener herrschenden Person, die seither Mich unterdrückt hat.

Ich aber bin Eigner der Menschheit, bin die Menschheit und thue Nichts für das Wohl einer andern Menschheit."

Das Eigenthum der Menschheit ist das meinige. Ich respektire ihr Eigenthum nicht.

Die Armuth entsteht daraus, dass Ich Mich nicht so verwerthen kann, wie Ich will. Der Staat ist es, der Mich hindert, in ein direktes Verhältniss zu den Anderen zu treten. Von der Gnade des Rechts lebt mein Privateigenthum; nur in den von ihm vorgeschriebenen Grenzen darf ich konkurriren; nur das Austauschmittel, d a s Geld, das er Mir vorschreibt, darf Ich gebrauchen. Die Formen des Staates mögen wechseln, seine Absicht bleibt immer dieselbe.

Mein Eigenthum aber ist das, „wozu Ich Mich — ermächtige." Entscheide die Gewalt, — ich will „Alles von der meinen erwarten".

Ihr ködert Mich nicht mit der Liebe; Ihr fangt Mich nicht mit dem Versprechen der Gütergemeinschaft. Die Eigenthumsfrage wird nur gelöst werden durch den Krieg Aller gegen Alle. Und „was der Sklave thun wird, sobald er seine Fesseln zerbrochen hat, das muss man — erwarten!"

Was sprecht Ihr, Ihr Bürgerlichen, von der Freiheit der Konkurrenz, solange Mir die Sache zur Konkurrenz fehlt? — Bleibt Mir vom Leibe, Ihr Volksbeglücker, mit Eurer Vertheilung! — Ich nehme Mir, was Ich brauche, und Ich brauche so viel, als im Bereiche meiner Macht liegt.

So ist auch mein Wort mein eigen und wo Mir die Press-

erlaubniss fehlt, nehme Ich Mir die „Pressfreiheit“. Die Presse ist dann Mein Eigenthum, wenn Ich Mich unverantwortlich fühle denen gegenüber, die Mir die Pressfreiheit geben oder nehmen wollen.

Ich kenne kein „Gebot der Liebe“. Wie jedes meiner Gefühle, so ist sie mein Eigenthum. Ich gebe sie, ich verschenke sie, ich verschwende sie, weil sie Mich glücklich macht. Erwerbt sie, wenn Ihr glaubt ein Recht darauf zu haben. Ich lasse Mir das Maass meiner Empfindungen nicht vorschreiben und die Ziele meiner Gefühle nicht bestimmen. Wir und die Welt haben zu einander nur eine Beziehung: die der Brauchbarkeit. „Ja, Ich benutze die Welt und die Menschen!“

Ich werde ein Vertrauen, das Ich freiwillig hervorgerufen habe, nicht täuschen; aber Ich frage, ob „Ich dem Vertrauenden das Recht zum Vertrauen gegeben habe.“ Will er mich binden, so wird er erfahren, dass Ich seine Bande zu sprengen wissen werde. An und für sich ist der Eid so wenig heilig, als die Lüge verächtlich ist.

Die Gesellschaft ist unser Naturzustand. Die Auflösung der Gesellschaft aber ist der Verkehr oder Verein. Es kommt darauf an, ob „durch eine Gesellschaft meine Freiheit oder meine Eigenheit beschränkt wird.“ Die Schmälerung der ersteren empört Mich wenig; aber die Eigenheit will Ich Mir nicht nehmen lassen.

Aus der Gemeinschaft der Menschen entstehen die Gesetze der Gesellschaft. Der Kommunismus ist die Gemeinschaftlichkeit in der Gleichheit. „Ich aber will lieber auf den Eigennutz der Menschen angewiesen sein, als auf ihre Barmherzigkeit . . .“

Nicht nach Gemeinschaftlichkeit, sondern nach Einseitigkeit trachte Ich. In dem Vereine machst Du Dich geltend; in der Gesellschaft wirst Du verwendet. Du oder die Gesellschaft, Eigner oder Lump, Egoist oder Sozialer!

Ueber der Pforte unserer Zeit steht: „Verwerthe Dich!“

Richte Dich auf gegen die Einrichtungen, die Dir deine Eigenheit gefährden; nicht Revolution, sondern Empörung! —

Ich habe gegen Andere keine Pflicht, Ich demüthige Mich vor keiner Macht mehr.

Den Sittlichen und Humanen bleiben ihre Forderungen der Welt gegenüber pia desideria; mein Verkehr mit ihr aber besteht darin, dass Ich sie geniesse. Ich verbrauche sie zu — meinem Selbstgenuss.

Die bisherige Welt sann und sorgte für's Leben; wir suchen nach dem Genuss des Lebens. Welch' ungeheurer Abstand: Mich suchen, und Mich haben und geniessen!

Jahrtausende der Sehnsucht und Hoffnung liegen hinter uns; vor uns liegt die Zeit des Genusses.

Aus der Rohheit der ersten Menschenopfer ist die Selbst-Opferung des Lebens zu Gunsten einer Aufgabe, eines Berufes geworden. Daher gehört unser Leben nicht mehr uns und der Selbstmord ist ein Verbrechen an der Sittlichkeit. — Die Menschlichkeit ist der Beruf des Liberalen.

Aber der Mensch hat keinen Beruf, er hat nur Kräfte die sich äussern und „was er werden kann, das wird er auch". Denn seine Kräfte äussern sich von selbst, und sie zu gebrauchen ist nicht seine Aufgabe, sondern seine „allzeit wirkliche vorhandene That".

Die Menschen sind, wie sie sein sollen und können, und der Kluge nimmt sie so, wie sie sind, statt wie sein sollen.

So lange die Pfaffen- und Schulmeisterzeit der Welt dauert, so lange herrscht der Gedanke gegen den Egoismus. „Die bisherige Geschichte ist die Geschichte des geistigen Menschen". Die Jahrhunderte haben ihn zur Bildung dressirt. Ich benutze ihre Erfahrungen. Aber — „Ich will noch mehr".

„Was ein Mensch ist, das macht er aus den Dingen". Entweder Ich verliere Mich an das Geschöpf meines Willens (mein Urtheil), oder Ich bleibe der Schöpfer (der stets neu Urtheilende.)

Das freie Denken ist nicht mein Denken. Das freie Denken leitet Mich; Ich aber leite mein eigenes Denken. Die freie Sinnlichkeit verzehrt Mich; die eigene Sinnlichkeit befriedige Ich nach meinem Gefallen.

Was kann Mir Gedankenfreiheit sein? — Ein leeres Wort. — Die Gedanken, Eure und meine, sind Mir Kreaturen.

Die Sprache ist der grösste Tyrann: sie ist der Anführer jenes Heeres von „fixen Ideen", die gegen uns zu Felde ziehen. Die Sprache, wie der Gedanke muss Dein Eigenthum werden.

Was sind Wahrheiten? — Für den Gläubigen sind sie ausgemachte Thatsachen. „Wahrheiten sind Phrasen, Redensarten, Worte; in Zusammenhang gebracht bilden sie die Logik, die Wissenschaft, die Philosophie." So lange währt die Herrschaft der Gedanken, die Hierarchie, als die Pfaffen (in jeder Gestalt) das Wort führen, so lange man noch an Principien glaubt, so lange man noch — kritisirt. Denn das Geheimniss der Kritik ist immer irgend eine „Wahrheit".

Meine Kritik aber ist nicht dienstbar, sondern meine eigene Kritik. Denn mein Denken ist ohne „Voraussetzung"; „vor meinem Denken bin — Ich." Daher ist das gesetzte Denken die Voraussetzung, welche Ich für mein Denken bin, selbst und Ich somit der Eigner des Denkens, das Denken mein Eigenthum.

Ich bin das Maass von Allem, nicht der Mensch. — Die Wahrheit hat ihren Werth nicht in sich, sondern in Mir. Für sich ist sie werthlos und, wie der Gedanke, eine Kreatur. „Die Wahrheiten unter Mir sind Mir lieb." Wahrheiten über Mir kenne Ich nicht. „Wahr ist, was mein ist; unwahr das, dem Ich eigen bin." Wahr ist der Verein, unwahr der Staat und die Gesellschaft.

Und so ist es mit der Idee. Ihre Realität „besteht erst darin, dass Ich, der Leibhaftige, sie habe". Die Kritik schlägt nur eine Idee durch die andere. Am Anfang, wie am Ende des Christenthums gilt der Krieg dem Egoismus und nicht Ich, sondern die Idee, das Allgemeine „soll Ich zur Geltung bringen." Der Krieg muss auswüthen.

Unbewusst streben wir Alle der Eigenheit zu. Aber ein unbewusstes] Thun ist ein halbes und immer wieder fallt Ihr als Diener in die Hände eines neuen Glaubens.

Ich aber sehe lächelnd der Schlacht zu. Eigner von Allem „lasse ich meinen Humor mit den grossen Gedanken, den erhabenen Gefühlen, dem heiligen Glauben spielen."

Denn Ich weiss, dass wir allzumal vollkommen sind. Von Narren, die sich einbilden, Sünder zu sein, wimmelt die Erde. Aber nur von den Träumen ihrer kranken Einbildung leben die Sünder; das gesunde Auge hat nie einen Sünder gesehen. „Du, der Du die Menschen zu lieben wähnst, wirfst sie in den Koth der Sünde."

Ich aber lasse Mir meinen Selbstgenuss nicht verleiden: wie Ich keinem höheren Wesen mehr diene, so diene Ich auch keinem Menschen mehr, sondern einzig nur noch Mir. So „bin Ich der That und dem Sein nach nicht nur, sondern auch für mein Bewusstsein der — Einzige."

Denn Ich bin kein Ich neben anderer Ichen. Alles an Mir ist einzig und nur als dieses Ich bethätige und entwickele Ich Mich, nehme Ich Mir Alles zu eigen . . .

Das ist mein Verkehr mit der Welt! —

Die letzten, wenigen Seiten des Buches gehören noch dem Einzigen. Noch einmal werden vorchristliche und christliche Zeit in ihren letzten Zielen — der Heiligkeit und der Leibhaftigkeit — zusammengefasst, noch einmal der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Realen und dem Idealen betont, noch einmal gezeigt, wie beide auf entgegengesetzten Wegen doch auf das Eine: das Göttliche hinauskommen, das am Ende des Cyklus christlicher Anschauungen „der Mensch" heisst — „der Mensch" als Ich der Weltgeschichte beschliesst ihn. Mit der Spannung zwischen Existenz und Beruf ist ihr Bann gebrochen.

Denn der Einzelne ist eine Weltgeschichte für sich; er erkennt keinen Beruf an; er lebt unbekümmert um das Wohl und Wehe der Menschheit.

Kein Name nennt Mich recht; kein Begriff drückt Mich aus; Ich bin vollkommen.

„Eigner bin Ich Meiner Gewalt, wenn Ich Mich als Einzigen weiss". Alles was über Mir ist, Gott oder Mensch, schwindet vor diesem Bewusstsein. Auf Mich, den Einzigen,

„den vergänglichen, sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt", stell' Ich meine Sache . . .

So schliesst das Buch.

Und noch einmal, wie am Anfang, jauchzt am Schlusse des Einzigen seliges Lachen:

„Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!"

So spricht Max Stirner zu uns. —

Wie antworten wir ihm?

Der Versuch einer Würdigung seiner That kann kaum besser ausfallen, wie der seine Worte wiederzugeben; dennoch muss es unternommen werden, wenigstens anzudeuten, was diese That zu einer so unvergleichlichen macht.

Die Bedeutung des „Einzigen" ist heute wie vor fünfzig Jahren mehr geahnt und empfunden, als erkannt. Wie könnte es anders sein in Zeiten, wo zwar Alles schwankt, woran wir uns bisher geklammert, wo wir zwar eifrig bemüht sind, an Stelle der alten Werthe neue zu setzen, wo der alte, abgestandene Wein immer wieder in neue Schläuche umgegossen wird, statt fortgeschüttet zu werden, und wo wir doch noch so wenig von der völligen Werthlosigkeit der meisten Werthe überzeugt sind!

Wir sind ein Geschlecht zwischen Nacht und Tag. Halberwacht reiben wir uns noch die schlaftrunkenen Augen und wagen noch nicht in das Licht zu blicken.

Wir können uns nicht trennen von den alten Wohnungen unserer Begriffe, ob sie uns über dem Kopfe zusammenbrechen; wir sind zu feig, um die alte Heimath zu verlassen und uns dem Meere des Selbstbewusstseins anzuvertrauen, das allein uns zu den anderen Ufern tragen kann; wir haben noch kein rechtes Vertrauen in die Zukunft, obschon, oder vielmehr: weil wir kein Vertrauen mehr in uns selbst haben.

Wir glauben nicht mehr an Gott, gewiss nicht mehr. Wir sind Atheisten geworden, aber wir sind „fromme Leute" geblieben. Wir beten nicht mehr vor dem Popanz der

Kirche; wir knieen vor den Heiligthümern unseres Innern.

Wir berauschen uns nach wie vor und unser Jammer des Erwachens ist der gleiche. Nur erwachen wir öfter und unser Zustand ist ein Taumeln zwischen Trunkenheit und Zweifel, nicht mehr der heilige, ewige Rausch der ersten, „wahren" Christen.

Da tritt dieser Mann zwischen uns.

Er erscheint nicht mit der Herablassung des Priesters: er steht nicht in dem Dienste Gottes, noch in dem irgend einer Idee; nicht mit der Geschäftigkeit des Lehrers: er überlässt es uns, das, was er sagt, zu glauben oder zu verwerfen; nicht mit der Sorge des Arztes: er lässt uns leben und sterben, denn er weiss, dass unsere Einbildung unsere Krankheit ist. Er kommt auch nicht als der Philosoph, der uns in dem Netze eines neuen Systems der Speculation zu fangen sucht; er verschmäht seine Sprache, seine hässliche, dunkle und unverständliche Sprache, dieses Privilegium, dessen alle Jene sich bedienen, die nur unter einander reden wollen; er schafft sich seine eigene Sprache, denn er weiss, dass alle Erkenntniss auch verständlich sein kann, wenn sie nur verständlich sein will.

Er spricht nicht von uns; kaum, dass er zu uns spricht.

Er spricht von sich und immer nur von sich, und wir sehen, wie dieses sein Ich eine Fessel nach der andern von sich streift, bis es auch der letzten ledig in stolzer Selbstherrlichkeit als sein eigener Herr dasteht: unbesiegbar auf dem Platze, den es sich endlich erobert.

Nicht mehr und nicht weniger als die Souveränitäts-Erklärung des Individuums, seine Unvergleichlichkeit und seine Einzigkeit ist es, was Stirner verkündet. Bisher war nur von seinen Rechten und Pflichten, und wo beide beginnen und enden, gesprochen; er aber spricht es dieser ledig und jener mächtig. Wir haben uns zu entscheiden. Und da wir nicht in die Nacht zurück können, müssen wir hinein in den Tag.

Denn wir wissen jetzt, dass wir allesammt Egoisten sind. Wenn wir unsere Thaten betrachten, so sehen wir,

dass die einen uns schon weiter, viel weiter geführt haben, als unser Bewusstsein es sich noch eingestehen will, während die anderen uns verstrickt haben in den unlöslichsten Zwiespalt. Wir werden fernerhin vergebens versuchen, uns und die Anderen weiter über die Gründe unserer Handlungen zu täuschen. Nun wir sie erkannt haben, was bleibt uns Anderes übrig, als uns nach ihnen zu richten? —

Der Erfolg wird uns lehren, was wir Stirner zu verdanken haben, wenn es uns das Beispiel Jener noch nicht gezeigt hat, die ihr Leben bereits so gelebt.

Es ist unsere letzte Erkenntniss. Sträuben wir uns nicht länger gegen sie.

Denn der Tag kommt wahrlich nicht zu früh nach dieser allzulangen Nacht! . . . . .

Er hat den gebeugten Nacken gehoben und in die gelähmte Hand ein Schwert gedrückt: er hat uns den Glauben genommen und die Gewissheit gegeben.

Er hat uns wieder an unsere wahren Interessen erinnert, an unsere profanen, persönlichen, eigenen Sonder-Interessen und uns gezeigt, wie gerade ihre Befolgung, statt den idealen, heiligen, fremden Interessen, den Interessen Aller uns zu opfern uns das Glück des Lebens wiederbringt, das wir verloren zu haben scheinen.

Indem er den Staat der Politiker, die Gesellschaft der Sozialen, die Menschheit der Humanen zergliederte und sie als die Schranken unserer Eigenheit uns zum Bewusstsein bringt, hat er der Autorität den Todesstoss versetzt — mit dem Herrscherwillen der Majorität, der Gesammtheit, auch dessen Privilegium gebrochen und an die Stelle des Bürgers, des Arbeiters, des Menschen tritt das Ich, an Stelle des geistigen Vernichters der leibhaftige Schöpfer!

Aber das nicht allein: indem er den anderen Theil seiner Arbeit in eingehendster Untersuchung den Bedingungen widmet, unter denen sich dieses Ich zu seiner Einzigkeit zu entwickeln allein im Stande ist, zeigt er es in seiner Macht, seinem Verkehr, seinem Selbstgenuss —: die Mittel seiner Kraft und seinen endlichen Sieg.

Und an die Stelle unseres müden, zerquälten, sich selbst zermarternden Geschlechts tritt jenes stolze, freie der „Einzigen", dem die Zukunft gehört.

Er that, was er gethan, für sich, weil es ihm Freude machte.

Er fordert keinen Dank und wir schulden ihm Nichts.

Er hat uns nur erinnert an unsere Schuld gegen uns selbst! —

Das ist es, was er gethan; wie er es gethan, ist nicht minder bewunderungswürdig.

Wenn Ursprünglichkeit und Kraft die Kennzeichen des wahren Genies sind, so war Max Stirner zweifellos ein Genie ersten Ranges. Er sieht die Welt und ihre Menschen ganz mit seinen eigenen Augen und Alles steht vor ihm da in dem scharfen Lichte der Wirklichkeit. Nichts vermag seinen Blick zu stören oder zu täuschen: nicht die Nacht der Vergangenheit, nicht das Gedränge der Wünsche seiner eigenen Zeit. Es ist ein völlig originales Werk, das seine, und es giebt keines, das mit grösserer Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit geschrieben worden wäre, wie der „Einzige und sein Eigenthum". Da ist Nichts, aber auch Nichts, was Stirner als feststehend und gegeben annimmt, es sei denn das eigene Ich. Nichts verblüfft ihn, Nichts verwirrt ihn, Nichts „imponirt" ihm von vornherein. So scheint er das rechte Kind jener kritischen Zeit, nur so unendlich ihr voraus, dass er da anfängt, wo die Anderen aufhören. Diese Unbefangenheit giebt seinen Worten jene selbstverständliche Sicherheit, die auf die Einen so verblüffend, auf die Andern so sieghaft wirkt. —

Unvergleichlich ist ferner die Logik des Denkers. Die starre Folgerichtigkeit seiner Schlüsse schrickt vor keiner, auch der letzten Consequenz nicht zurück. Er erlaubt dem Leser nicht, seine Gedanken bis zum Ende ihres Gebietes zu führen; er thut es selbst. Begriffe, die bisher unanfechtbar erschienen, löst er einen nach dem andern auf

und lässt sie in sich zerfallen. Er spürt dem Sinne der Worte nach, bis er den rechten erfasst, der nur zu oft in völligem Widerspruch steht zu dem, der ihnen bisher gegeben wurde. Er entkleidet die grossen ihres Pompes und zeigt sie in ihrer Hohlheit und er bringt die missachteten, durch den Sprachgebrauch verfehmten, wieder zu Ehren. So lehrt er uns erst ihren richtigen Gebrauch.

Dass ihm bisher kein einziger innerer Widerspruch nachgewiesen werden konnte, will wenig bedeuten. Aber auch die Zukuuft wird Nichts Anderes zu thun haben, als weiter auszubauen, was er dahingestellt hat für alle kommenden Zeiten. Neue Aussichten werden sich in Fülle eröffnen. Den Streit aber hat er beendet.

In seiner göttlichen Unbekümmertheit und seiner rücksichtslosen Logik erscheint sein Werk so ganz die That eines Mannes, „gethan", wie einer der schärfsten Denker unserer Tage von dem eigenen sagt, „nicht um Andern, sondern um in erster Linie dem Schöpfer selbst zu gefallen . . ." Da Stirner seinem Willen gemäss nicht leben konnte, wurde sein Widerwille geweckt und schuf das Werk seines Lebens, über das er die ganze Freiheit seines Wesens goss, während sich rings um ihn herum Alles in tobendem Geschrei und unduldsamem Fanatismus ermüdete.

Denn immer sind Ruhe, Selbstbeherrschung, Ueberlegenheit, Heiterkeit, Ironie und Weitherzigkeit die besten Kennzeichen des wirklich Freien, wie Hast, Unsicherheit, Entrüstung, Pathos, rechthaberische Hartnäckigkeit und Kleinlichkeitskrämerei die sind des Eiferers um die Gewalt. —

Die frühlingsfrische Lust am Kampfe durchweht dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Der ebenbürtige Gegner seines Gegners zu sein, einen leibhaftigen Feind sich gegenüber zu haben, den er in's Auge fassen und greifen kann, der „selbst voll Muth, auch seinen Muth" entflammt, Mann gegen Mann zu stehen im Kampfe, das ist es, was Stirner sich wünscht!

Aber auch da, wo sich der Feind ihm scheu entzieht,

wo statt seiner die Gespenster des Wahns und der Einbildung, die Schatten der Vergangenheit, auftauchen, geht er den Fliehenden nach bis in die äussersten Schlupfwinkel und ruht nicht eher, bis er sie an das Licht des Tages gebracht und als die spukenden Phantome unserer Besessenheit entlarvt hat.

Flitter und Schmutz — er streift sie beide fort; der eine bethört ihn nicht, vor dem andern ekelt er sich nicht; und der Flitter des Geistes und der Schmutz des Lumpenthums schwinden vor dem Bewusstsein seiner Einzigkeit. —

Sein Muth ist unvergleichlich und vor keinem Gegner schreckt er zurück. Er erkennt keine Autorität über sich. Denn Nichts ist ihm heilig. Er ist mehr als der Spötter und mehr als der Kritiker. Er ist der grosse Lacher. Und sein Lachen heisst Befreiung.

Dieser Muth ist immer der gleiche. Die alten, scheinbar in dem Boden der Jahrtausende so festgewurzelten und für die „Ewigkeit des Menschengeschlechtes" feststehenden Begriffe greift er gleich muthig an, wie die neuentstandenen Schlagworte seiner Zeit, die er als die „Ideale der Zukunft", einer neuen Zeit, anpackt, und beide, die alten wie die neuen, sind Moder und Spreu, wenn er sie berührt.

Sie Alle, die er angreift, streiten unter einer Fahne, einem Zeichen, einem Glauben. Er aber kämpft ganz allein und er steht und fällt mit seinem Ich — das glänzendste Beispiel für die Wahrheit des Ibsen'schen Wortes: „Der stärkste Mensch ist der, welcher allein steht" . . .

Aber so gross wie sein Muth ist seine Vorsicht. Er weiss, dass die gefesselte Hand nicht streiten und die gelähmte Zunge nicht reden kann. Er liefert sich nicht selbst in die Hände der Feinde. Er kennt die tölpelhafte Dummheit der herrschenden Gewalt, die in ihrer gottähnlichen Allmacht Jagd auf die Fliegen macht, deren Summen ihren Schlaf stört und den Fuchs nicht gewahrt, der sich in ihre Burg schleicht. Stirner weiss, er braucht nur „Preussen" zu sagen und die That seines Lebens ist vernichtet; er sagt „China und Japan" und jedes Kind weiss,

was er meint. Selbst die dänischen Stände und den nachbarlichen „Selbstherrscher aller Reussen“ nennt er nur mit . . . . . ; und einmal spricht er von einem „gewissen“ Staate. Gewiss, es ist ein kindisches Spiel: aber die Gewalt ist der Blinde und er — lacht sie aus. Als er aber einmal glaubt, die haschenden Hände möchten ihn doch erreichen, lässt er das Spiel fallen und verwahrt sich ausdrücklich gegen eine Kriminalklage: er hat das Wort „Empörung“ nur wegen seines etymologischen Sinnes gewählt, und nicht in dem „vom Strafgesetz verpönten, beschränkten“ gebraucht. —

Die Rüstung des Denkers ist untadelhaft. Er bringt zur Lösung seiner Aufgabe ein Wissen mit, das ihn nie im Stich lässt. Mühelos greift er aus der Geschichte der Vergangenheit sich die Beispiele heraus, die er braucht. Die Bibel, deren gründlichster Kenner Stirner offenbar war, liefert ihm immer auf's Neue die nothwendigen Belege. Wie tief er die Geschichte des Menschengeschlechts in ihrem inneren Zusammenhange erfasst hat, davon würde allein jene wunderbare Darstellung der Menschen der alten und neuen Zeit Zeugniss ablegen, wenn nicht fast jede Seite seines Buches davon spräche.

Stirner soll — im Gegensatz zu Bruno Bauer — wenig gelesen haben. Es erscheint das zweifelhaft, wenn wir die verhältnissmässig grosse Anzahl der Werke seiner Zeit übersehen, die er heranzieht, um an ihren Ideen Kritik zu üben. Denn nicht nur die wichtigsten Erscheinungen seiner Zeit, die Feuerbach und Bauer, nicht nur Proudhon's erste Schriften, die ihm so viel Angriffspunkte bieten, sondern auch flüchtige Erscheinungen des Tages, heute völlig vergessen, werden citirt. Diese Citate aber sind nie aus der Erinnerung niedergeschrieben, sondern stets in sorgfältigster Weise mit den eigenen Worten ihrer Urheber gegeben und belegt.

Aber nicht nur Vergangenheit und Gegenwart der Geschichte, auch das tägliche Leben bietet ihm wiederholt Anlass, in seine bunte Fülle zu greifen, um an alltäglichen,

aber oft desto überzeugenderen Beispielen die Untrüglichkeit seiner Behauptungen zu erweisen. —

Indessen nicht der Reichthum seines Wissens, die Sorgfalt seiner Anwendung und sein Geist, sondern was unerlernbar und möglich nur dem Genie: mit dem Instinct der Intuition das Bild der Menschenwelt so zu erfassen, dass das Wichtige sich von dem Unwichtigen scheidet, das ist es, was Max Stirner und seine That zu einer so einzigen macht. Wie er es vermag, mit wenigen Strichen die Umrisse eines einzigen Menschenlebens zu geben, so dass es greifbar dasteht in seiner ganzen Entwickelung vom Kinde zum Manne, so zeigt er in dem Fluthen der grossen Menschenströme über die Erde den Gang der Ideen durch die Jahrtausende und ihr Kommen und Gehen, und was sie treibt und woran sie zerschellen, wird uns verständlich erst durch ihn. Chaotische Massen gewinnen unter seiner bildenden Hand Gestalt und wir erkennen sie in ihrer wirklichen Form.

Mit derselben Sicherheit, wie durch die Nebel der Vergangenheit, führt er uns durch die Brandung unserer eigenen, kampfdurchtosten Zeit. Denn nicht das Ferne und nicht das Nahe verwirrt seinen Blick, und unermüdet leitet er uns durch das Gestrüpp aller Irrthümer, bis wir mit der hohen und stolzen Gestalt seines Eigners den sicheren Grund der Zukunft betreten. —

Völlig originell, wie Stirner's Gedanken, sind auch Sprache und Styl seines Buches. Er hat es — „das mühsame Werk der besten Jahre seines Lebens" — selbst einmal „den theilweise unbeholfenen Ausdruk dessen, was er wollte" genannt. „So sehr", sagt er von sich weiter, „hatte er mit einer Sprache zu kämpfen, die von Philosophen verderbt, von Staats-, Religions- und anderen Gläubigen gemissbraucht, und einer grenzenlosen Begriffsverwirrung fähig gemacht worden war." Diese Sprache ist dennoch von einem grossen Zauber. Sie ist nicht weich und schmiegsam, denn sie will nicht locken und verführen; sie ist nicht dunkel und schwer, denn sie will nicht ver-

blüffen und einschüchtern. Aber sie ist mehr als alles dies: in ihrer kristallreinen Klarheit ist sie wahrhaftig, lebendig und jeden Ausdrucks fähig. Sie kennt keine Phrase, keinen Widerspruch und keine Halbheit. Sie begnügt sich nie mit Andeutungen und in Allem, was sie sagt, geht sie auf das Ziel los, bis sie es erreicht hat.

Man hat gesagt, der Styl Stirner's ermüde durch seine Wiederholungen. In Wahrheit wiederholt sich Stirner nie. Indem er immer von Neuem an das Object seiner Betrachtung prüfend herantritt, verlässt er es nicht eher, als bis er es von allen Seiten gesehen und ergründet hat, und wahrhaft erstaunlich ist die Vielseitigkeit, in der sein unbestechlicher Blick die Dinge und Menschen sieht. Ganz abgesehen davon, dass Wahrheiten nie oft genug wiederholt werden können, liegt gerade in dem Begegnen aller Einwände, der Berücksichtigung aller verschiedenen Angriffe auf die Souveränität des Ich der grosse Wert seines Werkes. Wo es ihm nöthig erscheint, legt er selbst die etymologische Wurzel des zu ergründenden Begriffes (z. B. des Staates, der Gesellschaft u. s. w.) blos. Er liebt es ausserordentlich, dem Sinn des Wortes nachzuspüren und oft enthüllt er durch die Art, wie er es gebraucht, seine Doppel-Deutigkeit in höchst geistreicher Weise, einer Weise, die eine Uebersetzung seiner Sätze in eine andere Sprache nicht selten als eine Unmöglichkeit erscheinen lässt. Er bevorzugt ferner die scharfen Gegenüberstellungen der Gegensätze, um ihre ganze Unversöhnlichkeit zu beweisen und alle Halben und alle Versöhner — die schlimmsten Feinde jeden Fortschritts — werden ihn daher nach wie vor der „Extremität" beschuldigen.

Da man seinem Style, diesem scharfen, präcisen, unzweideutigen Style, keine Glätte vorwerfen konnte, hat man gesagt, er sei kalt. Der Vorwurf fällt auf die zurück, die ihn erheben: jene, die sich einzig an dem künstlichen Feuer der Begeisterung, nie an der reinen Flamme des Lebens selbst erwärmen können. Denn wie auf dem Grunde dieses Buches ein unermesslicher Zorn lodert, so durchglüht

seine Sprache die Wärme des Lebens. Es ist wahr, dass sie zuweilen schwerfällig und breit wird und nach wiederholtem Anlauf erst bewältigt, was sie sich zu überwinden vorgenommen, aber es ist nicht Stirner's Schuld, wenn sie sich durch das Dickicht fremder und verworrener Begriffe und dürrer Abstractionen, durch die Dialektik des Hegelthums und den Jargon des Liberalismus jener Tage hindurchzuarbeiten hat. Wie athmet sie nicht befreit auf, wenn sie wieder ganz der Ausdruck der eigenen Gedanken ihres Meisters wird, mit welcher Leichtigkeit folgt sie ihnen nicht — vom überlegenen Spott bis zu ätzendem Hohn, vom heiteren Lachen bis zum bittersten Ernst! Sie erschwert nicht unnütz die Wucht ihrer Gedanken und selten nur steigert sie sich zum Pathos der Erhabenheit. Wo sie aber leidenschaftlich wird, ergreift sie um so machtvoller und schafft die eines ersten Künstler würdigen Schilderungen, zu denen neben jener der in unbefriedigter Sehnsucht dahinsiechenden Unschuld auch die Zeilen gehören, die Stirner schrieb, während die Glocken seinem Ohr zu läuten beginnen, die „die Feier des tausendjährigen Bestands unseres lieben Deutschlands einklingelten" . . . Dieses Buch soll kalt sein? — Welche Verachtung spricht nicht aus der Verdammung der „wahren Jugendverführer", Jener, die das Unkraut der Selbstverachtung und Gottesverehrung emsig aussäen, die jungen Herzen verschlämmen und die jungen Köpfe verdummen!" Und welche Bitterkeit nicht, welch' eiserner Stolz aus der Beschreibung des grossen Narrenhauses der Welt und des tollen Gebahrens ihrer Insassen, ihrer Rachsucht, ihrer Feigheit?! —

Diese Sprache, so reich bewegt und von einer so unerschöpflichen Ausdrucksfähigkeit, ist aber auch von einer durchsichtigen Klarheit. Sie macht die Lectüre des „Einzigen und sein Eigenthum" Jedem möglich, der überhaupt zu denken versteht. Die Zunft-Philosophen lehnen es deshalb allein schon ab. Aber das ist ja völlig gleichgültig. Wenn die Wissenschaft frei geworden sein wird, wie es die Kunst, die es sein will, heute ist, erst dann wird Max Stirner auch

dort den Platz einnehmen, der ihm gebührt. Unterdessen wird sein Buch durch tausend und abertausend Hände gegangen sein, die die Saat seiner Gedanken verstreuen über die Erde.

Es ist kein Buch, das sich in einem Zuge lesen lässt. Es ist auch kein Buch, in dem man nur blättern darf. Es will immer wieder von Neuem ergriffen sein, um immer wieder aus der Hand gelegt zu werden, damit die erregten Gedanken sich sänftigen, die empörten Gefühle sich klären. Bei jeder neuen Annäherung aber wird sein Eindruck nachhaltiger, sein Zauber intensiver auf uns wirken. So wird es uns begleiten durch das Leben und wie wir dieses nie ganz zu Ende leben können, so werden wir jenes nie ganz erschöpfen können . . .

Denn dieses Buch ist das Leben selbst.

Die Kritik stand dem „Einzigen und sein Eigenthum“ rathlos gegenüber.

Wohl fühlte sie, dass sie nicht umhin konnte, sich mit einem Werke zu beschäftigen, das die Gemüther in so verschiedene Bewegung versetzte. Aber theils entzog sie sich ihrer Verpflichtung, theils suchte sie sich ihrer zu entledigen. Die Gründe lagen nahe — in ihrer eigenen Ohnmacht.

Daher ist die Zahl der eingehenden und ernsthaft zu nehmenden Besprechungen eine verhältnissmässig sehr geringe; dennoch ist sie natürlich zu gross, als dass hier auch nur auf eine einzige näher eingegangen werden könnte, selbst wenn sie es verdiente.

Eine kurze, wenn auch natürlich nicht vollständige Uebersicht ist indessen nöthig, um einigermassen das oben gegebene Bild der allgemeinen Aufnahme zu verdeutlichen.

Die wichtigsten Besprechungen waren zweifellos diejenigen, die Stirner selbst für solche hielt, indem er ihnen selbst antwortete; ihnen wird daher gleich das Interesse, das sie beanspruchen dürfen, geschenkt werden.

Was zunächst hier die grossen Tageszeitungen — so

weit sie daraufhin durchgesehen werden konnten — betrifft, so schwiegen sie das Werk vollständig tot. Sie hatten Wichtigeres zu thun, als einer bedeutenden Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zn schenken, die vielleicht einen Raum erfordert hätte, der doch viel besser und — leichter mit irgend einer Klatschgeschichte oder der Breittretung eines Tages-Interesses zu füllen war. Die Zeit der Hallischen und Deutschen Jahrbücher war vorbei und was wichtig und ernst war wurde immer mehr in den stets enger werdenden Raum des Feuilletons gedrängt.

Etwas weniger ablehnend verhielten sich die Zeitschriften und Revuen. Die „Blätter für litterarische Unterhaltung" von 1846, die übrigens alles besprachen, suchten in einem langen Artikel hinter den „Einzigen" zu kommen. Er ist ihnen der „Excess einer sterbenden Schulphilosophie"; seine Auffassung vom Geiste ist eine durchaus falsche, nämlich eine materialistische; er ist „der einsame Prophet" und nirgends spiegelt sich die Auflösung des Hegelthums in seiner schulmässigen Form besser und deutlicher als hier.

Die Leipziger „Grenzboten" beschäftigten sich wiederholt mit Stirner. Das erste Mal in einer Besprechung, die gleich nach Erscheinen seines Buches geschrieben war. Ihr Verfasser, ein gewisser W. Friedensburg, meint, dass die „allerneueste Theorie kaum ein anderes Interesse im Menschen zuliesse, als das der gedankenlosesten Blasirtheit, wie sie eben im heutigen Ballet ihren Ausdruck gefunden hat." Aber er wird sich wohl hüten, sich mit den Stirner'schen Werke noch ernstlicher, als er es schon gethan hat, zu beschäftigen. „Wer garantirt mir denn, dass dieses Ich nicht sein Kurzweil mit mir treibt und eine höhnische Lache über den Narren aufschlägt, welcher das Hergebrachte für baaren Ernst des Wahrheitssinnes nimmt!"

Ein paar Jahre später wird der „Einzige" ein dithyrambisch ausgeführter Stossseufzer einer schönen Seele genannt, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und der zwecknützlichen Arbeit ennuyirt! — Früher war dieser „schönen Seele" jedoch noch eine Zukunft

prophezeit worden und die Hoffnung ausgesprochen, dass Stirner „nach seiner verunglückten Emeute gegen den Liberalismus zur alten Fahne zurückkehren“ werde. Als ob er jemals bei dieser Fahne gestanden hätte!

Von der theologischen Seite aus antwortete Hengstenberg in seiner bekannten „Evangelischen Kirchenzeitung“ Ende 1846. Es geschah bei Erscheinen des Buches: „Das Verstandesthum und das Individuum“. Stirner wird als abgethan betrachtet, sein Buch nur gestreift.

Vielfach war in der „Wigand'schen Vierteljahrsschrift“ und den ihr folgenden „Epigonen“ von dem „Einzigen“ die Rede, abgesehen von den Artikeln, auf die Stirner selbst dort geantwortet hat und von denen weiter unten die Rede sein wird. Im dritten Bande der erstgenannten Zeitschrift wird „dem ebenbürtigen Gegner“ in einer anonymen „Charakteristik Ludwig Feuerbach's“ ein Abschnitt: „Feuerbach und der Einzige“ gewidmet; im vierten der „Epigonen“ findet sich eine „Auflösung des Einzigen durch den Menschen“ aus der Feder der Frau von Arnim, der Bettina.

Unvergessen soll auch die eingehende Besprechung in der „Revue des deux Mondes“ von 1847 bleiben. Sie ist betitelt: „De la crise actuelle de la Philosophie Hégélienne. Les partis extrèmes en Allemagne“ und ihr Verfasser ist der gründliche Kenner deutscher Verhältnisse, M. Saint-René Taillandier. Sie ist Ruge und Stirner gemeinschaftlich gewidmet. Ihr Verfasser meint mit Recht, die Uebersetzung des Titels müsse nicht „l'individu et sa propriété“, sondern „l'unique et sa propriété“ heissen. Er stellt sich ganz auf Stirner's Seite und einige Stellen wenigstens seiner merkwürdigen Arbeit wollen wir, in der deutschen Uebersetzung des auf der Brigittenau mit Robert Blum erschossenen Jellinek, wiedergeben: „Seht nur, welche Schärfe, welche unzerstörbare Sicherheit bei Max Stirner! Ihn erschüttert in der gewaltigen Ideenverbindung Nichts. Der Glückliche! er hat keinen Gewissenszweifel, keine Unruhe, keinen Schmerz. Nie unterstüzte einen Dialektiker besser seine natürliche Starrheit. Seine Feder zittert nicht; sie ist elegant ohne

Ziererei, geschmackvoll ohne Vorurtheil. Wo ein anderer bewegt wäre, da lächelt er ungezwungen. Der Atheismus ist ihm verdächtig als zu religiös; den Atheismus durch den Egoismus ergänzen, diese Aufgabe löst er, und mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Seelenruhe löst er sie!" Und weiter: „Dass eine Feder sich fand, die solche Dinge schrieb, die sie so kaltblütig, mit solch korrekter Eleganz schrieb, ist ein unbegreifliches Geheimniss. Man muss das Buch selbst gelesen haben, um überzeugt zu sein, dass es existirt." Und: „Wie soll man einem französischen Leser diese Begeisterung um Nichts begreiflich machen?"

Der Franzose würdigt dann das Werk eingehend auf seine Weise und wenn sich auch im Laufe der Untersuchung herausstellt, dass er durchaus nicht so ganz auf der Seite Stirner's steht, wie es im Anfang den Anschein hatte, und er gleich leidenschaftliche Worte gegen diese „dumme Sucht sich selbst zu entäussern" schleudert, als er vorher für seine Würdigung aufgewandt hat, so bleibt es immerhin bemerkenswerth, dass ein Ausländer es war, der das erste und fast einzige Wort warmer Bewunderung für die That fand und ihrer Kühnheit und Grösse gerecht zu werden versuchte.

War so die Zahl der selbstständigen Artikel, die sich mit dem „Einzigen" beschäftigten, eine ausserordentlich geringe — die privilegirte Philosophie und ihre Organe schwiegen natürlich die ganze Bewegung grundsätzlich tot —, so fand es Erwähnung in fast jeder Betrachtung der „kritischen" Philosophie jener Jahre.

Wer auf einen Artikel über die „Nachhegelianer" trifft, darf gewiss sein, nach Strauss und Feuerbach Bruno Bauer und nach Bauer Stirner genannt zu finden: bald mit einem höhnischen Wort abgethan, seltener, viel seltener, wie in dem sechsten Bande der Brockhaus'schen „Gegenwart" von 1851 in einem anonymen Artikel: „Die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode" mit dem ernsten Bestreben, ihm gerecht zu werden. Dort, hinter alle seine Opfer, hat man den grossen Vernichter eingeschachtelt, froh für diesen unbändigen Geist einen Platz gefunden zu haben und in dieser Ecke steht Stirner

noch heute —: mit „seiner Schrift, die als das Aeusserste gelten kann, was der philosophische Radikalismus jener Zeit an kühner und geistreicher Negation hervorgebracht hat", wie in wahrhaft merkwürdiger, wörtlicher Uebereinstimmung die gründlichen Alleswisser unserer grossen Konversations-Lexiken einander nachschreibend melden.

Die direkten Opfer selbst schwiegen theils, theils suchten sie sich zu vertheidigen. Von Seiten der „Kritik" geschah es durch den Mund Szeliga's, der Stirner antwortete, während Bruno Bauer selbst in seinen Schriften nie auch nur den Namen Stirner's nannte; Bauer wandte sich übrigens in jenen Jahren bereits von der „souveränen, absoluten" Kritik ab und seinen Geschichts-Forschungen zu. Wie Feuerbach sich stellte, werden wir gleich sehen. — Die Sozialisten und Kommunisten liessen sich zu keiner gründlichen Entgegnung herbei. Zwar unternahmen Marx und Engels eine solche sofort, aber ihre Arbeit „gegen die Ausläufer der Hegelschen Schule" — nach einer Mittheilung von Engels „so dick wie der „Einzige" selbst" — ist leider nie erschienen und das der Durchsicht vor dem Drucke bedürftige Manuscript — „so weit die Mäuse es nicht gefressen haben" — bis heute ungedruckt geblieben. — Ruge, der so leicht beeinflussbare, der nach Erscheinen des „Einzigen", wie sein Briefwechsel bezeugt, es von wärmster Anerkennung Stirner's („das erste leserliche philosophische Buch in Deutschland", „man müsste es souteniren und propagiren") zur Begeisterung für die Kritik seines gehässigsten Gegners, Kuno Fischer, brachte, suchte sich in seinen „Zwei Jahren in Paris" mit ihm auseinanderzusetzen, wo er seinem Buche, dem „kühnen Morgenrufe in dem Lager der schlafenden Theoretiker", in der Betrachtung „unserer letzten zehn Jahre" („Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt") einen beträchtlichen Raum gönnt.

In der Geschichte der Philosophie — der allgemeinen, wie der deutschen — hat Stirner's Werk — wenn auch durchaus nicht immer, und selbstverständlich weder an der ihm gebührenden Stelle: als Anfang einer neuen Zeitepoche;

noch in dem ihm zukommenden Raum: als eine neue Denkart und Denkweise, die nicht von den Begriffen her zu dem Subjecte sich neigt, um es sich zu unterwerfen, sondern von diesem aus die Objecte ergreift, um sie sich unterthänig zu machen — in der Geschichte der Philosophie, in der Geschichte des geistigen Lebens unseres Jahrhunderts, wird Stirner widerwillig ein kleiner Platz gegönnt.

Denn alle Geschichtsschreibung ist heute kaum noch mehr als eine Beschreibung des Erfolges, als der er sich spiegelt in den Augen der Mehrheit der Menschen.

Indessen würde ein weiteres Eingehen auf die Stellungnahme jener Kritik, wie sie nach und aus der geschilderten zeitgenössischen sich entwickelte, uns weit über die Grenzen unserer Arbeit führen.

Zweimal hat Stirner selbst auf Kritiken seines Werkes geantwortet. Diese Entgegnungen Stirner's, von höchstem Interesse und grösster Wichtigkeit, sind zugleich die letzte Aeusserung seiner Lebensbetrachtung und die letzten, wenigstens die letzten bekannten, Beiträge für Zeitschriften, die er geliefert.

Die erste Entgegnung wendet sich gegen die drei bedeutendsten und wichtigsten Besprechungen, die dem „Einzigen" schon im Jahre 1845 zu Theil wurden und von drei Seiten kamen, die von Stirner selbst auf das schärfste angegriffen worden waren: von der sozialistischen Seite her antwortete Moses Hess, der Kommunist; die Kritik gab ihre Antwort durch Szeliga; der dritte, der sich zu einer Antwort herbeiliess, war kein Anderer, als Feuerbach selbst. Diese Kritiken sind wohl überhaupt die bemerkenswerthesten, die Stirner je zu Theil geworden sind. Seine Wahl in Bezug auf diese drei ergab sich von selbst und wurde ihm Anlass, noch einmal nach allen Seiten hin seine vernichtenden Stösse zu führen. — Die zweite Entgegnung Stirner's erfolgte viel später und richtete sich gegen die Besprechung eines jungen Mannes, der in unerhörter Prätension und Dreistig-

keit sich an sein Werk herangewagt hatte und dessen Schülerarbeit der Vergessenheit nur durch Stirner's Antwort wieder entrissen wird. —

Stirner's erste Entgegnung auf die Kritik des „Einzigen" findet sich auf fast fünfzig Seiten des dritten Bandes von „Wigand's Vierteljahrsschrift" vom Jahre 1845. Ihr Titel ist: Recensenten Stirner's und die Initialen der Unterschrift M. St. dulden keinen Zweifel über den Verfasser.

Die Kritik von Szeliga: „Der Einzige und sein Eigenthum" war im Märzhefte der „Norddeutschen Blätter", von den Bauer's, Frankel, L. Köppen und ihm selbst herausgegebenen „Beiträgen zum Feldzuge der Kritik" erschienen. Szeliga (sein wirklicher Name lautete anders) war ein junger Offizier, nach Edgar Bauer's Beschreibung „eine militärische Erscheinung, exact im Denken und Sprechen, streberisch, soldatisch hingeneigt zur Kritik, nicht im Geringsten revolutionär oder oppositionell, mit praktisch-engem Gesichtskreis und von der Philosophie nur das Eine verlangend, dass sie ihn von allen bürgerlichen Rücksichten befreie . . ." Er verkehrte, wohl seiner Stellung wegen, nicht unter den „Freien" bei Hippel, gehörte aber zu dem Bauer'schen Kreise in Charlottenburg und wurde der „heiligen Familie" beigezählt, wie er auch in der Bauer'schen Litteraturzeitung mit einer langathmigen, bereits erwähnten Kritik der Mysterien von Paris debutirt hatte. Die eifrige Beschäftigung seiner Mussestunden mit philosophischen Tagesfragen zeitigte noch mehrere Broschüren, z. B. über die Universalreform des Egoismus u. A. — Seine Kritik des Stirner'schen Werkes, über das er bereits in engerem Kreise einen Vortrag gehalten hatte, ist ausserordentlich eingehend. Es ist der Kritiker der Bauer'schen Schule, der hier seine Waffe schwingt. „Der Einzige", sagt er, „giebt der Kritik", der es so wenig um den Sturz des Einen wie um die Erhebung des Andern zu thun ist, „die Gelegenheit zu einer neuen That der Selbstvervollkommnung". Nach einer genauen Betrachtung des „Lebenslaufes des Einzigen" wird dieser für das „Gespenst aller Gespenster" erklärt, und in weit-

schweifiger Weise die Stellung der Kritik zu diesem Gespenste behandelt. Wie bei dieser, so wird auch bei den folgenden Besprechungen die Betrachtung der Stirner'schen Entgegnungen Gelegenheit geben, auf ihre wichtigsten Punkte einzugehen, die von Stirner selbst als solche erkannt und widerlegt wurden.

Die zweite Kritik des „Einzigen" von Bedeutung erfolgte von sozialistischer Seite durch Moses Hess und wurde in Form einer zu Darmstadt erschienenen Broschüre von achtundzwanzig Seiten gegeben, die sich „Die letzten Philosophen" betitelte. Hess war einer der thätigsten Streiter in der damals noch so jugendlichen Bewegung des Sozialismus. Wie Stirner ein früherer Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung" hatte er sich, durch und durch Kommunist, an den Herwegh'schen „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" mit Beiträgen betheiligt und hielt damals, 1845, gerade dem Kapitalismus seinen „Gesellschaftsspiegel" vor, „notorisch der Mittelpunkt der damaligen rheinländischen sozialistischen Bewegung". — Die „letzten Philosophen" sind ihm Bruno Bauer und Stirner, der „Einsame" und der „Einzige"; doch wendet er sich fast ausschliesslich mit seiner Kritik gegen den letzteren. Mit der seit ihm bis zur Läppischkeit von den Sozialisten gegen jeden freiheitlichen Denker wiederholten Verdächtigung, dass „man meinen könnte, die in jüngster Zeit von den deutschen Philosophen veröffentlichten Schriften seien auf Anstiften der Reaction herausgegeben", beginnt er seine Einleitung. Zwar bricht er ihr gleich selbst die Spitze ab, indem er erklärt, dass weder Bruno Bauer noch Stirner „sich je von aussen" bestimmen liessen, aber indem „die innere dem Leben abgezogene Entwickelung dieser Philosophie in diesen „Unsinn" auslaufen musste", wie er meint, lässt er den Vorwurf der inneren Reaction bestehen, überzeugt auch damit noch in den Augen seiner Masse den beabsichtigten Erfolg zu erzielen.

Nachdem er sodann einen Blick auf den Dualismus der christlichen Philosophie, den „Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis" geworfen hat, findet er in dem christlichen

Staate derselben die moderne, christliche Kirche, den diesseitigen Himmel, in den Staatsbürgern dagegen nicht die wirklichen Menschen, sondern nur ihre Geister. Denn die Leiber dieser Geister sind in der bürgerlichen Gesellschaft. Zwar hat Deutschland noch nicht diesen modernen, freien Staat erreicht, der den Gegensatz zwischen den Einzelnen und der Gattung wieder vollendet hat, aber seine letzten Philosophen haben es doch zu der theoretischen Wirklichkeit dieser modernen Kirche gebracht und ihre Widersprüche untereinander betreffen nur das Verhältniss des Staates zur bürgerlichen Gesellschaft. So kommt Hess zu den consequenten Theoretikern der philosophischen Schule, den beiden genannten. Bauer wirft er vor, dass seine Kritik nichts anderes, als die hohe Staatspolizei sei, um den Pöbel im Zaume zu halten; Stirner selbst will er sich ganz besonders vornehmen. Welcher Art und wie belanglos seine Einwände gegen diesen letzteren sind, werden wir aus dessen Entgegnung ersehen.

Der Dritte in dem unfreiwilligen Bunde ist Ludwig Feuerbach selbst. Er hatte seine kurzen Entgegnung an Stirner: „Ueber das „Wesen des Christenthums“ in Bezug auf den „Einzigen und sein Eigenthum““ in dem zweiten Bande von „Wigands Vierteljahrsschrift“ von 1845 veröffentlicht, und nahm sie bald darauf unverändert in den ersten Band seiner „Sämmtlichen Werke“ auf, die „Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums“, wo er sie mit der Fussnote begleitete: dass er hier wie anderwärts nur seine Schrift als Schrift im Auge habe, zu der er selbst in einem höchst kritischen Verhältniss stehe, und dass er es nur mit deren Gegenstand, Wesen und Geist zu thun habe, während er die Beschäftigung mit ihrem Buchstaben den Kindern Gottes oder des Teufels überlasse. . .

Mehr, als alle anderen Kritiken, mussten Stirner und müssen uns diese leider nur sehr kurzen, aphoristisch gehaltenen und auf wenige Seiten zusammengedrängten Antworten Feuerbachs interessieren, in denen der Einsiedler

von Bruckberg die hageldicht gerade auf ihn gefallenen Schläge Stirners abzuwehren suchte.

Feuerbach war voll höchster Bewunderung für die That seines Gegners gewesen und hat ihr vollsten Ausdruck gegeben. Fast sofort nach ihrem Erscheinen hatte er sich mit ihr bekannt gemacht und schon „im Spätjahr" 1844 schrieb er seinem Bruder: „Es ist ein höchst geistreiches und geniales Werk und hat die Wahrheit des Egoismus — aber excentrisch, einseitig, unwahr fixirt — für sich. Seine Polemik gegen die Antropologie, namentlich gegen mich, beruht auf purem Unverstand oder Leichtsinn. Ich gebe ihm Recht, bis auf Eines: im Wesen trifft er mich nicht. Er ist gleichwohl der genialste und freieste Schriftsteller, den ich kennen gelernt." Geht schon aus diesen wenigen Zeilen die ganze, innere Unsicherheit Feuerbachs seinem Gegner gegenüber hervor — seine Ehrlichkeit liegt in beständigem Kampfe mit der verletzten Eitelkeit — so beweist diese Unsicherheit durchaus die Art und Weise, in der er glaubte mit „dem genialsten und freiesten Schriftsteller, den er kennt" fertig werden zu können. Er dachte zunächst, wie sein jüngster Biograph, Wilhelm Bolin, mittheilt an ein „offenes Sendschreiben", zu dem er auch den Anfang entwarf, der noch erhalten ist und der lautet: „„Unaussprechlich" und „unvergleichlich" liebenswürdiger Egoist! — Wie Ihre Schrift überhaupt, so ist auch insbesondere Ihr Urtheil über mich wahrhaft „unvergleichlich" und „einzig". Zwar habe ich auch dieses, wenngleich noch so originelle Urtheil längst vorausgesehen und zu Freunden gesagt: ich werde noch so verkannt werden, dass man mich, dermalen den „fanatischen, leidenschaftlichen" Feind des Christenthums, sogar unter die Apologeten desselben rechnen wird; aber dass dies so bald, dass es jetzt schon geschehen würde, das hat mich — ich gestehe es — überrascht. Das ist „einzig" und „unvergleichlich" wie Sie selbst. So wenig ich nun auch Zeit und Lust habe, Urtheile, die nicht mich selbst, sondern nur meinen Schatten treffen, zu widerlegen, so mache ich doch bei dem „Einzigen", dem „Unvergleichlichen" eine Ausnahme."

Glücklicherweise gab Feuerbach es auf, Stirner in diesem Style weiter zu apostrophiren, blieb aber leider bei seinen kurzen „Erläuterungen", statt sich zu einer gründlichen Antwort Muth und Zeit zu nehmen. In einem weiteren Briefe an seinen Bruder vom 13. December 1844 versucht er noch einmal eine Selbstentschuldigung und tröstet sich mit der albernen, aber für seinen ethischen Hochmuth sehr bezeichnenden Annahme, dass „Stirner's Angriffe eine gewisse Eitelkeit verrathen, als wolle er sich auf Kosten meines Namens einen Namen machen". So lässt er denn grossmüthig dem armen Namenlosen die „kindische Freude eines momentanen Triumphes". In Wahrheit scheint der kluge Mann geahnt zu haben, dass ihm in Stirner ein furchtbarer Gegner entstanden war, dessen Sieg über ihn nichts anderes als seine eigene völlige Vernichtung bedeutete, und zog es desshalb vor, weiteren Schlachten aus dem Wege zu gehen, um den Ruhm des Siegers nicht durch neue Niederlagen unfreiwillig mitverkünden zu helfen. Aus ähnlichen Gründen unterliess er denn wohl auch, seine Bemerkungen in der Wigand'schen Vierteljahresschrift mit seinem Namen zu zeichnen, der das allgemeinste Interesse auf die von allen Seiten erwartete Controverse gelenkt hätte. — Mag an dieser Stelle übrigens gesagt sein, dass Feuerbach und Stirner nie persönlich zusammengetroffen sind: Feuerbach ist nie nach Berlin, und Stirner nie mehr von dort fort gekommen, nachdem ein Zusammentreffen für Beide von Interesse gewesen wäre.

Feuerbach, Hess und Szeliga antwortete Stirner, wie gesagt, gemeinsam. Er muss seine Entgegnung: „Recensenten Stirner's" sofort nach Erscheinen der betreffenden Kritiken und fast im Fluge geschrieben haben. Auch er spricht, wie Feuerbach, von sich in der dritten Person.

Nach der kurzen Charakterisierung der Verfasser: Hess als Sozialisten, Szeliga als Kritiker und den Anonymus als — Feuerbach geht er zunächst auf den Punkt ein, in dem alle drei übereinstimmen, auf den „Einzigen" und den „Egoisten".

Nach ihnen erscheint der „Einzige" als „das Gespenst der Gespenster", als das „heilige Individuum, das man sich

aus dem Kopfe schlagen müsse", und als der blasse „Renommist".

Zugegeben, dass der „Einzige" eine Phrase ist, eine Aussage, die nichts aussagt, so ist er doch gegenüber den heiligen und erhabenen Phrasen wie der Mensch, der Geist, das wahre Individuum u. s. w. nur die „leere, anspruchslose und gemeine Phrase." Er, der Einzige, dessen Inhalt kein Gedankeninhalt ist, ist darum auch unsagbar und „weil unsagbar die vollständige, und zugleich — keine Phrase." Dass Hess selbst aber der Phraseninhalt, Feuerbach mit seinem gedachten Einzigen im Himmel (Gott) die Phrase ohne Phraseneigner und Hess, dieser einzige Hess, selbst nur eine Renommage ist, das haben die drei nicht begriffen.

Auch ihre Charakteristiken des Egoisten sind höchst populär und allzu einfach. Die von ihnen gewählten Beispiele werden ihrer Heiligkeit entkleidet: das rührende Beispiel Feuerbach's, der die Hetäre der Geliebten gegenüberstellt; dasjenige Szeliga's vom reichen Mädchen und der keifenden Frau; und der von Stirner für Hess gebrauchte des Europäers und des Crocodills — sie alle geben Anlass, das Wesen des eigenen Interesses gegenüber dem heiligen Interesse nochmals von allen Seiten zu betrachten. Die Heiligkeit der Geschlechtsverbindung, der Stolz des Verdienstes, die Arbeit, und die Liebesgebote der Menschlichkeit geben Veranlassung zu ebenso tiefen, wie schlagenden Ergründungen; sie zeigen von Neuem, wie unsinnig es ist, in einfache Verkehrsverhältnisse die Heiligkeit hineinzutragen, die sie länger bestehen lässt, als das Interesse es erfordert („das Interesse der Personen aneinander hört auf, aber die uninteressante Verbindung bleibt bestehen; wie thöricht ist es, das absolute, das allgemein Interessante über das persönliche, eigene Interresse zu stellen"); und wie fruchtlos die Befolgung „höherer" Gebote ist, anstatt es dem Einzelnen zu überlassen, zu thun, was ihm am nützlichsten erscheint.

Mit der feinen Bemerkung, dass keiner der drei ihm den grössten Abschnitt seines Werkes, den, in dem er den Verkehr des Egoisten mit der Welt und seinen Verein so

ausführlich behandelt, „zu Gute kommen lässt," d. h. jeder diesen Theil ignorirt, schliesst Stirner seine allgemeine Antwort und widmet zum Schlusse noch jedem Einzelnen für sich einige Worte. Er geht in ihnen über die herben und plumpen Angriffe der Entrüstung gegen den Egoismus hinweg.

Szeliga macht er klar, dass es ihm garnicht eingefallen ist, die „reine" Kritik zu üben: dass es nicht die „reine", sondern eine durchaus interessirte Kritik ist, die er vollzogen hat.

Feuerbach ist auf den Punkt, auf den es ankommt, überhaupt nicht eingegangen, darauf: „dass das Wesen des Menschen nicht Feuerbach's, oder Stirner's, oder irgend eines Menschen Wesen ist . . ." Er ahnt ihn nicht einmal. „Er bleibt bei seinen Kategorien von Gattung und Individuum, Ich und Du, Mensch und menschlichen Wesen in völliger Unbekümmertheit stehen", sagt Stirner. Die sonstigen Entgegnungen an Feuerbach spotten ebenso sehr einer Wiedergabe in der hier erforderlichen Kürze, wie Feuerbach's „Erläuterungen" selbst; beide müssen, um überhaupt verstanden zu werden, in ihrer Vollständigkeit gelesen und geprüft werden. Daher nur so viel, dass Feuerbach's Einwände Schritt für Schritt zurückweichen müssen vor der unerbittlichen Logik, mit der Stirner jeden einzelnen von ihnen widerlegt.

Hess beweist Stirner zum Schluss, dass er als Mensch gar nicht vollkommener sein könne, als er ist: die ganze Gattung Mensch ist in ihm, in Hess, enthalten und ihm fehlt nichts von dem, was den Menschen zum Menschen macht. Er zeigt ihm weiter, wie wenig er noch den mit sich einigen Egoisten verstanden hat, wie absurd es ist, anzunehmen, dass ihm irgendwie an der bürgerlichen Gesellschaft gelegen sein könne. Einer Reihe von Einwürfen wird dann zu begegnen gesucht, über andere mit berechtigtem Spott hinweggegangen, so über die Bemerkung, welche Stirner's Opposition gegen den Staat die „ganz gewöhnliche Opposition des freisinnigen Bourgeois" nennt; das „sieht unstreitig Jeder augenblicklich ein, der Stirner's Buch nicht gelesen

hat.“ Endlich erläutert Stirner für Hess noch an einigen einfachen, nächstliegenden Beispielen seinen „Verein von Egoisten“ — (Hess nennt ihn, es kommt ihm nicht so genau darauf an, „egoistischer Verein“). Nicht das ist Stirner ein Verein von Egoisten, in dem die Einen sich auf Kosten der Anderen betrügen lassen, sondern in dem das Interesse des Einen, wenn auch nur flüchtig, vorübergehend, sich mit den Interessen der Anderen berührt und darum das zusammen schliessende Motiv ist.

Zum Schluss erinnert Stirner seine drei Kritiker noch an eine Stelle aus Feuerbach's kleiner Schrift: „Kritik des Anti-Hegels“. Da sich die verschollene Abhandlung nur in den wenigsten Händen befinden dürfte, sei sie hier citirt. Feuerbach spricht in ihr von der von jeher den philosophischen Systemen widerfahrenen doppelten Art der Kritik: der Kritik der Erkenntniss und der Kritik des Missverstands. Ueber letztere sagt er an der oben gemeinten Stelle: „Der Kritiker sondert hier nicht die Philosophie von dem Philosophen; er identificirt sich nicht mit seinem Wesen, macht sich nicht zu seinem andern Ich . . . Er hat stets andere Dinge in seinem Kopf, als sein Gegner; er kann seine Ideen sich nicht assimiliren und folglich nicht mit seinem Verstande zusammenreimen; sie bewegen sich in dem leeren Raume seines eigenen Selbstes wie epikuräische Atome durcheinander, und sein Verstand ist der Zufall, der sie durch besondere äusserlich angebrachte Häkchen zu einem scheinbaren Ganzen zusammenbringt. Der einzige gültige, der objective Maassstab, die Idee des Systems, welche die allgegenwärtige Seele, die selbst in den grössten Widersprüchen noch gegenwärtige Einheit desselben ist, ist ihm entweder gar nicht oder nur in einer selbstgemachten, schlechten Copie Gegenstand. Er befindet sich daher auf dem Gebiete seines Gegners in ein weltfremdes Land versetzt, wo ihm nothwendig alles so wunderlich, so „neuholländisch“ vorkommt, dass „ihm Sehen und Hören vergeht“, dass er selber nicht mehr weiss, ob er wacht oder träumt und vielleicht bisweilen, jedoch gewiss nur in den

flüchtigen Momenten seiner intervalla lucida, sogar an der Identität seiner Person und der Richtigkeit seines Verstandes zweifelt. Die edelsten harmonisch verbundenen Gestalten tanzen in den abenteuerlichsten Verschlingungen als ungereimte, fratzenhafte Figuren vor seinen betroffenen Augen vorüber, die erhabensten Aussprüche der Vernunft klingen wie sinnlose Kindermärchen an seinen Ohren vorbei. In seinem Kopfe findet er wohl auch den philosophischen Ideen analoge Vorstellungen oder Begriffe vor, und besitzt an ihnen einige nothdürftige Anhaltspunkte, aber nur zu dem Zwecke, um damit den Philosophen als einen Verbrecher am gemeinen Menschenverstande an das Kreuz zu schlagen. Denn diese Begriffe kennt er nur in einem ganz beschränkten Maasse und hält dieses Maass für das Gesetz ihrer Gültigkeit; werden sie über diese enge Gränze ausgedehnt, so verliert er sie aus dem Gesichte; sie versteigen sich für ihn in den blauen Dunst des Unerreichbaren als Phantasmen, die jedoch der Philosoph vermittelst eines geheimen, bis jetzt indess noch unerklärten Kunstgriffs, gleichsam als das Second Sight seiner Vernunft, hypostasirt . . ."

Wie so ganz passen diese Feuerbach'schen Worte auf die meisten, allermeisten Kritiker Stirner's, der fast nur diese, die Kritik des Missverstands, kennen lernen sollte!

Feuerbach aber hätte wohl nie gedacht, dass er selbst von einem Anderen an seine eigenen Worte gemahnt werden sollte, als er sie schrieb. —

Die Hoffnungen, denen Stirner Ausdruck giebt: bei späteren Gelegenheiten sich noch eingehender über einige der behandelten Fragen, wie die bürgerliche Gesellschaft, die Heiligkeit der Arbeit u. s. w. auszulassen, zeigen, wie ernstlich er daran dachte, der sozialen Frage noch sein weiteres Interesse zuzuwenden. Sie sind indessen unerfüllt geblieben. —

Nur einmal noch, zum zweiten und letzten Male antwortete Stirner auf eine Kritik seines Werkes. Es geschah fast zwei Jahre später. Wigand hatte seiner „Vierteljahrs-

schrift", die nach kurzem Bestehen unterdrückt worden war, die „Epigonen" folgen lassen. Hier, in dem vierten Bande von 1847, nachdem in den vorhergehenden Bänden vielfach von seinem Buche die Rede gewesen war, veröffentlichte Stirner unter dem Pseudonym G. Edward eine Entgegnung an Kuno Fischer.

Dieser, damals ein junger Hallenser Student von zwanzig Jahren, hatte kurz vorher in der „Leipziger Revue" einen langen Artikel: „Moderne Sophisten" erscheinen lassen, in dem er die ganze moderne Schule der Philosophie einer ebenso unverfrorenen, wie oberflächlichen, aber nicht geistlosen Kritik unterzogen. Da die Zeitschrift sofort wieder eingegangen war liess er seinen Aufsatz in dem fünften Bande der „Epigonen", auf Wunsch Wigands, nochmals abdrucken, aus Rücksicht auf seine Gegner, wie er sagte, die ihn zu einem corpus delicti gemacht hätten.

Unterdessen hatte ihm Stirner geantwortet. Sein Manuskript muss Fischer vorgelegen haben, denn zugleich mit seiner Entgegnung erschien eine Antwort Fischer's. Beide tragen den gemeinschaftlichen Titel: „Die philosophischen Reactionäre"; die Auslassungen Stirner's den Untertitel: „Die modernen Sophisten. Von Kuno Fischer;" die Antwort Fischer's den: „Ein Apologet der Sophistik und ein „philosophischer Reactionär.""

Bei genauer Betrachtung der Antwort von G. Edward möchte es zuweilen den Anschein haben, als rühre dieselbe überhaupt nicht aus Stirner's Feder her. Nicht etwa weil der Verfasser, wie natürlich, von Stirner als einer dritten Person spricht, sondern weil der Styl der kurzen Arbeit nicht immer die sonst unverkennbaren Eigenschaften der Stirner'schen Schreibweise aufweist. Aber Fischer nimmt mit solcher Bestimmtheit Stirner als den Verfasser an und dieser hat selbst so wenig den Versuch gemacht, seiner Annahme zu widersprechen, dass wir bei aller Vorsicht wohl berechtigt sind, den in so vielen Einzelheiten ausserordentlich bedeutenden Aufsatz als eine Arbeit Stirners zu be-

trachten, die jedenfalls unter seinem directen Einfluss und nicht ohne sein Zuthun entstanden ist.

„„Die modernen Sophisten" von Kuno Fischer beginnen mit einer Betrachtung über „das Princip der Sophistik," um von ihr zu „den philosophischen Voraussetzungen der modernen Sophistik", wie sie ihm in Hegel („der Manifestation des absoluten Geistes in der theoretischen und practischen Energie des Menschen"), Strauss (der pantheistischen Anerkennung des absoluten Geistes), Bauer (der Verflüchtigung alles Objectiven in die reine Willkür) und Feuerbach (dem Standpunkt des realen Humanismus) erscheinen, überzugehen. Die „moderne Sophistik" sieht er zunächst in Stirner: „dem absoluten Egoismus oder dem geistigen Thierreich." Ihm ist der grösste Theil der Abhandlung gewidmet. Stirner ist der Pietist und Dogmatiker des Egoismus, der überall Gespenster sieht; der Einzige „die dogmatische, die zum Princip gewordene Willkür, eine Monomanie, die sich auf Gespensterglauben gründet." Wir werden gleich sehen, wie Stirner ihm darauf antwortet. — Der letzte Theil des Aufsatzes beschäftigt sich mit zwei Büchern, von denen Fischer behauptet, dass die Sophistik in ihnen noch über Stirner hinausgeht, von dem Egoismus zum Individuum und von diesem zur Ironie. Auch von ihnen wird gleich noch die Rede sein. Zum Schluss wird der Gegensatz gegen die moderne Sophistik gekennzeichnet: der Humanismus, die „freie Menschheit" . . .

Stirner in seiner Entgegnung — wenn sie, wie gesagt, von ihm selbst herrührt — spottet zunächst über die erstaunliche Behendigkeit, mit der von Fischer „die mühsame Titanenarbeit der modernen Kritik" abgefertigt wird. Wie sie überhaupt weit persönlicher gehalten ist, als die frühere Entgegnung, so ist sie zugleich reich an witzigen und treffenden Einfällen. Nach der Fischer'schen Schablone kann jeder Denker ein Sophist genannt werden: so oder so betrachtet ist er entweder ein „Philosoph" oder ein — „Sophist". Die nächsten Ausführungen können wiederum

nur in ihrer unverkürzten Form verstanden und mit wenigen Worten gar nicht wiedergegeben werden. Die von Fischer als feststehend gebrauchten Begriffe, z. B. die der „objectiven Mächte der Welt", des „Gedankens", der „sittlichen Welt" werden von neuen Seiten beleuchtet. Seiner Schilderung der Sophistik in der Geschichte wird nachgegangen: den Jesuiten, den Romantikern (den „particularen" Subjecten), der „reinen Kritik". Der Widerspruch zwischen Interesse und Princip wird berührt. Der Behauptung, dass Stirner's Egoismus sich als Consequenz des Bauer'schen Selbstbewusstseins entwickelt hätte, wird mit der Thatsache begegnet, dass Stirner sein Werk bereits vollendet hatte, als Bauer noch in der Arbeit seiner Bibelkritik steckte, und dass Stirner desshalb auch der Proclamation der „absoluten Kritik" nur in einem Nachtrage gedenken konnte. Von Stirners Polemik mit Feuerbach scheint Fischer nichts zu wissen. Wenn sie ihm bekannt wäre könnte er in dem „Egoismus" Stirners nicht das „Soll" eines „kategorischen Imperativs", ein Dogma, sehen. Denn grade Stirner setzt dem „Soll" des „Menschen-Seins", dem Humanismus, dem Unmenschen den Egoisten, entgegen, dessen „Ataraxie", dessen Unnachgiebigkeit, dessen Terrorismus gegen alles Menschliche. Wie plump das Missverständniss aber, dass Stirner desshalb alle Gemeinschaft mit Menschen aufgeben, allen Eigenschaften ihrer Organisationen durch blosses Wegläugnen sich entziehen wolle! —

Mit einem Hinweis auf die gewaltige Folgerung des Stirner'schen Werkes und einem geistreichen Vergleich schliesst die Entgegnung, die, wenn sie nicht von Stirner selbst geschrieben wurde, von einem Manne herrührt, der sich rühmen darf, tiefer, als die meisten, schon damals das Wesen seiner Lehre erfasst zu haben. Wenn er am Schluss Kuno Fischer mit einem Manne vergleicht, dessen Handlungen darauf hinauslaufen, à tout prix berühmt zu werden, so hat er auch darin Recht behalten.

Schon die gleichzeitige Antwort Fischers an ihn war ein neuer Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des „Einzigen", kam ebenfalls im Wigand'schen Verlage ein anonymes Werk: „Das Verstandesthum und das Individuum" heraus, dem bald darauf ein zweites, weniger umfangreiches folgte, das den Titel trug: „Liebesbriefe ohne Liebe" und dessen Verfasser sich Karl Bürger nannte. In Wirklichkeit war der Autor beider ein junger Philosoph, der eine Zeitlang Mitglied des Hippelschen Kreises und später ebenso der Dessauer Kellergegesellschaft gewesen war und dessen wirklicher Name Dr. Karl Schmidt aus Dessau war. Er kehrte indessen später zu seiner Theologie zurück, schrieb zahlreiche pädagogische Werke und machte sich besonders durch seine mehrbändige „Geschichte der Pädagogik" bekannt.

Es sind die beiden eben genannten Schriften, in denen Kuno Fischer so scharfsinnig den Uebergang vom „geistigen" zum „natürlichen Thierreich" und zur „Ironie" erblickt. Nicht so sehr desshalb, als vielmehr weil man in der That öfters geglaubt hat, in den abstrusen, in grösster Eile zusammengeschriebenen Producten eine letzte Fortführung Stirner's sehen und ihn mit ihnen lächerlich machen zu dürfen, durften sie hier nicht übergangen werden. Da aber Stirner selbst hofft, dass sein Gegner „so honett sein werde, ihm nicht zuzumuthen", in dem „Verstandesthum" mehr als eine Seite zu lesen, so wollen auch wir uns mit dieser einen Seite begnügen lassen.

In sie zusammengefasst dürfte als das Bestreben des Autors sich ergeben, zu zeigen, was „die alleinige Wahrheit sein würde, wenn man einmal blosser Verstand wäre." Aeusserlich in Anlehnung an den„ Einzigen" angelegt scheint „das Verstandesthum und das Individuum" in der Behauptung zu gipfeln: „Das Individuum denkt die atomistischen, einzelnen Dinge nicht, sondern stiert, schaut, fasst sie an." — Die „Liebesbriefe ohne Liebe" sind eine ziemlich geistlose Parodie auf Schlegel's Lucinde; bei ihnen dürfen wir auch auf die eine Seite verzichten.

Es war im Jahre 1846, als Stirner von einem jungen Dichter besucht wurde, den sein Werk mit grosser Aufregung — „wiewohl im gegensätzlichen, gegnerischen Sinne“ — erfüllt hatte, und der ihn aufsuchte, um ihm als dem ersten eine eben vollendete Dichtung zu unterbreiten. Der junge Dichter hiess Alfred Meissner und sein Werk „Ziska“. Die Antwort Stirner's, die Meissner selbst erzählt, ist eine der ganz wenigen persönlichen Aeusserungen aus seinem Munde, die uns erhalten geblieben sind. Doch nicht deshalb allein sei sie hier wiedergegeben.

Stirner gab das Manuskript mit den Worten zurück: „Sie hätten den „Ziska“ zu einem komischen Heldengedicht gestalten sollen. Zu einer Art Batrachomyomachie! Die Mythen der christlichen Kirche sind dem Schicksal verfallen, wie die heidnischen. Die Gegensätze von Papstthum und Protestantismus haben sich so total überlebt, dass ein Gedicht mit diesem Inhalte nur etwa Theologen noch interessieren könnte. Feindschaft gegen die Kirche sollte es nicht mehr geben. Sie ist uns völlig gleichgültig geworden; gegen überwundene Standpunkte kämpft man nicht mehr. Ja, ich fühle es klar: ein komisches Heldengedicht hätte das werden sollen . . .“

Diese Antwort ist so charakteristisch für den, der sie gab, dass sie hier zum Ausgangspunkt für einen letzten Ausblick auf den Einfluss und die Tragweite des „Einzigen und sein Eigenthum“ in die Zukunft genommen werden mag. Denn so geringfügig sie an und für sich ist, kennzeichnet sie doch den Standpunkt, den Stirner in seinem Kampfe einnahm. Nicht den äusseren Formen der christlichen Weltanschauung, der vermoderten und in sich selbst zerfallenden Kirche der Gegenwart, gilt dieser Kampf, sondern jenem Geiste, der in immer neuen Formen immer neue Zwingburgen der Gewalt erbaut, dem Geist des Christenthums, der wie ein trüber Dunst über der Vergangenheit liegt.

Diesen Geist seiner Heiligkeit entkleidet und als das wesenlose Gespenst unserer Einbildung entlarvt zu haben

ist Stirner's That. Während die radicalsten Köpfe seiner Zeit, die Strauss, Feuerbach, Bauer noch furchtsam-kritisch an den Begriffen der Heiligkeit tasteten, löst er sie auf und lässt sie zerfallen in sich selbst.

Er überwindet das Christenthum in seinen letzten Consequenzen. Es ist vernichtet. Es liegt hinter uns mit seiner jahrtausendlangen Erniedrigung, seinem Schmutze der Brüderlichkeit, seinen zahllosen Gräueln, mit denen es die Geschichte besudelt, seiner Lüge, seiner Selbstentäusserung von jedem Stolze, jeder Eigenheit, jeder echten Freude und Schönheit, und wenn es auch in seinen letzten Wirkungen heute noch herrscht — Stirner hat es dennoch von uns genommen, wie einen Fluch!

So steht er an der Grenzscheide zweier Welten und eine neue Epoche im Leben des Menschengeschlechtes beginnt mit ihm: die Epoche der Freiheit!

Noch haben wir für sie keinen besseren Namen gefunden, als den der Anarchie: der durch das wechselseitige Interesse bedingten Ordnung statt der bisherigen Ordnungslosigkeit der Gewalt; der ausschliesslichen Souveränität des Individuums über seine Persönlichkeit, statt seiner Unterwerfung; der Selbstverantwortlichkeit seiner Handlungen statt seiner Unmündigkeit — seiner Einzigkeit! — Denn auf dem Grunde christlicher Weltanschauung ruhen die Stützen aller jener Begriffe, die die Gewalt halten; als Stirner ihnen den Boden entzog, mussten sie fallen und mit ihnen fällt, was sie getragen ...

So gewaltig wird dieser, verhältnissmässig ebenso schnelle als sichere, unblutige Umschwung aller Lebensverhältnisse sein, dass sein unsterbliches Buch in seiner Tragweite einst nur mit dem der Bibel verglichen werden wird.

Wie dieses „heilige" Buch an dem Anfang der christlichen Zeitrechnung steht, um zwei Jahrtausende lang seine verheerenden Wirkungen fast bis in den letzten Winkel der menschenbewohnten Erde zu tragen, so steht das unheilige des ersten, sich selbstbewussten Egoisten an dem Eingang dieser neuen Zeit, in deren ersten Zeichen wir leben, um

einen Einfluss zu üben, ebenso segensreich, wie der des „Buches der Bücher“ verderblich war.

Und wollen wir noch einmal sagen, was es ist, wie könnten wir es besser als mit den eigenen Worten seines Schöpfers? — Das ist es: „Ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes — Verbrechen“: begangen an der Heiligkeit jeder Autorität! — Und mit Max Stirner fragen wir, dem Ausbruch des von ihm heraufbeschworenen, reinigenden und befreienden Gewitters entgegenjauchzend: „Grollt es nicht in fernen Donnern, und siehst Du nicht, wie der Himmel ahnungsvoll schweigt und sich trübt? . . .“

Phot. F. Albert Schwartz, Berlin.

MAX STIRNERS STERBEHAUS

in Berlin NW., Philippstrasse 19.

Sechstes Kapitel.

Das letzte Jahrzehnt.

Das letzte Jahrzehnt.

1845—1856.

Langsamer Abstieg. — Die Nationalökonomen der Franzosen und Engländer. — Letzte Versuche: die Milchwirthschaft und Dahrlehensgesuch. — Marie Dähnhardt's Trennung. — Ihr späteres Leben. — Zurück zu Stirner. — Bei Hippel in der Dorotheenstrasse. — Die Geschichte der Reaction. — Zunehmende Vereinsamung und Noth. — Tod und Begräbniss. — Nachkommenschaft. — Die Ueberlebenden und ihr Schicksal. — Schlussbetrachtung. — Abschied.

Wir haben den Menschen Johann Caspar Schmidt auf der Höhe seines Lebens verlassen in dem Augenblick, da er als der Denker Max Stirner mit seinem einzigen Werke die Augen der Menschen mit so verschiedenem Ausdruck, bewundernd, empört, zweifelnd auf sich gerichtet sah, und kehren nun zu ihm zurück, um mit ihm von dem Gipfel langsam hinunterzusteigen in zehn Jahre der Enttäuschung und Bitterkeit, völliger Verlassenheit und grossen Elends . . .

Die Ehe Stirner's mit Marie Dähnhardt schien nach Aussen hin gefesteter, als sie es innerlich war. Ohne Leidenschaft, wie sie geschlossen war, nährte sie keine sich stets erneuernde Liebe und war, nach den eigenen Worten der Frau, „mehr ein Zusammenleben in demselben Hause, als eine Ehe."

Der Mann sass tagsüber in stiller Arbeit auf seinem Zimmer, die Frau beschäftigte sich für sich und nur Abends waren sie zusammen in der Gesellschaft bei Hippel und anderswo.

In bürgerlichen Kreisen verkehrten sie nicht; Theater und Conzerte wurden fast nie besucht. Es war das denkbar einfachste Leben, das sie in der Wohnung in Neu Kölln am Wasser führten.

Die Ehe blieb kinderlos. Sie war jedenfalls auch in dieser Beziehung eine grosse Enttäuschung für die junge Frau, die in der — auch in diesem Punkte mannigfach missdeuteten — eigenthümlichen Zurückhaltung, die Stirner's ganzes Wesen charakterisirt, nicht die erhoffte Befriedigung fand.

Dazu kam noch ein anderer, schwerwiegender, schliesslich ausschlaggebender Umstand: das Vermögen, das die Frau in die Ehe gebracht hatte, schmolz rasch, nur allzu rasch dahin . . .

Die Schuld hieran schiebt die Frau heute ausschliesslich und einzig ihrem einstigen Gatten zu. Mit dürren Worten beschuldigt sie ihn direct ihr Vermögen „verspielt und verschwimelt" (ein specifisch norddeutscher Ausdruck, für den in anderen Gegenden Deutschlands das Wort „verjuckt" wohl das passendste Synonym ist) zu haben. Noch heute, nach so langen Jahren, stimmt es sie „sehr traurig" und macht es ihr Blut kochen, zu denken, „dass ein Mann von Bildung und Erziehung Vortheil aus der Lage eines schwachen Weibes ziehen konnte, indem er ihr Vertrauen betrog, mit dem sie ihm alle ihre Mittel anvertraut" hatte.

So, sagt sie, erkaltete sie und verlor die Achtung vor ihm.

Herb und unversöhnt, wie sie klingen, sind diese Worte mitgetheilt und kein Versuch soll gemacht werden, sie irgendwie zu beschönigen.

Ebenso aber soll auch der einfachsten Gerechtigkeit Genüge gethan werden, indem darauf hingewiesen wird: dass diese Worte aus dem Munde einer alten Frau kommen, die die Anschauungen ihrer Jugend völlig verworfen hat und durch kein äusseres und inneres Band mehr an die Tage geknüpft ist, an die sie sich nicht einmal mehr erinnern will;

dass sie auf die directe Frage, wie Stirner es bei ihrem einfachen Eheleben fertig gebracht habe, eine verhältnissmässig so hohe Summe in so kurzer Zeit durchzubringen, die Antwort — ausser in der oben gegebenen Form — versagt hat;

und dass sie selbst, zweifellos aus freiem Willen, im Jahre 1844 schon an Bruno Bauer für die Buchhandlung des Bruders Egbert in Charlottenburg die nicht unerhebliche Summe von 2000 Thalern geliehen hat, die jener übrigens, der strenge Charakter, der er war, mit peinlichster

Gewissenhaftigkeit viele Jahre lang — es soll 25 Jahre gedauert haben — in monatlichen Raten, erst in solchen von 3—5, dann bis 50 Thalern, zurückgezahlt hat — ein Beweis dafür, dass auch sie über ihr Vermögen verfügte, wie es ihr gut dünkte.

Ebenso darf, da keine Erklärung gegeben wurde, wohl die erlaubt sein, dass beide Eheleute sorglos und unbekümmert in den Tag hinein lebten und es ist bekannt, dass eine Summe Geldes am schnellsten in den Händen Derer zusammenschmilzt, die nie „Geld in den Fingern" gehabt haben und sich über die Unerschöpflichkeit einer solchen Summe meist in dem beklagenswerthesten Irrthum befinden.

Keinenfalls war Stirner lässig und träge.

Er hatte seine Stelle an der Töchterschule der Mme. Gropius noch ein ganzes Jahr nach seiner Verheirathung mit Marie Dähnhardt inne; ausserdem muss er in diesem Jahre noch sehr viel mit der letzten Vollendung seines Werkes zu thun gehabt haben.

Nun sollte es erscheinen. Da entschloss er sich zu der Aufgabe seiner Stellung und meldete seinen Austritt bei den Fräulein Zepp, die damals die Schule übernommen hatten, auf den 1. October 1844 an. Da diese den Grund nicht ahnten, waren sie sehr überrascht; auch verloren sie ungern die tüchtige und beliebte Kraft.

Marie Dähnhardt hatte ihren Mann gebeten, zu bleiben, da es doch eine „kleine Hülfe" bei ihren Einnahmen bedeuten würde. „Er war zu stolz und träge, für sie zu arbeiten,' sagt sie.

Aber Stirner blieb bei seinem Entschluss. Das Erscheinen seines Werkes hätte ihn doch, wie er wusste, in unentwirrbare Conflicte mit seiner Stellung gebracht, und ausserdem wollte er seine Person keinerlei Missdeutungen aussetzen.

Es ist einer der weitverbreitetsten und lächerlichsten Irrthümer, die über Stirners Leben verbreitet sind, dass er „seiner Stellung als Gymnasiallehrer seines Buches wegen" enthoben worden sei, da die Behörden einem

„solchen Mann“ die Erziehung der Jugend nicht länger anvertrauen wollten.

Das Alles ist natürlich baarer Unsinn. Erstens war Stirner nie Gymnasiallehrer und konnte daher auch nicht „gemassregelt“ werden, sondern die Fräulein Zepp konnten ihm höchstens kündigen. Und zweitens kam Stirner, wie wir gesehen, dem vor, indem er es selbst that und zwar noch vor Erscheinen seines Buches. Als es vier Wochen später an die Oeffentlichkeit trat, war er ein von keinem andern Menschen direkt abhängender Mann.

Um jedoch auf Marie Dähnhardts Vorwurf noch einmal zurück zu kommen: Sorglosigkeit, Unachtsamkeit, Unkenntniss und Leichtsinn — alles das zugegeben, daran hat nie Jemand geglaubt, dass Stirner sich mit der „jungen und reichen Mecklenburgerin“ nur desshalb verheirathet habe, um in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen und es dann zu verthun. Und daran wenigstens glaubt auch sie selbst sogar heute noch nicht. Dass aber auch dieser Vorwurf, falls er die geringste Begründung für sich gehabt hätte, begierig aufgegriffen und weiterverbreitet wäre, das beweist die von irgend einem trüben Kopfe ersonnene und fortgesponnene Behauptung, dass es dem „Entdecker des alleinseligmachenden Egoismus“ eine diabolische Freude gewesen wäre, sein junges Weib in den ruchlosen Kreis der „Freien“ zu führen, um sie so körperlich und seelisch inficiren und verderben zu lassen. Konnte diese Verläumdung glücklicherweise an anderer Stelle in ihrer ganzen blödsinnigen Absurdität als die Ausgeburt einer ungeheuerlichen Verständnisslosigkeit bewiesen werden, so fehlen für den Vorwurf, dass das Vermögen seiner Frau allein oder doch hauptsächlich durch Stirner's Schuld, und nicht auch durch ihre eigene Unvorsichtigkeit, verloren gegangen sei, leider die ausschlaggebenden Beweise.

Lässig und faul war Stirner damals nicht.
Sofort nach der Aufgabe seiner Stelle und der Vollen-

dung seines Werkes sah er sich nach neuem Erwerb um. Er ging an ein Unternehmen, das ihn lange und viel an seine Studirstube gefesselt haben muss. Ein Bekannter aus dieser Zeit spricht von seinem „stupenden Fleisse".

Es sind „Die Nationaloekonomen der Franzosen und Engländer", mit denen wir Stirner zunächst beschäftigt sehen.

Er hatte, wahrscheinlich schon 1844 während des Druckes des „Einzigen", mit seinem Verleger Otto Wigand die Herausgabe dieses gross angelegten Sammelwerkes besprochen und dessen Zustimmung zu seinem Plane gefunden. Stirner wollte die Hauptwerke, um die es sich handelte, selbst übersetzen und mit Anmerkungen versehen.

Er, der in seinem „Einzigen" gezeigt hatte, dass er wie kaum Einer vor ihm so tief in die Lebensbedingungen der Gesellschaft hineingesehen hatte, musste wie kein Anderer von der Wichtigkeit der aufstrebenden, jüngsten aller Wissenschaften, der Volkswirthschaft, überzeugt sein und es musste ihn reizen, ihre grundlegenden Werke seinem Volke auf's Neue zuzuführen und näher zu bringen.

So hatte er, offenbar schon vor 1845, mit der Uebersetzung des berühmten Lehrbuches des Jean Baptiste Say, dem „Handbuch der praktischen politischen Oekonomie", dessen vier Bände in rascher Aufeinanderfolge in diesem und dem folgenden Jahre gedruckt wurden und zunächst in Lieferungen erschienen, begonnen. Aber die geplanten Anmerkungen blieben aus und Stirner erklärt dies am Schluss des Werkes selbst so: „Als die Uebersetzung des Say begonnen wurde, war es selbst meine Absicht, sie am Schlusse mit Anmerkungen zu versehen. Indessen stellte sich mehr und mehr heraus, dass Say und Smith zu untrennbar sind, als dass Jener ein abgesondertes Geleit von Anmerkungen erhalten dürfte, ehe dem Leser Gelegenheit worden, auch die letzteren kennen zu lernen. Auch will ich gerne gestehen, dass mir diese Betrachtung sehr gelegen kam, da es mir unlieb sein würde, wenn ich die bisher niedergeschriebenen Bemerkungen in ihrer dermaligen Gestalt schon veröffent-

lichen müsste. Es wird also vorerst die Uebersetzung des Adam Smith folgen.“ Auch diese Uebersetzung, die „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichthums“ erschien so schnell, ebenfalls in vier Bänden und zugleich in Lieferungen, dass sie schon 1847 abgeschlossen vorlag. Aber auch in ihr finden sich nur die Anmerkungen, die Mc. Culloch, Blanqui und Andere den Smith'schen Darlegungen angefügt haben. Die des Uebersetzers fehlen auch diesmal, ohne dass dieser es für nöthig hält, sich zu entschuldigen. Ihr Fehlen ist jedenfalls ein unersetzlicher Verlust und lebhaft zu bedauern, mag auch nur der kleinste Theil von ihnen zu Stande gekommen sein.

Mit dem Werke Smith hört die Herausgeberschaft Stirner's an seiner Sammlung auf; wohl erschien noch die Wilhelm Jordan'sche Uebersetzung von J. P. Proudhons Philosophie de la misère, aber Stirner ist an dem Gesammtunternehmen nicht mehr betheiligt.

Die Uebersetzungen von Say und Smith galten und gelten als die besten der existirenden.

Aber auch der Erfolg dieser so grossen und mühevollen Arbeit muss von Anfang an ein geringer, oder wenigstens den anfänglich gehegten Hoffnungen wenig entsprechender gewesen sein, denn schon im Jahre 1845 sehen wir Stirner — obwohl in diesem und den folgenden Jahren noch die Hauptwerke von Say und Smith vollständig erschienen — sich von seiner litterarischen Thätigkeit abwenden, wie er sich ihr einst unter Verzichtleistung auf jede staatliche Lehrthätigkeit zugewandt hatte. Er musste bald eingesehen haben, dass er von dem Ertrage seiner Feder nicht leben konnte und dass es das Gerathenste war, durch einen kühnen Versuch Fuss auf einem anderen Gebiete zu fassen, der, wenn er gelang, das drohende Gespenst der Zukunft für immer gebannt hätte.

Ob in seinem oder ihrem, der Frau, Kopfe, die Idee

der Milchwirthschaft — denn das war der Plan, an dessen Ausführuug sie den Rest ihres Vermögens gewandt haben sollen — zuerst auftauchte, ist zweifelhaft, wie auch der Zeitpunkt, an welchem sie Wirklichkeit wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie schon im Frühling 1845 gehegt und erlebte im Sommer desselben Jahres die kurze Frist ihrer Ausführung.

Was die wenigen, ungenauen und sich sehr widersprechenden Berichte über dieses seltsame Unternehmen, das Manchen wie ein Witz erschien und doch so verzweifelt ernst gemeint war, erzählen, sei hier wiedergegeben.

Von der an und für sich gewiss nicht unrichtigen Ansicht ausgehend, dass die Milchversorgung Berlins, die damals von den umliegenden Dörfern aus allmorgendlich durch kleine, mit Hunden bespannte Karren geschah, auf grösserer und concentrirterer Basis aufgebaut eine nicht unbedeutende Aussicht auf Gewinn eröffnen müsste, unternahm es Stirner in Verbindung mit einem Charlottenburger Schullehrer, einem Freunde oder Verwandten der Bauer'schen Familie, einem redlichen, aber geschäftlich ebenfalls unerfahrenen Manne, Namens Rohlfs, in der Stadt selbst eine Milchniederlage zu errichten, von der aus man erst in engen, dann immer weiteren und weiteren Kreisen deren Bedarf zu decken gedachte. Man zog auf die umliegenden Dörfer, knüpfte dort mit Bauern und Pächtern Verbindungen an, schloss Verträge über die Lieferung ab und miethete in der Köthener- (oder Bernburger- ?) Strasse Büreau- und geräumige Keller-Räume. — Einer anderen Version zufolge soll es auch zum Ankauf eigener Ziegen und Kühe, und zur Pachtung von Ställen an der Oranienburger Chausse gekommen sein.

Auf eigens dazu eingerichteten Wagen kamen denn auch an einem bestimmten Tage die Lieferungen an, aber nicht die erwarteten Käufer, und das — jedenfalls ohne vorherige genügende Reclame begonnene und nicht bis in die Einzelheiten sorgfältig genug durchdachte — Project ging in die Brüche: wie es heisst, wurden die sauer ge-

wordenen Vorräthe in die Rinnen gegossen und die gemietheten Räumlichkeiten schon nach kurzer Zeit geschlossen.

Wie gesund trotz des verunglückten Versuchs die Idee des Unternehmens gewesen war, das bewies später der heute jedem Berliner Kinde bekannte Klingel-Bolle, der seine Milch allerdings, wenn auch nicht mit Wasser, so doch tüchtig mit Christenthum versetzte und so nicht unerheblich zu dem Gelingen seines Geschäftes beitrug.

So war auch dieses Unternehmen Stirner's gescheitert, nachdem es den Hippelianern, hinter deren sonst so weitgehender Vorurtheilslosigkeit das beleidigte Zunftbewusstsein bei dieser Gelegenheit wieder hervortrat, den unerschöpflichsten Stoff zum Spott geboten und den letzten Rest des Vermögens der jungen Frau verzehrt hatte.

Die Noth, die bisher nur angeklopft hatte, stand nun in ihrer ganzen erschütternden Gestalt drohend in der Thüre des Hauses.

Bereits im Sommer 1846 war es soweit gekommen, dass Stirner in dem Inseratentheil der „Vossischen Zeitung" einen Aufruf erlassen musste, in dem er um ein Darlehen bat, darauf vertrauend, dass sein Name ihm vielleicht ein solches verschaffen würde.

Der Aufruf lautete in Stirner's eigener Fassung:

„Ich sehe mich in die Nothwendigkeit versetzt, ein Darlehen von 600 Th. aufnehmen zu müssen, und bitte desshalb Einen oder Mehrere, wenn sie zusammenschiessen wollen, mir dasselbe auf 5 Jahre in dem Falle zu gewähren, dass sie mir persönlichen Credit zu geben geneigt sind. Adressen werden angenommen im Intelligenz-Comtoir sub A 38. M. Stirner."

Es ist nicht bekannt, ob das Gesuch Erfolg hatte oder nicht. Wahrscheinlich ist das erstere nicht. Aber auch im anderen Falle hätte es nur aufhalten, nicht verhindern können, was unter diesen Umständen unausbleiblich kommen musste.

Jedenfalls — die einfache und würdige Form willkührlich erweiternd — sprachen Manche höhnisch und spöttisch von

dem Egoisten, der Recht und Pflicht verneint hatte, und sie nun erwartete und versprach. Diese klugen Leute vergassen nur, dass Stirner gewiss nicht daran dachte, das Vertrauen solcher Altruisten, wie sie es waren, zu erwecken, sondern einfach das eines Egoisten, wie er es selbst war, ihm zu glauben — auf sein Wort hin. Dass der, der es ohne moralische Phrasen giebt, es höchst wahrscheinlich weit gewissenhafter halten wird, als der, der sich nachher so oft hinter dieselben Phrasen versteckt, wenn es gilt, es zu halten, das einzusehen waren dieselben Leute natürlich völlig unfähig.

Der allerletzte verzweifelte Versuch Stirner's scheint darauf hingezielt zu haben, an der Börse das Glück zu versuchen. Er erkundigte sich wenigstens auf das Eingehendste über die Art und Weise der dort üblichen Geschäfte bei einem Bekannten, der ihm aber auf das Dringendste von jedem Versuche abrieth, eine Warnung, die auch wohl befolgt worden ist.

Am 4. April 1846 vertauschte das Ehepaar die zwei und ein halbes Jahr lang an Neu Kölln am Wasser innegehabte Wohnung und zog nach der Hirschelstrasse 14, der heutigen Königgrätzerstrasse.

Unhaltbar, innerlich wie äusserlich, war das Verhältniss der Gatten geworden. Was andere, einfach angelegte Naturen enger aneinander gekettet hätte, musste diese beiden, sich innerlich so fremden Menschen unaufhaltsam zu dem Schritte der Trennung treiben. Jeder für sich und auf seinen eigenen Füssen — darin sahen sie zuletzt die Rettung, die an Untergang nicht glaubten und glauben mochten.

Der erste Gedanke der Trennung ging von Marie Dähnhardt aus und sie war es auch, die den entscheidenden Schritt that.

Es klingt sehr schön, entspricht aber leider durchaus nicht der traurigen Wirklichkeit, wenn erzählt wird, dass

„die muthige Frau vor ihren Gatten hingetreten sei“ mit einem Entschlusse, „so schwer und so ideal rein“, wie der einst von Charlotte Stieglitz gefasste, und ihm gesagt habe: „Meine Gegenwart macht dir Sorge und lähmt deine Arbeitskraft, der Unterhalt reicht für uns Beide nicht hin. Ich finde hier keine passende Beschäftigung, ich habe sie in England gefunden, ich bin dorthin an ein Erziehungsinstitut als Lehrerin berufen. An unserer Liebe ändert das nichts, ich bin und bleibe deine Frau und die Sehnsucht nach mir wird deine Arbeitskraft stählen. Die Unterhaltssorge wird dir nun viel leichter und wenn es dir glückt, eine feste Stellung zu erringen, so rufe mich, und ich komme zurück.“

Die Trennung muss im Gegentheil in bereits sehr schroffer Form stattgefunden haben und er wird sie nicht „traurig“, sondern mit gewohnter Gelassenheit angeblickt haben, als sie ihm ihren Entschluss, wahrscheinlich in nichts weniger als gerührten und liebevollen Worten, mittheilte.

Aber auch zu einer „Szene“ wird es damals so wenig wie je zwischen Beiden gekommen sein.

Ob sie an eine Wiedervereinigung dachten, ist mehr als fraglich; keinenfalls hegte sie die Absicht einer solchen.

„Sie nahm sogar ihre Ringe von seinen Fingern“, wenige Tage vor ihrer Abreise, sagt sie. Was sie mit diesen Worten meint, wird wohl ein ewiges Räthsel bleiben. Waren es Ringe, die sie ihm geschenkt und die sie jetzt zurückforderte? — War es der Trauring, der wohl inzwischen an Stelle des Messingringes von Bruno Bauers Geldbörse getreten war, und wollte sie ihm so zeigen, dass Alles zwischen ihnen zu Ende war? — —

Correspondirt werden sie wohl noch zusammen haben, aber wohl hauptsächlich nur deshalb, um die Scheidung herbeizuführen, die einige Jahre später stattfand.

Genug: Ende 1846, wahrscheinlicher gleich zu Anfang 1847, erfolgte die Trennung, nach einer dreijährigen Ehe: Marie Dähnhardt ging nach London, Stirner blieb in Berlin zurück.

Verfolgen wir zunächst das Schicksal der Frau, um zu sehen, wie traurig und eigenthümlich es sich noch gestalten sollte.

Marie Dähnhardt war nach London mit guten Empfehlungen gekommen, vor Allem mit solchen an die Gemahlin des preussischen Gesandten, Lady Bunsen. Durch die Vermittelung dieses Einflusses erhielt sie bald die Möglichkeit Privatstunden in deutscher Sprache zu geben und wurden diese auch nicht glänzend, wohl selten mit mehr als zwei sh. die Stunde, bezahlt, so reichten sie doch hin, ihr Leben zu fristen. Die junge, frische Frau war bald ein beliebtes Mitglied der deutschen Flüchtlingscolonie; durch ihre Energie, ihre Sicherheit und die Offenheit ihres Charakters erwarb sie sich einen Freundeskreis, der dem Berliner in seiner Zusammensetzung von interessanten und geistreichen Menschen nicht nachstand: Louis Blanc, Freiligrath, Herzen und Andere sassen oft und gern an ihrem kleinen Kamin. Mit ihnen setzte sie denn auch ihr in Berlin geführtes Leben unbekümmert fort, der beste Beweis dafür, dass nicht Stirner's Einfluss allein es gewesen war, der sie unter den Berliner Radikalen festgehalten hatte. Auch ihre Selbstständigkeit war dieselbe geblieben. Von einem grossen Hunde begleitet fand sie Abends allein ihren Weg nach Haus und duldete es nicht, dass die Herren ihretwegen die in London oft sehr zeitraubenden, grossen Umwege machten.

Von London aus versuchte sie sich auch, wohl zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben, schriftstellerisch, indem sie für die Julius'sche „Zeitungshalle" in Berlin eine Reihe von „Vertraulichen Briefen aus England" schrieb, die aber nicht ihren Namen tragen. Es sind im Ganzen sieben und sie erschienen von März bis November 1847. Ohne besondere litterarische Bedeutung verrathen sie doch die scharfe Beobachtungsgabe ihres klugen Kopfes. Für uns sind sie vor Allem deshalb von Interesse, weil sie uns in unzweideutiger Weise das authentischste Bild von Marie Dähnhardt's damaligen Anschauungen geben. Sie geisselt die prüde Moral der Engländer, sie verspottet deren lächerliche Sonntags-

heiligung und ihre Kirchenlauferei und sie erzählt mit gewinnender Offenheit, wie sie in einem Bus einen jungen Mann sieht, „so schön, dass sie sich gar nicht satt an ihm sehen konnte." „Bald hätte sie es ihm gesagt. Er merkte es auch. . . ."

So erscheint sie noch ganz als die, die sie in Berlin gewesen war.

Als 1850 der aus dem Zeughaussturm bekannte Lieutenant Techow nach London kam, knüpfte sie mit ihm ein allgemein bekanntes Verhältniss an, das indessen zu keiner Heirath führte.

In diese Zeit fällt auch ihre Scheidung von Stirner. Der Plan einer Wiedervereinigung war vielleicht bis dahin persönlicher Rücksichten wegen nach Aussen hin noch aufrecht gehalten worden. Nun wurde auch das letzte, rein äusserliche Band zwischen den Eheleuten zerschnitten.

Selten und ungern sprach Frau Schmidt, wie sie sich noch immer nannte, von ihrem Aufenthalt in Berlin und von Stirner fast nie; aber nie, und das verdient hervorgehoben zu werden, auch mit Bitterkeit, geschweige denn mit Verachtung.

Etwa im Jahre 1852 oder 53 schloss sie sich einer kleinen Gruppe von Auswanderern an, mit denen sie nach Australien ging. Einige ihrer näheren Londoner Bekannten waren darunter: ein Journalist Max Cohnheim, ein gewisser Rosenblum, ein Baron Hoch und zwei Russen.

Auch Techow war auf dem Schiff. Aber das Verhältniss zu ihm war bereits völlig gelöst, als sie in Gravesend, wohin die eine unverheirathete ihrer Schwestern gekommen war, um sie noch einmal zu sehen, das Schiff bestieg, das sie Jahren der Demüthigung und der Noth entgegenführen sollte.

Denn in Melbourne kostete sie das Elend bis auf den letzten Tropfen. Sie kämpfte mit ihm, aber unterlag immer wieder — wurde Waschfrau, und soll zum zweiten Male geheirathet haben: einen gewöhnlichen Arbeiter. Die Jahre, die sie

in Australien verbrachte, sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Als sie dann ihre Schwester beerbte — etwa 1870 oder 1871 — kehrte sie nach London zurück. Schon in Australien hatte sich Frau Schmidt völlig in die Arme der katholischen Kirche geflüchtet. Sie war zu ihrer Religion übergetreten und schon damals so zur Frömmigkeit bekehrt, dass sie einen ihrer Londoner Bekannten flehentlich bat, doch wenigstens seine Kinder zu retten, und sie mit der Bibel, und nur mit der Bibel, und abermals mit der Bibel zu erziehen. . .

Nach London zurückgekehrt, gerieth sie vollends in die Hände und unter die Macht ihrer neuen Glaubensgenossen.

Dort, in der Nähe der immensen Stadt, lebt die fast Achtzigjährige — des Einzigen einstiges Liebchen — noch heute: eine alte, bigotte Frau, die mit Tractätchen Seelen zu retten sucht und ihre Sünden bereut, Sünden, die nur in der Einbildung ihres Fanatismus leben, die sie nie begangen, aber sonst noch geistig frisch und klar, und noch fähig, von Zeit zu Zeit ihre wenigen Geschäfte in der Stadt selbst zu besorgen . . . das ergreifende Beispiel einer durch Noth und Elend gebrochenen Kraft, die einst die Freude des Lebens suchte und fand, und doch zugleich der Beweis, wie wenig die Liebe zur Freiheit bedeutet, die nur der Rausch flüchtiger Stunden erzeugt, die nicht die innere Nothwendigkeit des eigensten Lebens täglich auf's Neue nährt.

Die Welt ist schon lange tot für die, die einst Marie Dähnhardt war, und kein Laut der lauten erreicht sie mehr. Auch Mary Smith ist „prepared for death“ . . .

Doch kehren wir zurück zu Stirner. Er war in Berlin geblieben. Wohin sonst auch sollte er wohl? — Seine Frau hatte ihn verlassen, seine praktischen Versuche, Geld zu erwerben, waren fehlgeschlagen, und von der Schwierigkeit, jetzt, bei seinem Namen, eine Lehrer-Stellung zu erhalten, war er gewiss ebenso überzeugt, wie von der

Unmöglichkeit, sich durch grossangelegte, litterarische Werke allein einen auskömmlichen Lebensunterhalt zu verschaffen.

Aber was er thut und treibt ist von jetzt an von einem fast geheimnissvollen Dunkel umgeben, das sich nur zuweilen noch unter den Blitzen vereinzelter Thatsachen lichtet.

Er geht wenig mehr aus; seine Freunde sehen ihn nur ab und zu noch. Keiner weiss, wovon er eigentlich lebt. — Er verschwindet uns mit denen, die ihn umgeben, immer mehr und mehr. Wie die ersten Jahrzehnte seines Lebens, fast so ist für uns das letzte: wir sehen seine Gestalt noch durch die Lebenden schreiten, aber sie lässt sich nicht mehr fassen und wir hören ihre Stimme nur noch undeutlich wie aus einer weiten Ferne.

Unauffällig, wie sein ganzes Leben war, ist er auch in seinem Sterben. Ohne Gepolter ist er auf die Bühne der Oeffentlichkeit getreten, ohne Lärm tritt er wieder ab.

Und doch ist Stirner erst ein angehender Vierziger. Welch' ein langes Leben liegt noch vor ihm! — Was erhofft er noch von ihm? — Wie glaubt er es zu Ende führen zu können? —

Wir sehen nicht mehr hinein in seine Gedanken.

Wir wissen nur, dass er zu Anfang April 1847 die noch gemeinschaftlich mit Marie Dähnhardt innegehabte Wohnung in der Hirschelstrasse aufgab und nach der Dessauerstrasse 15, also ganz in die Nähe, zog. Aber auch hier bleibt er nur ein Jahr: Anfang April 1848 zieht er nach der Dresdenerstrasse 96, und bereits ein halbes Jahr später, Anfang Oktober, ruhelos weiter nach der Köthenerstrasse 27. Hier wohnt er drei Jahre . . .

Unterdessen waren über Berlin die Stürme der Revolution hingebraust.

Noch immer trafen sich die „Freien“ bei Hippel. Dieser war im Herbst 1847 oder im Frühjahr 1848 von der

Friedrichsstrasse nach der Dorotheenstrasse 8 gezogen, in neue und weitere Räumlickeiten. Und das war auch nöthig geworden. Denn die „Freien“ waren nicht mehr die einzige Gesellschaft, die bei Hippel ihr Stammlokal hatte, sondern vor und nach den Revolutionstagen war dort eine Art Hauptquartier der verschiedensten radicalen Strömungen aufgeschlagen und der brave Hippel hatte oft Mühe und Noth die verschiedenen Lager auseinander zu halten und sachgemäss an die Tische und in das Hinterzimmer zu vertheilen, damit sie nicht aufeinander geriethen, was doch noch oft genug geschah.

In den Revolutionstagen selbst ging es bei Hippel aus und ein wie in einem Bienenkorb. Jeder, der kam, brachte irgend eine neue Nachricht. Die Einen erzählten von dem, was sie gesehen und gehört, die Anderen von ihren eigenen Heldenthaten. Alles schrie, lärmte, jubelte bunt durcheinander. Die übertriebensten Hoffnungen wurden ausgesprochen, um mit dem schärfsten Spotte beantwortet zu werden und in leidenschaftlichen Debatten nahmen die erregten Stunden ihren Verlauf.

Selbst die kühlsten Köpfe der „Freien“ — mit Ausnahme wohl nur von Stirner und Bruno Bauer — erhitzten sich und fanden erst nach Tagen, als die Mitglieder der Clubs, des politischen, des demokratischen und anderer, und endlich die Theilnehmer der famosen Nationalversammlung in immer grösserer Anzahl bei Hippel erschienen, ihre frühere Kritik wieder, die nun allerdings vernichtend auf die verunglückte Bewegung fiel.

Es waren immer noch die alten: Buhl; Edgar Bauer, der von seiner Festungsstrafe zurückgekehrt war; Faucher, der am Kampfe des 18.—19. März theilgenommen hatte und viel von seinen Thaten zu berichten wusste; Dr. Wiss und seine Frau; Meyen; Maron, „den man schon todt geglaubt hatte“; Löwenstein, der verwundet, Ottensosser, der gefangen genommen worden war und viele Andere.

Dann, als immer mehr und mehr neue Erscheinungen auf der Bildfläche erschienen und sich bei Hippel fest-

setzten, begann es einigen der alten, treuen Stammgäste ungemüthlich zu werden und sie blieben fort oder kamen doch seltener. Es war der Anfang vom Ende. Die „Freien" begannen sich zu zersetzen und der Auflösung entgegenzugehen.

Ihre Zeit war vorüber. Eine neue brach an und sie fühlten es: die Zeit einer trostlosen Reaction, in der Alles zerstört wurde, was sie erstrebt hatten, oder besser gesagt: in der alle die Zwingburgen des Geistes in mittelalterlichen Formen wieder aufgebaut wurden, die sie wähnten mit der Schärfe ihres Geistes, dem Sturmblock der Kritik, vernichtet zu haben.

Wie sie sich abfanden mit dieser neuen Zeit, davon noch später.

Es braucht wohl kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, dass Stirner an den Märztagen von 1848, wie an der ganzen Bewegung, nicht den geringsten äusseren Antheil genommen hat. Deshalb durfte sie hier auch nur flüchtig berührt werden.

Er wird mit dem lebhaftesten Interesse dem Ausbruch, den er sicher lange vorhergesehen, zugeschaut haben. Aber es war nicht seine Schlacht, die dort geschlagen wurde. Er, der das Wesen der Gewalt so tief erfasst hatte und ihre Macht so gut kannte, konnte über ihren Sieg nicht zweifelhaft sein. Ob er auch voraussah, bis zu welchem Grade der Erniedrigung er führen sollte? —

Auch er wurde in jener Zeit oft bei Hippel gesehen. Aber in seinem stillen Leben, wie er es seit einem Jahre wieder für sich allein führte, bedeutete das Jahr 1848 kein Ereigniss, das seinen Tagen eine irgendwie andere Gestalt hätte geben können.

Er fuhr fort, wie der Eine sagt, „echt-berlinerisch, begnüglich-heiter", und möglichst unbemerkt weiter zu existiren; „man fand ihn nur bisweilen noch in abgelegenen Wirthshäusern, wo er krampfhaft in den Zeitungen sich von seinen Gedanken loszulösen suchte", erzählt ein Anderer. Und mehr wissen wir nicht von ihm. Der einzige Luxus, den er sich auch jetzt noch gestattete, waren seine

Cigarren. Denn eine gute Cigarre war von jeher der fast einzige Genuss des bedürfnisslosen Mannes gewesen. Sie ist auch seine letzte und treueste Freundin geblieben . . .

Im Jahre 1852 tritt Stirner noch einmal, zum letzten Mal, mit einem Werk, das seinen Namen trägt, dem zweiten und letzten, an die Oeffentlichkeit. Es ist die „Geschichte der Reaction". Nirgends findet sich in der Zwischenzeit sein Name in irgend einem Blatt unter den Mitarbeitern; er hatte es offenbar aufgegeben, sich in litterarischer Tagesarbeit Hülfe zu suchen.

Die „Geschichte der Reaction" war ursprünglich wesentlich anders geplant, als sie in den beiden Bänden, die 1852 im Verlage der „Allgemeinen Deutschen-Verlags Anstalt" in Berlin erschienen, eine unvollendete Form gewann. Schon der Titel sollte ursprünglich „Reactions-Bibliothek" lauten und das Ganze sollte zwei Abtheilungen umfassen; die erste sollte „Die Vorläufer der Reaction", die zweite „Die moderne Reaction" behandeln.

Zu Stande gekommen sind je der erste Band beider Abtheilungen. Der der ersten umfasst die Constituante und die Reaction. Statt aber an diese sogleich „die Darstellung der Reaction in der Legislative, im Convent und den folgenden Volksvertretungen bis zur Vollendung der Napoleonischen Reaction" anzuschliessen, springt Stirner von der Beschreibung der inneren Reaction sogleich zu der der auswärtigen über, „er folgt", wie er sagt, „damit dem Gesetz der Gleichartigkeit und giebt der auswärtigen Reaction, indem er ihr die geschichtliche Schilderung der inneren voranschickt, ihre angemessene Einleitung", und sieht zugleich „in der auswärtigen die natürliche Steigerung der inneren Reaction."

So beginnt er gleich mit der zweiten Abtheilung und giebt uns in ihrem ersten Bande die Darstellung des ersten Reactionsjahres in Preussen, „dem wahren Mittelpunkt der Reaction, wie die Zukunft lehren wird". Das erste Jahr

ist ihm 1848: „das Jahr des Chaos oder der ersten chaotischen Erhebung gegen die feindliche Welt, das Jahr des reactionären Instinctes," weil in ihm „die Reaction sich zu einer Macht ausbildet."

Er denkt noch immer an die Fortsetzung des Unternehmens: er meint, dass die erste Abtheilung mehr den Charakter einer blossen Sammlung haben müsste, um Wiederholungen in der zweiten zu vermeiden. Aber zu einer Fortsetzung in der Darstellung weder der inneren, noch der äussern Reaction ist es jemals gekommen.

In dem Vorwort zu dem ersten Bande der zweiten Abtheilung, dem zweiten und letzten von denen, die erschienen, giebt Stirner eine äusserst interessante Darstellung dessen, was reactionär ist und nicht ist. „Ob sich die Reaction vor sich selber rechtfertigen kann", das hätte er gezeigt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Unternehmen zu Ende zu führen. Die Darlegung gipfelt in dem Satze: „Die Reaction tritt in demselben Moment in's Leben, in welchem die Revolution zur Welt kommt: beide werden im selben Augenblick geboren" — von grundverschiedenen Eltern, wie er hinzufügt. Und in dem, der der Reaction „ihren historischen Platz anweist": „Die Reaction ist das Gegentheil der Revolution".

Der Inhalt der beiden erschienenen Bände nun ist zum geringsten Theil Stirner's Eigenthum. Nicht nur der erste, sondern auch der zweite ist eine Sammlung fremder Arbeit und nur die Einleitungen, die verbindenden Mittelglieder und die Auswahl ist Stirner's Werk.

Zeugt der erste von seiner gründlichen Kenntniss der Geschichtsschreiber des Revolutionszeitalters, so beweist der letzte, mit welcher Aufmerksamkeit Stirner das Jahr des Ausbruchs der Revolution in seinem eigenen Lande in allen Erscheinungen verfolgt hat.

Stirner leitet die Darstellung der Constituante und der Reaction mit einer historischen Betrachtung über die ministerielle und die ständische Revolution ein, und betrachtet dann zunächst die ständische Reaction gegen die

Volksvertretung. Sodann folgt er seinem Plane, „in diesem Bande die revolutionären und reactionären Grundvorstellungen über Verfassung" einander gegenüberzustellen und die beiden Schriftsteller, die er in dieser Weise gegeneinander ausspielt, sind Edmund Burke und Auguste Comte. Fast der ganze Band ist mit Stellen aus des ersteren „Reflections on the Revolution in France" (in der von Gentz'schen Uebersetzung) und des letzteren „Système de philosophie positive" gefüllt. Auf wessen Seite Stirner steht ist trotz der sehr knappen Verbindungen natürlich nicht zweifelhaft — seine Bemerkungen über die Tafel der Menschenrechte und eine solche über die „Declamationen" Burke's beweisen es zur Genüge. Da von diesem letzteren sofort auf die moderne Reaction übergegangen wird mussten die berüchtigten Reactionäre der Zwischenzeiten, die Malouet, Mounier etc., ferner de Maistre, Haller und die Deutschen Gentz, Adam Müller und Andere traurigen Angedenkens übergangen werden.

Ist es Stirner so in dem Torso der ersten Abtheilung mehr darum zu thun, das Entstehen der Reaction aus der Revolution heraus zu erklären, so kann er doch in der Darstellung der modernen Reaction nicht sogleich damit beginnen, die Reaction vor ihr eigenes Tribunal zu stellen, sondern er muss in ihrem ersten Band das Chaotische der ersten Erhebung zu durchdringen suchen, und befürchtet mit Recht, dass „eine grosse Monotonie" nicht zu vermeiden gewesen sei. Und so ist es auch. Es sind vor Allem die reactionären Schriftsteller des Tages, die Hengstenberg, Florencourt und Andere, oft nicht genannte, die Stirner hier sprechen lässt, und ihre in aller Breite wiedergegebenen Ansichten ermüden auf die Dauer.

Es sind zumeist Klagen und Anklagen, die in diesem Jahr von reactionärer Seite her ertönen, wie denn „das ganze Jahr ein Jahr der Klage" war.

Nach einer Betrachtung über „die Revolution" und „die Reaction" und einem dem Pietisten Leo entnommenen „Rückblick auf die frühere Zeit" giebt Stirner die „Errungenschaften und Aussichten" der Reaction wieder und

führt uns in den Kampf der „Christokratie". Er zeigt uns ihren Kampf nach allen Richtungen hin: von allen Seiten wird „reagirt". Es reagirt die Krone, ihre Diener, die Unterthanen, der Staat.

Eine chronologische Uebersicht dieses Jahres zeigt das Anwachsen der Reaction von Monat zu Monat, vom Februar, „dem wachsenden Erkennen des Feindes und der allmähligen Entdeckung der eigenen Kräfte" an, bis zum Dezember, wo sie über die Revolution bereits gesiegt hat.

Auch in diesem Bande besteht die ganze Arbeit Stirner's in Anordnung und loser Verbindung des Wiedergegebenen. Selbst diese letztere geschieht oft nicht einmal mit seinen eigenen Worten. Er verzichtet darauf, die Reaction vor den Richterstuhl zu stellen und ihr Ankläger zu werden; sie stellt sich selbst vor ihr eigenes Tribunal sagt er.

Mit dem ersten Reactions-Jahre, in dem „die Fragen eben anfingen, sich zu stellen" bricht er ab; die Fragen selbst und das Lehrgebäude des reactionären Systems hat er unterlassen in weiteren Bänden zu behandeln. —

Die „Geschichte der Reaction" war Stirner's letzte öffentliche Kundgebung. Zwar fasste er noch einmal einen grossangelegten Plan, eine Art universellen Gelehrten-Lexikons, aber er musste ihn wieder aufgeben, da er keinen Verleger fand, der das Unternehmen mit ihm wagen wollte.

Sein Name wird nie mehr genannt. Die neue Zeit nach 1848 hat mit so vielen anderen auch ihn vergessen.

Er ist auch litterarisch ein toter Mann, tot, obwohl er noch lebt . . . .

Wie völlig verlassen er ist, dafür nur ein, aber sprechendes Beispiel: das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon von 1854 weiss schon nicht mehr das Geringste über sein Leben zu sagen und meint zweifelnd, der Verfasser von „Der Einzige und sein Eigenthum" habe „angeblich Max Schmidt" geheissen! . . . .

Auch in seinem Leben vereinsamte Stirner nun immer mehr und mehr. Selbst bei Hippel, der seine Weinstube 1853 von der Dorotheenstrasse nach der Werderschen Rosenstrasse 3, in den Winkel hinter der Werderschen Kirche, verlegte, wird er fast gar nicht mehr gesehen.

1851, Anfang October, war er von der Köthenerstrasse, wo er es drei Jahre ausgehalten hat, nach der Dessauerstrasse 2 gezogen, wo er bei Ilse — wahrscheinlich schon Chambregarnie — wohnt, um hier einundeinhalbes Jahr zu bleiben.

Seine alten Freunde wissen nichts mehr von ihm. Und damit ist auch das letzte Band gerissen, das ihn noch lose an eine geistige Aussenwelt geknüpft hat.

Das Jahr 1853 scheint der Höhepunkt seines Elends gewesen zu sein: von seinen Gläubigern bedrängt und ohne Existenzmittel zieht er ruhelos von Wohnung zu Wohnung und zweimal während dieses Jahres befindet er sich im — Schuldarrest!

Das erste Mal 21 Tage — vom 5.—26. März. Kaum aus ihm entlassen, bezieht er am 1. April in der Jaegerstrasse 72 (bei dem Lehrer Schulze) ein Zimmer, lässt sich am 1. Juli nach Nauen abmelden, flüchtet dann, offenbar immer von seinen Gläubigern gedrängt und verfolgt nach Moabit, wo er am 3. Juli bei Rinow, Stromstrasse 8, wohnt, findet aber auch hier keine Ruhe uud quartirt sich endlich am 7. September, immer noch in demselben Jahre 1853, bei der Madame Weiss, Philippstrasse 19 ein.

Doch auch hier finden ihn die Manichäer und er soll das Jahr nicht in Ruhe beschliessen. Gerade am Sylvestertage begiebt er sich abermals in Schuldarrest, in dem er 36 Tage — bis zum 4. Februar des nächsten Jahres — bleibt. War nun auch der Schuldarrest jener Tage, eine heute nicht mehr gekannte Einrichtung, nichts Anderes als eine Haft, in der der Schuldner auf Kosten des Gläubigers erhalten werden musste und gerade deshalb selten von langer Dauer — welch' trauriges Licht wirft dennoch die Thatsache allein schon auf die Verhältnisse des Mannes, der doch einst von Vielen als der glänzendste Denker seiner Zeit bestaunt

worden war, und diese einfachen, nüchternen Angaben — reden sie nicht ergreifender von seiner Noth, als Worte es vermöchten? . . .

Wohl nennt Stirner sich noch Gymnasiallehrer, Schriftsteller, Dr. phil. und — Rentier. Aber in Wirklichkeit war er jetzt Commissionär, der von Vermittelungsgeschäften, wie sie sich ihm gerade boten, von der Hand in den Mund lebt.

Wenigstens hat er in der Philippstrasse, wo er bei der Wittwe Weiss von 1853 an wohnte, Ruhe gefunden. Er bewohnte dort im ersten Stockwerk des Hauses ein oder zwei am Flur gelegene Zimmer, deren Fenster – das grössere hat das zweite und dritte Fenster rechts von der Strasse aus gesehen, das kleinere liegt über dem Thorbogen — damals noch auf den freiliegenden, mit Bäumen bewachsenen Platz der Anatomie gingen.

Frau Weiss soll immer mütterlich für ihre Miether gesorgt haben.

Es war Stirner's letztes Heim. Nur einmal noch sollte er sein Quartier wechseln!

Denn unvermuthet und jäh ereilte ihn der Tod. Stirner, dessen feste, oft geäusserte Zuversicht es gewesen war, dass er „steinalt" werden würde, — ein Beweis, wie gesund er sich fühlte, — wurde von einer vergifteten Fliege im Nacken gestochen und innerhalb weniger Tage raffte ihn das Eiterungsfieber hin. Nicht ein Karbunkelgeschwür, wie gesagt wurde, sondern „allgemeiner Geschwulst" war die Ursache seines Todes.

Max Stirner starb am 25. (nicht am 26., wie allgemein angenommen wird) Juni 1856, in seiner Wohnung, gegen Abend, um sechs Uhr, in einem Alter von 49 Jahren und 8 Monaten.

Drei Tage später, am 28. Juni, Abends um dieselbe Stunde, wurde er auf dem Kirchhof der Sophien-Gemeinde an der Bergstrasse beerdigt. Er erhielt ein Grab II. Classe, das einen Thaler und 10 Silbergroschen kostete. Es lag in

der II. Abtheilung genannten Kirchhofs, in der neunten Reihe und bekam die Nummer 53.

Nur wenige seiner alten Freunde begleiteten ihn „auf seinem letzten Gange". Unter ihnen befanden sich Bruno Bauer und Ludwig Buhl, und sicher auch jene Mme. Weiss, bei der er gestorben war und die die Identität des Toten bezeugt hatte.

Für ersteren war er noch auf dem Todtenbette von einem Bekannten gezeichnet worden, und Bauer's Freude war gross, den Kopf des Freundes, in dessen „charactervoller Formation sich noch die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte", im Tode wenigstens festgehalten zu sehen.

Nach einer anderen, aber weniger wahrscheinlichen Nachricht soll die „unmittelbar nach Stirner's Tode erfolgte Zeichnung seines Kopfes" in die Hände des Litteraten Dr. Wolff, Mauerstrasse 83, gelangt sein (gemeint ist jedenfalls der längstverstorbene „schwarze Wolff", der Verfasser der „Revolutionschronik"). War es dieselbe Zeichnung? — War es eine andere? — Beide sind unrettbar verloren.

Der schriftliche Nachlass Stirner's kam in den Besitz von Ludwig Buhl, der damals Schützenstrasse 12 wohnte. Wie dieser später endete, werden wir noch sehen. Eitel ist die Hoffnung, schwache Spuren noch verfolgen zu können, die die Zeit völlig verlöscht hat.

Was sonst noch an Hinterlassenschaft vorhanden war wird sicherlich ohne besonderen materiellen Werth gewesen und wohl sogleich veräussert worden sein, um die nächstliegenden Schulden zu befriedigen. —

Erst nach Tagen nahmen einige, ganz wenige Zeitungen von Max Stirner's Tode Notiz. Die meisten hatten für den Vergessenen auch nicht ein letztes Wort. Aber auch das Wenige, was gesagt wurde, beschränkte sich durchweg auf eine vage und dunkle Erinnerung an sein Werk und das Aufsehen, das es einst vorübergehend erregt, oder bestand in der oberflächlichen und anekdotenhaften Wiederaufwärmung der Heirathsgeschichte, die in einem Falle sogar,

wahrscheinlich auf Veranlassung Bruno Bauer's, eine entschiedene und in ihrer Bestimmtheit den unläugbaren Thatsachen gegenüber höchst eigenthümliche Dementirung erfuhr.

Johann Caspar Schmidt war todt, wie es Max Stirner schon vor ihm gewesen war. . . . . .

Wie Stirner selbst keine direkten Nachkommen hinterlassen hat, so ist auch der ganze, weite Kreis seiner ursprünglichen Verwandschaft völlig gelöst und nirgends, aber auch nirgends mehr finden sich noch Spuren von ihr: die Familie des Vaters in Ansbach ist ausgestorben; ausgestorben sind die mütterlichen Reinleins in Erlangen; von den Sticht's, der Familie des Paten, lebt niemand mehr in Bayreuth und nur in Arbeitern, die keinen Zusammenhang aufweisen können, pflanzt sich dieser Name dort noch fort. Verschollen sind ferner die Glieder der Familie des Stiefvaters, die Ballerstedt's, in Helmstedt und in Kulm sind vollends keine Spuren — welche sollten es auch wohl sein? — von ihnen zu finden. In Berlin endlich hat die Familie der ersten Frau Stirner's, die Burtz, keine Träger mehr und in Gadebusch ist der Name Dähnhardt heute fast unbekannt.

Nur sie selbst, die zweite Frau, ist noch am Leben: unerreichbar in der ungeheuren Stadt, unerreichbar wie eine bereits aus dem Leben Geschiedene . . .

Einer amtlichen Notiz zufolge soll Stirner von seiner Mutter überlebt sein, deren Gestalt seit dem Jahre 1835, wo sie ihren zweiten Mann in Kulm verlor, gänzlich unseren Augen entschwunden ist; dieser Notiz widerspricht eine andere, ebenso glaubhafte und ebenso authentische Angabe, dass sie bereits im Jahre 1843, als Stirner sich zum zweiten Male vermählte, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Wenn wir bedenken, dass sie schon 1835 von ihrem Sohne als geisteskrank bezeichnet wurde, und wenn wir weiter erwägen, dass sie trotz dieses Zustandes ein Alter von achtundsiebzig Jahren erreicht haben müsste, um ihren Sohn

zu überleben, so müssen wir eher der letzteren Eintragung, nach der Stirner „weder Mutter, noch Gattin, noch Kinder" hinterlassen hat, ihrer grösseren Wahrscheinlichkeit wegen zuneigen, wenn sich auch der wirklich erfolgte Tod der Mutter nirgends nachweisen lässt.

Wir wollen nicht Abschied von Stirner nehmen, ohne uns vorher noch einen Augenblick mit dem späteren Schicksale der Ueberlebenden aus jener Hippel'schen Tafelrunde beschäftigt zu haben, die uns nächst ihm am Meisten interessirt haben.

Wie traurig haben sie Alle, mit wenigen Ausnahmen, geendet! —

Als der Sturmwind des Jahres 1848 sie auseinandergetrieben hatte — so weit, dass sie jeden Zusammenhang auf immer untereinander verloren — waren Manche nach Amerika ausgewandert, um dort ihr Heil zu versuchen, das sie zum Theil auch mit der neuen Heimath fanden. Aber die Meisten blieben zurück und suchten sich mit den veränderten Verhältnissen abzufinden, so gut es ging — Jeder auf seine Art. Ihre mühevollen Versuche boten kein freudiges Schauspiel: die Einen traten vollständig in das feindliche Lager der Reaction über und suchten ihre Jugend vergessen zu machen, indem sie sich ihrer nicht mehr erinnerten; die Anderen wähnten sich und ihre Umgebung durch herben Spott, der aber nur zu oft wie bittere Selbstverachtung klang, über den Zwiespalt ihrer Lage hinwegtäuschen zu können. Aufrecht blieben nur Wenige stehen und diese empfanden die Veränderung der Zeit, in der sie weiter leben mussten, wohl am schmerzlichsten.

Bruno Bauer wurde „der Einsiedler von Rixdorf", der — ewig im heroisch geführten Kampfe mit der Noth des Lebens — bald seinen Acker selbst bestellte, bald mit neuen Werken seinen verloschenen Namen in das Gedächtniss der Lebenden zurückzurufen versuchte. Unermüdlich thätig blieb seine Kraft bis zu seinem Tode unge-

brochen und was er schrieb liess wie nur je den glänzenden Stylisten und den scharfen Kopf unverkennbar erkennen. Dabei verzehrte sich Bauer jahrelang in dem Dienste der traurigsten aller Parteien, unter das Joch der entwürdigenden Arbeit für die Kreuzzeitung und das Wagener'sche Gesellschaftslexikon, gebannt. Von aller Welt zurückgezogen suchte er sich selbst kaum mehr über seinen Rückzug zu täuschen. Aber wenn er je nach Berlin kam, um sein selbstgebautes Gemüse zu verkaufen und den einen oder anderen seiner alten Bekannten zu begrüssen, durchschritt seine patriarchalische Gestalt in dem selbstgeflickten Anzug, die Füsse in Schäftestiefeln und auf dem Kopfe die unvermeidliche Schirmmütze so ungebeugt die Strassen, wie in den Tagen ihrer Jugend und die ruhigen Augen blickten klar und durchbohrend wie immer. Bruno Bauer starb 1882, nachdem er gethan hatte, was menschenmöglich war, um seinem Bruder Egbert und dessen zahlreichen Kindern zu helfen.

Nicht besser erging es Edgar Bauer. Mit seinem Bruder, den er doch einst vergöttert hatte, späterhin verfeindet, ging er 1849 zunächst nach Hannover, wo er mit Olshausen für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu wirken versuchte, dann nach London, von wo aus er mehrere Broschüren schrieb. Nach 1866 versuchte er zunächst in Hamburg festen Fuss zu fassen. Die „Kirchlichen Blätter", die er mit dem starrlutherischen Bischof Koopmann herausgab, beweisen seinen gänzlichen Übertritt in das kirchliche Lager nur zu deutlich. Aus dem Revolutionär von damals war ein Reactionär von reinstem Wasser geworden, der als Anhänger der Welfen dann noch lange in Hannover zu wirken sich bemühte, bis er — in grosser Dürftigkeit und längst vergessen — ebenfalls anfangs der achtziger Jahre dort starb.

Traurig gestaltete sich auch Ludwig Buhl's Schicksal. Auch er lebte noch lange so hin, völlig zurückgezogen, und immer wieder „in seiner Familie, einer katholischen, schmierigen, ungebildeten Gesellschaft einbüssend, was er sich an geistiger Vornehmheit selbst mühsam errungen." Er

arbeitete fast nichts mehr. Eines Morgens, ebenfalls kurz nach 1880, wurde er tot an seinem Schreibtisch gefunden. Wie man sagt, hat er durch Selbstmord geendet, da sein letzter Versuch eines „Ideencomissionsgeschäftes“,— er „erfand“ Ideen zu Verlagsgeschäften, die er dann an unternehmungslustige Verleger verkaufte — ihn in Conflict mit einem seiner Abnehmer gebracht haben soll, der ihm mit einer Anklage wegen Erpressung drohte. Mit dem seinen ist auch der Nachlass Stirner's verloren gegangen und die von Niemand beachteten Papierbündel sind sicher schon längst der Vernichtung anheimgefallen.

„Verbuhlt, verbrasst, verbauert — Ist nun die Reaction“ erklang ein Spottlied jener Tage. . . . .

Friedrich Sass starb jung; Meyen setzte sein arbeitsreiches Journalistenleben noch lange fort, wurde zunächst 1851 von Hamburg ausgewiesen, ging von da nach England, kehrte aber wieder nach Deutschland zurück, wo er 1867 mit Ruge die „Reform“ gründete; Jules Faucher hat in seinem Vaterlande ebenfalls noch einen langen und ehrenvollen Kampf um den Sieg seiner Ideen gefochten, aber die Waffe seiner volkswirthschaftlichen „Vierteljahrsschrift“ lag doch zu schwer in seinen Händen um weitere Kreise herbeiziehen zu können, und während er den Staat enger und enger seine eisernen Ringe um die Freiheit ziehen sah, blieb seine reizende Tochter Lucie doch immer noch die beste Freude seines bewegten Lebens; Köppen wirkte als Gymnasiallehrer in segensreicher Thätigkeit weiter und suchte in tiefgründigen Studien, die zu seinem berühmten Buddha-Werk führten, eine Zeit zu übersehen, die ihn nur mit Widerwillen erfüllen konnte.

Von ihnen Allen wollen wir uns nun noch einmal zurück zu dem Manne wenden, der als einer der ersten des ganzen Kreises auch aus dem Leben geschieden war . . .

So traurig Max Stirner's früher Tod ist, so liegt doch in ihm nichts eigentlich Erschütterndes, wenn wir uns ver-

gegenwärtigen, wie dieses Leben voraussichtlich verflossen wäre, wenn ihm noch zwanzig oder dreissig Jahre mehr beschieden gewesen wären.

Es hätte gegen die letzten Lebensjahre — wenn kein glücklicher Zufall es umgestaltet hätte — wohl keine allzugrossen Veränderungen aufzuweisen gehabt: in trauriger herber Dürftigkeit hätte Stirner weitergelebt, ewig im Kampfe mit dem Tage und seiner Noth, und ohne die Kraft, diesen Kampf noch einmal mit ganzer Entschiedenheit aufzunehmen.

Was anders hätte er auch thun können? — Hätte er enden sollen, wie die andern? — Hätte er sich an die Reaction verkaufen sollen, wie die Bauers, und hätte er den innern Zwiespalt zu ertragen vermocht? — Hätte er etwa auch nach Amerika auswandern sollen? — Er, der trotz seiner unerhörten geistigen Energie wenig lebenspraktische und passive Mann? — Oder hätte er eine Reihe weiterer Jahre überstehen sollen, um zu enden, wie Maron — übermüdet von dem Kampfe und zermürbt selbst sein Leben beendend? —

Oder hätte er auf den seltsamen Zufall warten sollen, der seinem Leben plötzlich eine entscheidende Wendung zu geben im Stande gewesen wäre? — Vergebliche Hoffnung! — Denn was für ein Zufall hätte das sein können? —

Er hatte keine Verwandten, deren Beerbung ihn hätte unabhängig machen können. An eine Wiedererweckung seines Werkes in absehbarer Zeit konnte er selbst nicht glauben: eine andere Zeit, eine Zeit der Schmach und der Unterdrückung, hatte begonnen, die lange währen sollte, bis sie in blutigen, ruchlos heraufbeschworenen Kriegen ihren Höhepunkt erreicht hatte, eine Zeit, deren einzige grosse Gegenströmung, die soziale, sich in einer politischen Partei verlaufen und in ihr verebben sollte — die Zeit der Reaction, in deren traurigen Schatten wir noch heute leben . . .

Nein, auch kein Zufall mehr konnte Stirner hold sein am Abend seines Lebens! —

So wie er gelebt hat und so wie er gestorben ist, ist er sich selbst völlig treu geblieben. Die grosse Arbeit seines Lebens war gethan. Nichts hätte ihren Werth noch erhöhen können. Und seine beste Kraft war an sie verwandt worden.

Die Jahre der Noth hat er still und geduldig getragen und der grösste Trost ist sicher der, dass wir uns sagen dürfen: er hat aller Wahrscheinlichkeit nicht zu schwer unter ihr gelitten. Stirner's grosse Bedürfnisslosigkeit, mehr noch die vornehme Selbstgenügsamkeit und die stille Heiterkeit seines Gemüthes werden ihn nie ganz verlassen haben.

Die, welche glauben, dass alles Glück des Lebens nur in Ehre, Reichthum und Macht unter den Menschen besteht, werden sein Leben nie begreifen und im mitleidigem Spott fortfahren zu sagen, der Lehrer des Egoismus habe seine Lehre in seinem eigenen Leben schlecht befolgt oder ihre Befolgung habe schlechte Früchte getragen.

Nein, Max Stirner hat sie befolgt und er hat alle ihre Früchte geerntet, so weit es ihm möglich war. Denn er war ein überlegener Mensch. Er hat gelebt, wie er leben konnte.

Nicht wie er vielleicht gewünscht hätte zu leben. Wenn wir uns so fragen, wird die Antwort lauten: gewiss hätte er lieber in jenem Vereine von Egoisten leben mögen, oder — um allen Missverständnissen zu entgehen — in der Zeit jener ewig nach den Bedürfnissen der Menschen entstehenden und vergehenden Vereine, an die der Einzelne seine Kraft freiwillig giebt, um sie hundertfach gestärkt zu fühlen; mit einem Worte: nicht in einer Zeit der Herren und Knechte, sondern der Einzigen. Denn er taugte so wenig zum Gehorchen wie zum Befehlen.

In Stirner's frühem Tode liegt nichts Erschütterndes. Er ist gegangen noch in der Kraft der Gesundheit und ohne aus dem Kelch des Lebens den letzen und schwersten Trank: Siechthum des Körpers in der Einsamkeit des Alters, gethan zu haben.

Und dennoch ist sein Tod traurig, weil er so früh kam. Er, der das Leben weder übermässig geliebt, noch gefürchtet hat, wird auch den Tod nicht gefürchtet, aber ihn auch nicht ersehnt haben.

Weilen wir noch einen Augenblick an seinem Grabe, bevor wir Abschied von Max Stirner nehmen.

Bereits 1856, gleich nach seinem Tode, wurde von Ludwig Buhl eine Sammlung veranstaltet, um das Grab mit einem Stein zu bezeichnen. Aber die aller Wahrscheinlichkeit nach nur geringe Summe, die von alten Freunden und Bewunderern des Verstorbenen zusammen gebracht, wurde — unter Anderem war aus dem fernen Ostpreussen von einem Verehrer ein Dukaten gesandt — ist niemals ihrer Bestimmung gemäss verwandt worden und wahrscheinlich ist von jenem 28. Juni 1856 an das Grab überhaupt von keinem Menschen mehr besucht worden.

Dreiunddreissig Jahre sollten vergehen ehe das eingesunkene wieder gefunden, und sechsunddreissig, bis es mit dem mächtigen Stein bezeichnet wurde, von dem aus in grossen, goldenen Lettern der Name des Mannes leuchtet, von dessen einfachem und doch so grossem Leben diese Blätter versuchten wahrheitsgetreu zu erzählen.

Neue Gräber werden bald das alte umschlossen haben.

Wird — nach „abermals fünfzig Jahren“ — wenn auch diese neuen Gräber versunken und der Kirchhof vielleicht zum öffentlichen Garten geworden ist, in dem die Kinder von Morgen die unbewegliche Platte achtlos umspielen, der Vorübergehende noch immer, in dumpfe Knechtschaft gebannt, an dem Namen vorbeischreiten, der von dort her schweigend herüberredet, oder wird er wissen, dass der, der Max Stirner hiess, als Erster unter Allen für ihn die Freiheit erkämpfte, in deren sonnigen Strahlen er, erhobenen Hauptes und glücklicher als die vor ihm Gewesenen, wandelt? . .

Phot. F. Albert Schwartz, Berlin.

MAX STIRNERS GRAB

auf dem Sophienkirchhof in Berlin.

Anhang.

A und B.

Bibliographie und Übersetzungen.

A.

Bibliographie.

Max Stirner.

Der Einzige und sein Eigenthum. Von Max Stirner. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1845. 8°. 491 S.

— — Zweite Auflage. (Wörtlicher Wiederabdruck mit Fortlassung einzig der Widmung.) Ebenda 1882. 8°. 379 Seiten.

— — Universal-Bibliothek Nr. 3057—3060. (Ebenfalls wörtlicher Wiederabdruck). Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. o. J. (1893.) 16°. 429 Seiten.

Geschichte der Reaction von Max Stirner. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 1852. 8°. (Erste Abtheilung. Die Vorläufer der Reaction. VIII und 309 Seiten. — Zweite Abtheilung. Die moderne Reaction. X und 338 Seiten.)

Die National-Oekonomen der Franzosen und Engländer. Herausgegeben von Max Stirner. Leipzig, Druck nnd Verlag von Otto Wigand. 1845—1847. 8°.

Erster bis vierter Band: Ausführliches Lehrbuch der praktischen politischen Oekonomie. Von J. B. Say. Deutsch mit Anmerkungen von Max Stirner. 419, 421, 468 und 248 Seiten.

Fünfter bis achter Band: Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichthums. Von Adam Smith. Deutsch mit Anmerkungen von Max Stirner. 374, 215, 367 und 334 Seiten.

Max Stirners Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigenthum." Aus den Jahren 1842 bis 1847. Herausgegeben von John Henry Mackay. — Berlin 1898. Verlag von Schuster & Loeffler. 8°. 185 Seiten.

Die Original-Ausgabe des „Einzigen und sein Eigenthum" ist heute selten geworden und ihr antiquarischer Preis in den letzten Jahren von 5—6 auf etwa 10 Mark gestiegen. — Die zweite Auflage der Wigand'schen Ausgabe ist noch unvergriffen; ihr Ladenpreis 4 Mark. — Die „Geschichte der Reaction" taucht noch weit seltener in den Antiquariats-Katalogen auf, ihr Preis beträgt etwa 6—10 Mark.

Selten und sehr gesucht sind auch die Stirner'schen Uebersetzungen der „Nationaloekonomen"; besonders die des Adam Smith wird nie unter 10 Mark angezeigt, während die des J. B. Say billiger zu haben ist.

B.

Uebersetzungen des „Einzigen und sein Eigenthum".

Eine vollständige Ubersetzung der „Einzigen" ist bisher in keine Sprache erfolgt. Ist schon der Titel schwer übersetzbar, so macht die Eigenart des Stirner'schen Styles, z. B. der geistreiche Gebrauch ein und desselben Wortes in doppeltem Sinne eine Übersetzung zu den schwierigsten Aufgaben dieser Kunst.

Doch sind Bruchstücke schon vor Jahren in der individualistisch-anarchistischen Zeitschrift „Liberty" in Boston (später New-York), die wie keine andere seit fünfzehn Jahren den Principien des Egoismus auf allen Gebieten des Lebens, insbesondere dem wirthschaftlichen, mit unübertroffener Logik und Ehrlichkeit Geltung zu verschaffen sucht, erschienen und der Herausgeber selbst, Benj. R. Tucker, hat wiederholt auf die epochale Bedeutung Stirners hingewiesen. („The Ego and his Own.") — Eine englische Uebersetzung der Einleitung: „I've based my cause 'pon nothing" von H. I. Schirmer brachte die No. 1 des II. vol. der Zeitschrift „The Age of Thought", Columbus Junction, Iowa, am 3. Juli 1897. Sie erweckt den Wunsch, dass der Uebersetzer sich an das Ganze wagen möge. („The Singular one and his Property.") —

Auch in das Französische sind einzelne Theile bereits übersetzt. So 1894 im „Mercure de France" durch Henri Albert; in den „Entretiens politiques et littéraires" durch Théodore Randal („le livre libérateur"); und kürzlich im „Magazine international" in Paris. Eine vollständige

Ubersetzung des Werkes, „qu'on quitte monarque," soll in Paris in Vorbereitung sein. („L'Unique et sa propriété.") —

Mit einer solchen in das Czechische ist jedoch bereits begonnen worden und sind die ersten Lieferungen in Prag erschienen. („Jediny a jeho vlastnictví.")

C.

Curriculum vitae.

C.

Johann Caspar Schmidt's Curriculum vitae.

Den nachfolgendeu Lebenslauf schrieb Johann Caspar Schmidt, als er sich im Jahre 1834 zum Examen pro Facultate docendi meldete.

Das Original lautet:

Ego, Joannes Casparus Schmidt, evangelicae confessioni addictus, Baruthi, quod Borussiae olim oppidum nunc Bavariae attributum est, die XXV. mensis Octobris anni MDCCCVI natus, patreque tibiarum fabricatore paucis post me natum diebus defuncto sum usus. Mater Ballerstedtio pharmacopolae post tres annos nupta ubi per varios fortunae casus Culmam, quod est oppidum ad Vistulam in Borussia occidentali positum, delata est, me haud ita multo post, anno MDCCCX ad se arcessit. Inde primis literarum rudimentis instructus, anno aetatis duodecimo exacto Baruthum sum reversus, Gymnasium illius oppidi florentissimum frequentaturus. A viris doctissimis ibi disciplina per septem fere annos institutus sum, e quibus pio ac grato animo Pauschium, Kiefferum, Neubigum, Kloeterum, Heldium, Gablerum nomino, qui et humanitate et consuetudinis conjunctione optime de me meruerunt. Quorum praeceptis via ad studia munita, annis MDCCCXXVI—MDCCCXXVIII in academia Berolinensi et philologiae et theologiae studui, et Boeckhii, Hegelii, Marheinekii, Caroli Ritteri, Henrico Ritteri, Schleiermacheri lectionibus operam dedi. Postero anno in academia Erlangensi per semestre obivi Kappii et Wineri scholas; quibus auditis itineri me per Germaniam commis-

surus academia discessi annumque fere totum in ea profectione consumsi. Domesticis deinde rebus coactus annum unum Culmae, alterum Regimonti negotiis familiaribus deditus transegi. Quo ego tempore, etsi studia in academia persequi non licuit, nequaquam tamen neglectis litteris ad doctrinas et philosophicas et philologicas studioso animo incubui. Anni MDCCCXXXIII mense Octobri ad studia me retuleram in academia Berolinensi renovanda, cum in morbum incidi, qui me ab audiendis lectionibus per semestre prohibuit. Salute refecta Boeckhii, Lachmanni, Micheleti interfui lectionibus. Itaque triennio absoluto nunc examen pro facultate docendi, quod dicunt, Deo juvante constitui subire.

In deutscher Uebersetzung:

Ich, Johann Caspar Schmidt, evang. Confession, bin geboren zu Baireuth, einer ehemals preussischen, jetzt bayrischen Stadt, am 25. Oktober 1806. Mein Vater war Flötenmacher; er starb bald nach meiner Geburt. Meine Mutter heirathete 3 Jahre später den Apotheker Ballerstedt und gelangte mit diesem unter mancherlei wechselnden Schicksalen nach Kulm a. d. Weichsel in Westpreussen. Hierhin holte sie mich alsbald im Jahre 1810 zu sich. Nachdem ich dort den ersten Unterricht empfangen, kehrte ich mit 12 Jahren nach Baireuth zurück, um das Gymnasium zu besuchen. Sieben Jahre lang genoss ich hier den Unterricht gelehrter Männer, unter denen besonders Pausch, Kieffer, Neubig, Kloeter, Held und Gabler sich meiner mit grosser Liebe annahmen, so dass ich dankbar ihrer gedenke. Mit dem Reifezeugniss versehen, bezog ich in den Jahren 1826 bis 1828 die Universität Berlin zum Studium der Philologie und der Theologie und hörte Vorlesungen bei Böckh, Hegel, Marheineke, Carl Ritter, Heinrich Ritter und Schleiermacher. Alsdann begab ich mich für ein Semester nach Erlangen, wo ich Rapp und Winer hörte, verliess darnach die Universität, um eine längere Reise durch Deutschland zu machen. Häuslicher Verhältnisse

halber verblieb ich nun ein Jahr in Kulm, ein zweites in Königsberg ebenfalls in Familien-Angelegenheiten. Jedoch vernachlässigte ich währenddessen keineswegs meine philologischen und philosophischen Studien. Im Oktober 1833 endlich kehrte ich zur Wiederaufnahme meiner akademischen Studien nach Berlin zurück, verfiel aber sogleich in länger dauernde Krankheit, so dass ich erst vom nächstfolgenden Semester an Vorlesungen und zwar bei Böckh, Lachmann und Michelet hören konnte. Auf diese Weise vollendete ich das akademische Triennium und gedenke mich nunmehr dem Examen pro facultate docendi zu unterwerfen.

D.

Portraitskizze Max Stirner's.

D.

Portraitskizze Max Stirner's.

Die nebenstehende Skizze Max Stirner's wurde im Jahre 1892 von seinem früheren Bekannten, Friedrich Engels in London, aus der Erinnerung flüchtig in den Umrisslinien entworfen.

Die Skizze ist nicht ähnlich, wie ausdrücklich bemerkt werden muss. Die Stirn und der Schädel sollen weder so eckig, noch das Kinn so scharf hervortretend gewesen sein; ausserdem soll Stirner nie diese hohen „Vatermörder" und Rockkragen getragen haben. Doch sollen die Nase und der feine Mund getroffen sein und das Ganze wenigstens einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Original besitzen.

Wenn die Skizze hier reproduzirt wird, so geschieht es, weil sie eben das einzige existirende Bild Stirner's ist, und weil keine Hoffnung besteht, jemals ein anderes aufzufinden, wie in der „Einleitung" bereits gesagt wurde.

E.

Namensunterschriften Stirner's.

E.

Namensunterschriften Stirner's.

Nebenstehend sehen wir die Handschrift Stirners aus verschiedenen Zeiten seines Lebens. Die erste Unterschrift ist dem Anmeldebogen der Vorlesungen, die er an der Universität Berlin 1826 und die folgenden Jahre hörte, entnommen; die zweite steht unter seiner Meldung zum Examen von 1834; die drei anderen Facsimiles sind aus dem Zeugnissbuch einer seiner Schülerinnen an der Gropius'schen Töchterschule vom Jahre 1842 und den folgenden. Die Unterschriften stammen somit aus Stirner's zwanzigstem, seinem achtundzwanzigsten und seinem sechsunddreissigsten Lebensjahre.

I.

Joh. Casp. Schmidt

II.

[illegible]

Neuer Markt No 2

/2 Treppen/

/Berlin den 2ten Juni

1834.

III.

Neujahr 1842

[illegible]

[illegible]

[illegible]

F.

Ein Brief Max Stirner's.

Der Brief Stirner's, der umstehend reproduzirt wird, ist der einzige, der bisher aufgefunden werden konnte, zudem das einzige, in privaten Händen befindliche Schriftstück aus der Feder Stirners. Vielleicht ist es das einzige solche, das überhaupt erhalten geblieben ist.

Der Brief stammt wahrscheinlich aus dem Anfang der vierziger Jahre und ist gerichtet an einen Freund des Hippel'schen Kreises.

Lieber Wolf

Ich komme zufällig zu
Arndt, so daß er seinen Aufre-
dung und Schlag erhalten
Zustand zu sprechen; kann,
gleich nach Empfang dieses

Leipzig den 24ten Mai
Abends 7 Uhr..

Herrn Dr. Arn

Heri

Grosskreuz und finde ich ausschliesslich
lich länger eine herzliche Freude.
w. Er wünscht mit Dir über seine
ald du nur irgend kannst, wo möglich
besuchest.

Dein Bruder.

r Mueller

Prenzlauerstrasse
28.

G.

Marie Dähnhardt's letztes Wort.

G.

Marie Dähnhardt's letztes Wort.

Die nebenstehenden Zeilen schrieb Frau Marie Schmidt an den unteren Rand der letzten Seite meiner Fragebogen, die ich ihr im Februar 1897 in London zur Beantwortung vorgelegt hatte. Ihr „letztes Wort" lautet in deutscher Uebersetzung:

„Mary Smith erklärt feierlich, dass sie in keinen weiteren Briefwechsel über diesen Gegenstand eingehen wird und bevollmächtigt Herrn Buchhändler — alle diesbezüglichen Schreiben an ihre Eigenthümer zurückzusenden. Sie ist krank und bereitet sich auf den Tod vor."

Der Name des von ihr genannten Herrn ist auf dessen ausdrücklichen Wunsch fortgelassen.

Mary Smith solemnly
avowed that she will
have no more correspondence
on the subject, & withdraws
M. _____ to
return all those writings to
their owners. — She is
ill & prepares for death.

H.

Luxus-Ausgabe von „Der Einzige und sein Eigenthum.“

Es wird eine Luxus-Ausgabe des Werkes geplant: eine bestimmt begrenzte, nummerirte, in Bezug auf äussere Ausstattung tadellose und mustergiltige Ausgabe, deren Preis nicht unter 20, aber auch nicht über 25 Mark betragen wird, und die zu Stande kommen soll, wenn sich eine genügende Anzahl Theilnehmer während der nächsten zwei Jahre findet. Reflectanten sind gebeten, ihre diesbezüglichen Wünsche an den Verfasser der Biographie: Saarbrücken, Rheinprovinz, Pestelstrasse 4, gelangen zu lassen.

I.

Ergänzung und Berichtigung.

Von den im „Vorwort“ genannten Helfern meiner Arbeit starben während des Druckes des Werkes, im Dezember 1897 und Januar 1898: der Antiquar Emmanuel Mai in Berlin und Dr. Ludwig Ruge in Steglitz bei Berlin.

Auf Seite 17, Zeile 12 von unten bitte ich die Worte: „als vorher“ zu streichen.

Druck von A. Rietz & Sohn, Naumburg a. S.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Vorwort V

Facsimile aus Stirner's Examensarbeit 1

Einleitung.

Die Geschichte meiner Arbeit. 1888—1897.

Wiederentdeckung Stirners. — Aufruf. — Erste Enttäuschung. — Dreifache Schwierigkeiten der Arbeit. — Haus und Grab in Berlin. — Langsamer Fortgang und Stirners Wiedergeburt. — Marie Dähnhardt in London. — Das Leben Max Stirners. — Die Methode meiner Arbeit. — Wir und er. — Schlusswort 5

Max Stirner. (Johann Caspar Schmidt.) 1806—1856.

Erstes Kapitel.

Erste Jugend. 1806—1826.

Das Geburtshaus in Bayreuth. — Geburt und Taufe; Eltern und Vorfahren. — Tod des Vaters und Wiederheirat der Mutter; nach Kulm. — Rückkehr nach Bayreuth und Erziehung. — Überblick . . 29

Zweites Kapitel.

Lern- und Lehrjahre. 1826—1844.

J. C. Schmidt, stud. philos., in Berlin. — Ein Semester in Erlangen; Reise durch Deutschland. — Königsberg und Kulm. — Wieder in Berlin: Beendigung des Studiums. — Examen pro facultate docendi. — Als Schulamtskandidat an der Realschule. — Vereitelte Hoffnungen auf Anstellung; nie Gymnasiallehrer, nie Dr. phil. — Familienverhältnisse und erste Ehe. — Der Lehrer höherer Töchter. — Überblick 41

Drittes Kapitel.

Die „Freien" bei Hippel. Im 4. Jahrzehnt des Jahrhunderts. Hippel in der Friedrichstrasse. — Erste Anfänge der „Freien". — Charakteristik. — Der innere Ring. — Der weitere Kreis der Besucher. — Drei Gäste. — Die „Freien" in der Öffentlichkeit. — Ton des Kreises. — Seine Bedeutung 63

Viertes Kapitel.

Max Stirner. 1840—1845.

Der Name Stirner. — Äussere Erscheinung. — Wesen und Charakter. — Stirner unter den „Freien". — Zeitungscorrespondent. — Erste litterarische Arbeiten. — Zweite Ehe. — Geschichte der Trauung. — Marie Dähnhardt. — Die Jahre der Höhe 95

Fünftes Kapitel.

Der Einzige und sein Eigenthum 1845.

Erscheinen — Beschlagnahme und Freigabe. — Allgemeine Aufnahme und Erfolg. — Das Werk. — Versuch seiner Würdigung. — Die Kritik. — Stirner's Entgegnungen. — Das Verstandesthum und das Individuum. — Ausblick. 131

Sechstes Kapitel.

Das letzte Jahrzehnt. 1845—1856.

Langsamer Abstieg. — Die Nationalökonomen der Franzosen und Engländer. — Letzte Versuche: die Milchwirthschaft und Darlehensgesuch. — Marie Dähnhardt's Trennung. — Ihr späteres Leben. — Zurück zu Stirner. — Bei Hippel in der Dorotheenstrasse. — Die Geschichte der Reaction. — Zunehmende Vereinsamung und Noth. — Tod und Begräbniss. — Nachkommenschaft. — Die Überlebenden und ihr Schicksal. — Schlussbetrachtung. — Abschied 193

Anhang.

A. Bibliographie 229
B. Übersetzungen des „Einzigen und sein Eigenthum". 229
C. Johann Caspar Schmidt's Curriculum vitae. 235
D. Portraitskizze Max Stirner's. 241
E. Namensunterschriften Stirner's. 245
F. Ein Brief Max Stirner's. 249
G. Marie Dähnhardt's letztes Wort. 253
H. Luxus-Ausgabe von „Der Einzige und sein Eigenthum." . . 257
I. Ergänzung und Berichtigung. 257
Inhaltsverzeichniss 259

Abbildungen.

1. Geburtshaus Stirner's in Bayreuth
(vor dem Haupttitel).
2. Sterbehaus Stirner's in Berlin NW., Philippstrasse 19
(vor dem sechsten Kapitel).
3. Stirner's Grab auf dem Sophienkirchhof in Berlin
(vor dem Anhang).

Stanford University Libraries
3 6105 004 980 103

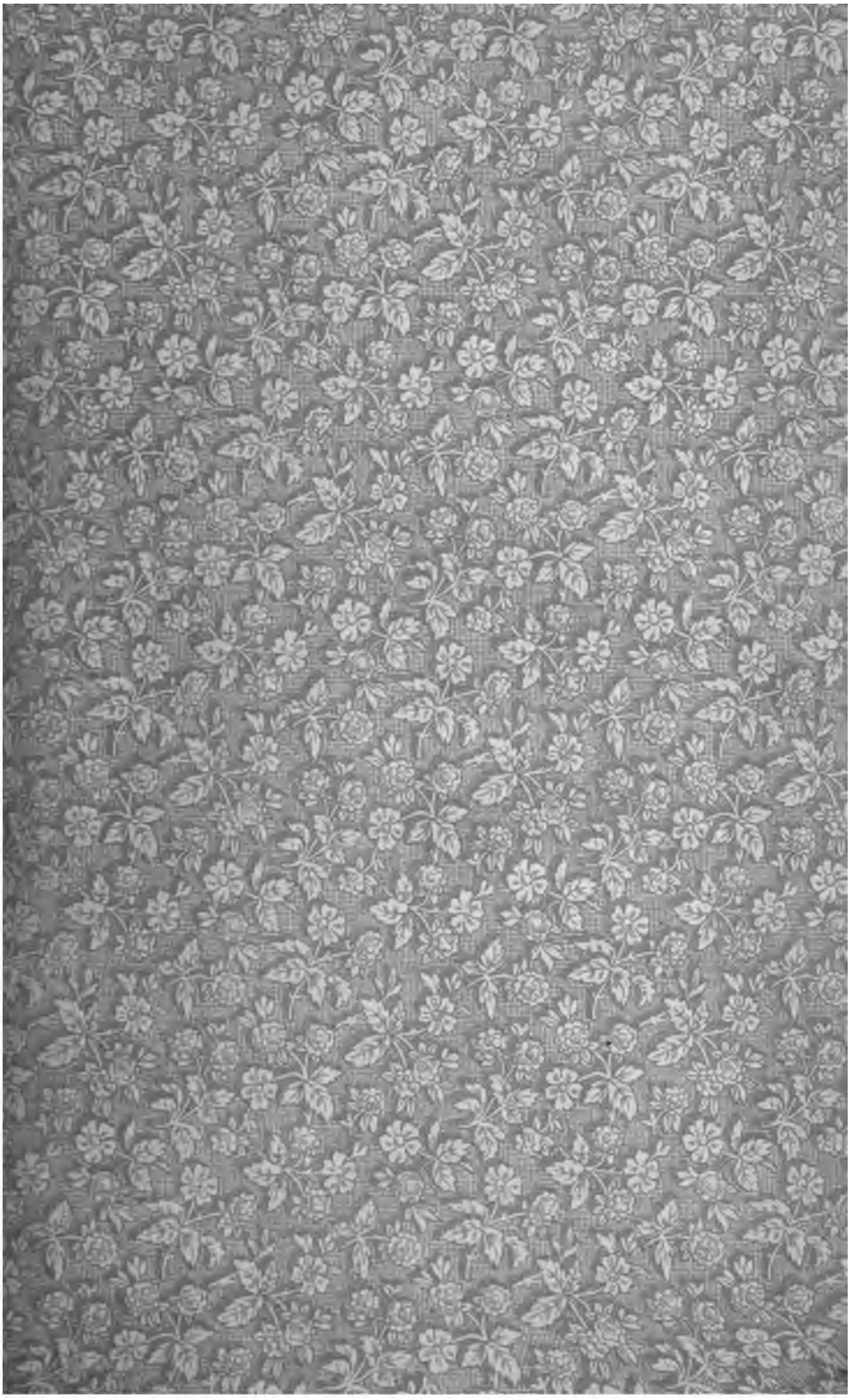
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

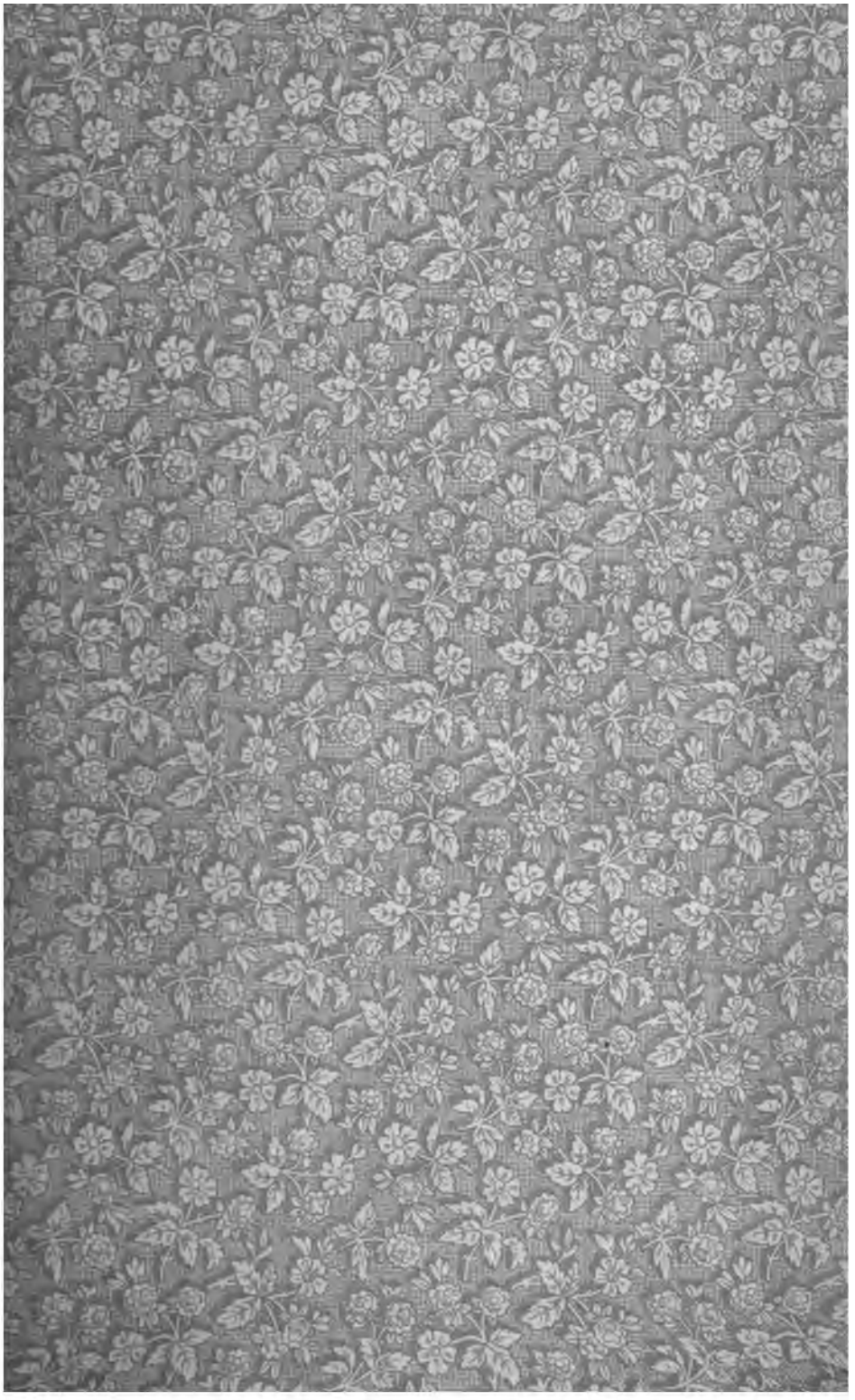
F/S JUN 30 1995
JUN 30 1995

305 .S775 V.173 C.1
Die Lohntheorien von A
Stanford University Libraries
3 6105 047 119 255

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen

herausgegeben

von

Gustav Schmoller und **Max Sering.**

Heft 173.

Dr. jur. Ferdinand Graf von Degenfeld-Schonburg, Die Lohntheorien von Ad. Smith, Ricardo, J. St. Mill und Marx.

München und **Leipzig,**
Verlag von Duncker & Humblot.
1914.

Die Lohntheorien

von Ad. Smith, Ricardo, J. St. Mill und Marx.

Von

Dr. jur. Ferdinand Graf von Degenfeld-Schonburg.

STANFORD LIBRARY

München und **Leipzig**, 4
Verlag von Duncker & Humblot.
1914.

Alle Rechte vorbehalten.

19444?

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsüberſicht.

Seite

Einleitung 1

Auftauchen des Lohnproblems in der Literatur mit der Entstehung der Arbeiterklasse. Deren Eigentümlichkeit: Produktion von Arbeitern und von Arbeit. Bei Smith, Ricardo, Mill mehr Betrachtung unter dem ersteren, bei Marx mehr unter dem letzteren Gesichtspunkt.

Verschiedenheit der Grundlagen und der Methode bei den einzelnen Autoren.

I. Das Lohnproblem bei Adam Smith.

A. Allgemeines 3

Wirtschaftliche und soziale Zustände zu Adam Smith' Zeit. Aufkommen des Kapitalismus. Individualismus. Adam Smith' Stellung dazu.

B. Darstellung der Lohntheorie 5

Der Warenpreis 5. Der natürliche Satz des Arbeitslohns 5. Bevölkerungslehre schon stark an Malthus erinnernd. Der zunehmende Reichtum für die Bevölkerungsvermehrung günstig 8. Adam Smith und die Lohnfondstheorie 9. Betrachtung der Angebotseite. Das Existenzminimum reguliert den Mechanismus 9. Wechsel auf der Nachfrageseite: Gleichbleibende, ab- und zunehmende Fonds 10. Grenze der Lohnsteigerung in einem Lande 11. Arbeiterkoalitionen 11. Zusammenfassung von Smith' Lohntheorie 12. Einfluß der Lebensmittelpreise auf den Arbeitslohn 12.

C. Geltungsbereich der Lohntheorie 12

Adam Smith' Methode im allgemeinen. Die Wirklichkeit Ausgangspunkt 12. Der Mensch: Selbstinteresse und Geschlechtstrieb nicht die einzigen, aber die wesentlichen Triebe, die bei der Theorie in Betracht kommen 13. Geringe Verschiedenheit der Menschen. Die Kenntnis des eigenen Vorteils. Keine vollständige Harmonie der Jnteressen 16. Geltung der Theorie unter verschiedenen Wirtschaftssystemen. Hemmungen durch die Wirtschaftspolitik 17. Die Verschiedenheit der Arbeiterklassen. Ausnahmen von der Lohntheorie. Die unterste Schicht 18. Das lokale Gebiet des Arbeitsmarktes 22.

II. Das Lohnproblem bei Ricardo.

A. Allgemeines 24

Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse zu Ricardos Zeit. Das Entstehen des Fabriksystems. Die Er-

Seite

findungen. Das Arbeiterelend 24. Die Wirkung der Arbeiterlage auf Malthus und Ricardo. Das Malthussche Bevölkerungsgesetz 25. Ricardo als reiner Ökonom. Seine philosophischen Anschauungen; das Selbstinteresse 27.

B. Darstellung der Lohntheorie 28

Der natürliche und der Marktsatz der Arbeit. Ersterer ein gewohnheitsmäßiges Bedürfnisminimum, nicht Existenzminimum 28. Das Malthussche Bevölkerungsgesetz und sein Verhältnis zu Ricardos Lohntheorie. Der natürliche Preis der Arbeit als Gravitationspunkt 30. Die Nachfrageseite. Das Kapital. Der Lohnfonds. Der Lohn wird selten lange über dem natürlichen Satz stehen — trotzdem kein „ehernes" Lohngesetz 31. Parallel- und Konträrtheorie 32. Ricardos Ansicht über das Maschinenwesen 33. Zusammenfassung von Ricardos Lohntheorie 34.

C. Geltungsbereich der Lohntheorie 34

Die Methode der isolierenden Abstraktion; ihre Bedeutung für die Beurteilung Ricardos 34. Das egoistische wirtschaftliche Motiv. Der Vermehrungstrieb 36. Die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen; relative Geltung von Ricardos Gesetzen 38. Die von der Theorie berührten Arbeiterklassen. Die ungelernten Arbeiter 39. Lokale Ausdehnung des Arbeitsmarktes 41. Überblick über Ricardos Voraussetzungen 42.

III. Das Lohnproblem bei John Stuart Mill.

A. Allgemeines 43

Wirtschaftliche und soziale Lage bis zum Erscheinen von John Stuarts Mills Principles. Verkehrs- und Produktionssteigerung. Geringe Besserung der Arbeiterlage 43. Charakteristik John Stuart Mills. Er will auf Smith zurückgreifen. Seine Unterscheidung in Statik und Dynamik — für die Lohntheorie nicht von großer Bedeutung. Lohnfondstheorie 43.

B. Darstellung der Lohntheorie 45

Begriff des Kapitals, des Lohnfonds bei Mill. Änderungen des Lohnfonds 45. Der Arbeitslohn abhängig vom Verhältnis zwischen Lohnfonds und Bevölkerung. Das physische und das moralische Minimum. Steigende Lebenshaltung, verminderte Geburtenzahl zu erstreben 47. Die Arbeiter haben ihr Schicksal selber in der Hand 49.

C. Geltungsbereich der Lohntheorie 50

Mills Darstellung seiner Methode 50. Das wirtschaftliche Motiv, der Fortpflanzungstrieb 51. Freie Konkurrenzwirtschaft 52. Die Theorie geht vom ungelernten Arbeiter aus; die verschiedenen Lohnklassen 52. Die Arbeiterverbindungen 53. Die Ausdehnung des Arbeitsmarktes 54.

D. Rückblick auf die englischen Klassiker 54

Vergleich der Methoden von Smith, Ricardo und Mill.

Seite

IV. Das Lohnproblem bei Marx.

A. Allgemeine Grundlagen der marxistischen Lohntheorie 57

Die wirtschaftliche und soziale Lage vor Erscheinen des „Kapital" 57. Marx und die übrigen Ökonomen. Der Hauptunterschied in der Gesellschaftslehre begründet 58. Die Entwicklung durch Negation der Negation; die Klassenkämpfe. Bedeutung der Hegelschen Dialektik für Marx 59. Die ökonomische Geschichtsauffassung 61. Statik und Dynamik. Zustand und Entwicklung 62. Der Zustand des Kapitalismus 65.

B. Darstellung der Lohntheorie 65

1. Untersuchung des Zustands 65

Wert der Arbeitskraft; Bestimmung durch die notwendigen Lebensmittel. Ähnlichkeit mit Ricardo und John Stuart Mill 65. Preis der Arbeitskraft 67. Das Pendeln um den Wert der Arbeitskraft. Bei Ricardo beruht das auf dem Bevölkerungsgesetz, bei Marx allgemein auf der Wertlehre. Obergrenze des Lohns bei Marx und Ricardo 68. Änderungen im Wert. Absoluter und relativer Mehrwert 71. Produktionskraft der Arbeit variabel: Gewinn des Fabrikanten erst durch Herstellen unter dem gesellschaftlichen Wert der Waren, dann durch Senkung des Werts der Arbeitskraft 71. Intensität der Arbeit variabel 72. Arbeitstag variabel 73. Bedeutung des Widerstandes der Arbeiter. Gewerkschaften 73.

2. Untersuchung der Entwicklung 74

Konstantes und variables Kapital. Verhältnis zur Lohnfondstheorie 74. Akkumulation. Relatives Wachstum des konstanten Kapitalteils. Konkurrenzkampf 75. Relative Übervölkerung. Freisetzung des Arbeiters durch die Maschine. Industrielle Reservearmee. Verelendung. Expropriation der Expropriateurs 75. Marx' Bevölkerungslehre. Abstraktes und besonderes Populationsgesetz 77. Verschiedene Auffassung der Verelendung; die Annahme eines direkten Sinkens der Lebenshaltung läßt sich aus dem „Kapital" nicht klar erweisen 78.

3. Lohntheorie und Wertlehre 80

Zusammenhang zwischen beiden. Dagegen Oppenheimers Auffassung 80. Die Frage der Unstimmigkeit zwischen I. und III. Band; ihre Bedeutung für die Lohntheorie gering 82.

C. Geltungsbereich der Lohntheorie 85

1. Die verschiedenen Methoden im „Kapital" 85

a) Das isolierende Verfahren 86

Allgemeine Prämissen: In bezug auf die Entwicklung 86. In bezug auf die menschliche Psyche 86. In bezug auf die Wirtschafts- und Gesellschaftsorganisation 87. In bezug auf die Klassen, speziell die Arbeiter- und Kapitalistenklasse 87. In bezug auf das Land 89. Spezielle Prämissen 89. Bedeutung der Gesetze bei Marx. Seine „Naturgesetze" 90.

Seite

b) Das deskriptiv-historische Verfahren 92
Der Mensch und seine Motive 92. Das Bild der Gesellschaft. Gesichtspunkt des Kapitalismus 93.

2. Die zeitliche Relativität Marxscher Begriffe 94
Wert und Mehrwert 94. Die Entwicklung in der zukünftigen Gesellschaft; keine Klassenkämpfe 96. Entwicklungs- und Katastrophentheorie 97. Marx und die Klassiker 98.

Schlußbetrachtung. Die Stellung der Autoren zur Arbeiterbevölkerung 100
Anschauungen über die Arbeiterklasse 100. Die letzten Jahrhunderte 100. Smith, Ricardo, Mill, Marx 101. Moderne Sozialökonomen 102.

Verzeichnis der benutzten Literatur 104

Einleitung.

Je mehr mit der Entstehung des modernen Kapitalismus sich ein Arbeiterstand bildete, der, von seinem Lohne lebend, keine Aussicht mehr hatte zum Meisterstand aufzurücken, desto mehr begann man auch in der Literatur sich mit der Lage des Proletariers zu befassen. Die Arbeiterklasse, die nicht blos Arbeit, sondern auch Arbeiter produziert, und dadurch in zwiefacher Weise sich selbst Konkurrenz macht, mußte notwendig die Augen der Sozialökonomen auf sich lenken. Und man ließ sich nicht an Darstellungen genügen; man suchte in Theorien den Grund zu erforschen, warum die Löhne auf einem gewissen Durchschnittsniveau stehen, und glaubte bald auch Gesetze gefunden zu haben, welche die Höhe des Arbeitslohns bestimmen: man kam zu Lohntheorien und Lohngesetzen. Nahmen diese Betrachtungen zunächst einen mehr abseits gelegenen Platz im Gebiet der politischen Ökonomie ein, so gewannen sie allmählich immer größere Bedeutung. Schon bei Ricardo bildet die Lohntheorie einen Grundpfeiler des Systems, bei Marx ist sie mit ins Zentrum gerückt.

Von diesen Theorien über den Arbeitslohn sollen im folgenden einige besonders typische herausgegriffen und eingehend besprochen werden: Zunächst die Lehre, die Adam Smith in seinem „Volkswohlstand" aufstellte; war er auch längst nicht der erste Lohntheoretiker, so gebührt ihm doch der Titel „Vater der Nationalökonomie" auch auf diesem Gebiet mit Recht; denn seine auf feinsinnigen Beobachtungen beruhenden Ausführungen bilden die Basis für die folgenden Ökonomen. Auf ihm fußt Ricardo bei aller Verschiedenheit seiner Lehre und seiner Methode, welch letztere sich in der Lohntheorie in deutlichstem Lichte zeigt. Ricardos Lohngesetz ist in der Geschichte der Lohntheorie von noch größerer Bedeutung als Adam Smith' Lehre. Beide werden von der ökonomischen Literatur des 19. Jahrhunderts, namentlich der englischen, bis zur historischen Schule widergespiegelt, und als Typus dieser Literatur sei J. St. Mill besprochen, der, obschon auf seinen Vorgängern fußend, doch für jede Strömung seiner Zeit einen aufnahmefähigen Sinn hatte. Alle die genannten Ökonomen sehen bei der Lohntheorie die Arbeiter vor allem als Produzenten von neuen Arbeitern an und leiten daraus ihre Theorie

ab. Dabei können nach Smith die Arbeiter nicht viel für die Verbesserung ihrer Lage tun; ihr Schicksal wird im großen und ganzen ohne ihr Zutun entschieden. Anders bei Ricardo und noch viel mehr bei J. St. Mill; diese Autoren glauben in Anlehnung an Malthus, daß die Arbeiter ihr Schicksal bis zu einem gewissen Grad mehr oder weniger selbst lenken können, indem sie sich als Produzenten von Arbeitern einschränken und das Angebot neuer Arbeiter verringern. Blickt diese Ansicht bei Ricardo nur schüchtern durch, so tritt sie bei Mill schon recht zuversichtlich auf.

Dagegen sieht Marx, so sehr er auch zunächst auf Ricardo aufbaut, den Arbeiter doch in erster Linie als Produzenten von Arbeit an, und auf ihm, als dem Schaffer von Mehrarbeit und Mehrwert, baut er seine Lohntheorie auf, die dann vor allem in der Darlegung der Entwicklung weit über die britischen Klassiker hinausgeht.

Es wird jedoch nicht genügen, diese Unterschiede in der eigentlichen Lohntheorie darzulegen. Notwendig ist es auch, auf die geschichtlichen Bedingungen und die ganz verschiedenen logischen Grundlagen hinzuweisen, von denen einerseits die Klassiker, andererseits Marx ausgehen. Besonders müssen die Methoden der einzelnen Schriftsteller untersucht werden, weil nur so klargelegt werden kann, wie die einzelnen Theorien eigentlich gemeint sind, welcher Geltungsbereich ihnen zukommt. Nur unter Berücksichtigung sämtlicher im Sinn des Autors gelegenen Voraussetzungen läßt sich eine richtige Anschauung darüber gewinnen, wie er über das Problem der Lohnbildung dachte.

I.

Das Lohnproblem bei Adam Smith.

A. Allgemeines.

Als Adam Smith im Jahre 1776 sein Buch über den Volkswohlstand herausgab, herrschten äußerlich in Wirtschaft und Politik noch die alten Zustände; aber unter dieser Herrschaft waren die neuen Kräfte mächtig am Werk. Vom platten Land waren schon seit Jahrhunderten Menschen abgestoßen worden durch Verwandlung von Ackerland in Weide, von Weide in Jagdgrund; und hatte sich so auf der einen Seite ein Proletariat angesammelt, das nach dem Beschäftigungsorte hinströmte, so stand ihm auf der anderen Seite auch ein angesammeltes Kapital gegenüber, das nichts Besseres verlangte, als sich mit Hilfe dieser Arbeiter zu verwerten. Und diese Verwertung geschah zunächst im Anschluß an die alten Betriebsformen: Das alte Handwerk ging vielfach unmerklich in das Verlagssystem über; nach außen machte es nicht so gar viel Unterschied, ob der Handwerker an mehrere Kunden oder nur an einen Händler lieferte. Die Herrschaft des Kapitals war aber damit vollzogen. Zu Adam Smith' Zeit überwog die Hausindustrie, vielfach noch der Form nach dem Handwerk sehr ähnlich, in den bedeutendsten Gewerben, namentlich in den Textilgewerben, aber auch in der Leder-, Kürschner-, Eisenindustrie u. a. [1]. Natürlich hatte das eigentliche Handwerk noch eine große Bedeutung. Auf der anderen Seite begannen schon die Fabriken sich zu erheben. Aber sie waren noch in ihren Anfängen; die großen Erfindungen der Spinnmaschine, des mechanischen Webstuhls, der Dampfmaschine, die vor allem zum Siege der Großindustrie beitragen sollten, waren damals teils noch nicht gemacht, teils äußerten sie wenigstens noch keine große Wirksamkeit auf das Wirtschaftsleben.

Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, der das 19. Jahrhundert erschütterte, war in dieser Zeit noch nicht erwacht. Fehlte es auch nicht an Streitigkeiten zwischen Meistern und Arbeitern, blickten namentlich die letzteren, ebenso wie auch die kleinen Meister, mit Mißvergnügen auf neue arbeitsparende

[1] Held, Zwei Bücher, S. 560.

Maschinen der Unternehmer, so erschien doch dem damaligen Proletariat das Kapital mehr von seiner günstigen Seite: die Löhne waren noch auf einer gewissen Höhe, sie waren vielfach gestiegen, während die Lebensmittelpreise gesunken waren [1]. Andererseits ward mancher Mangel damals weniger empfunden als heute; wurde doch sogar im 18. Jahrhundert die Einführung der hausindustriellen Kinderarbeit allgemein als günstig angesehen [2].

Und dem Kapital ging es wahrlich auch nicht schlecht. Der Merkantilismus hatte es sorgsam auferzogen; hatte, was schädlich war, von außen abgehalten, und für die Einfuhr gesorgt, die es brauchte; hatte ihm Gelegenheit gegeben, im Handel zu verdienen, und durch Landstraßen- und Kanalbau den kommenden Erfindungen und der Großindustrie die Wege gebahnt. England war nun eine gewaltige Kolonial- und Seemacht; die Möglichkeit des Massenabsatzes und somit die Hauptbedingung der Großindustrie war gegeben [3]; kurz, der Merkantilismus hatte dem Kapital eine Rüstung auf den Leib geschmiedet, unter deren Schutz es sich gar trefflich hatte nähren können; und nun es groß und stark und selbstbewußt geworden, war ihm die Rüstung zu eng; aus dem Schutz, der nicht mehr nötig, war sie eine Fessel geworden [4], und so schrie das Kapital nach Befreiung; es war aber kein Schreien aus Not und Elend, sondern aus Kraft und Selbstbewußtsein. Mit dem Kapital stimmte die intellektuelle Welt überein. In ganz Europa schwärmte man von Freiheit, und im Jahre, als Adam Smith' Buch erschien, setzten die Amerikaner mit ihrer Unabhängigkeitserklärung diese Gefühle ins Praktische um. Schon lange waren diese Ideen vorbereitet und hatten, sich steigernd, zwischen England und dem Kontinent hin- und herüber gewechselt. Unter dem kontinentalen Absolutismus waren sie gediehen; denn der Absolutismus hat es immer lieber mit Individuen als mit organischen Gliederungen zu tun [5]. Überall, wo man der merkantilistischen Einschränkungen überdrüssig war, fielen die Gedanken der individualistischen Freiheit auf fruchtbaren Boden. Die Physiokraten gründeten das erste System dieser Art, das sich mit seiner Überschätzung der landwirtschaftlichen Produktion so deutlich als Reaktion gegen den in Frankreich besonders industriell gerichteten Protektionismus offenbarte. Ihnen folgte Adam Smith, der mit ihnen vor allem den Freiheitsgedanken gemein hatte, sich aber von der agrarischen Ein-

[1] Wealth of Nations, S. 59, 60. Steffen, Studien, S. 470, 495.
[2] Held, Zwei Bücher, S. 557.
[3] Steffen, Studien, Bd. II, S. 105.
[4] Vgl. Held, Zwei Bücher, S. 414, 494.
[5] Pesch, Bd. II., S. 19.

seitigkeit fernhielt. Bei all seiner universellen Bedeutung, bei all seinem Weitblick und Scharfsinn, der uns heute noch staunen macht, wurzelt er doch als echter Engländer ganz im England des 18. Jahrhunderts: dieses Zeitalter des ausgehenden Merkantilismus, des aufstrebenden Kapitalismus, des die Geister beherrschenden Individualismus liegt seinem Werke zugrunde. Es war eine Zeit, in der sich überall verborgene produktive Kräfte zu recken begannen; denen war jetzt nicht mehr mit Schutzmaßregeln gedient; „laissez-faire" mußte vielmehr nun die Losung sein; und wenn jeder tat, was er für sein Fortkommen als gut erachtete, dann würde es auch, meinte man, um die Gesamtheit am besten bestellt sein. War Adam Smith auch noch durchaus nicht von der Harmonie aller Interessen überzeugt, hielt er sogar gewisse Beschränkungen für geboten, so tritt er doch für möglichste Freiheit der Individuen ein. Daß diese Freiheit vor allem dem Stärkeren nützen würde, kam der damaligen Zeit, der die Menschen als gleich erschienen, nicht zum Bewußtsein. So spielt auch der Kampf zwischen Starken und Schwachen, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern bei Adam Smith noch eine geringe Rolle. Die ganze Lohnfrage steht nicht im Mittelpunkt seines Systems. Immerhin ist sie, wie wir sehen werden, mit einer gewissen Ausführlichkeit behandelt.

B. Darstellung der Lohntheorie.

Adam Smith geht bei seinen Betrachtungen über den Arbeitslohn vom Warenpreis aus. Bei der Ware unterscheidet er einen natürlichen und einen Marktpreis. Der natürliche Preis der Ware ist derjenige, der „weder höher noch niedriger ist, als er sein muß, um die Grundrente, den Lohn der Arbeit und den Gewinn des Kapitals, die auf Erzeugung und Zubereitung sowie auf den Markttransport der Ware verwendet werden, nach ihrem natürlichen Satze zu bezahlen" [1]. Der Marktpreis, „der wirkliche Preis, zu welchem eine Ware gewöhnlich verkauft wird" [2], gravitiert nach dem natürlichen Preis. Er wird durch Angebot und wirksame Nachfrage bestimmt [3].

Der natürliche Preis der Ware also richtet sich nach dem natürlichen Satz seiner Bestandteile Arbeitslohn, Gewinn und Rente [4]. Was ist nun der natürliche Satz des Arbeitslohns? Es liegt nahe, ihn ebenso wie den Warenpreis aus den Kosten zu entwickeln [5]; er müßte dann, analog dem Warenpreis, der

[1] Stöpel I, S. 76. Wealth of Nations S. 42.
[2] Stöpel I, S. 77. Wealth of Nations S. 43.
[3] Wealth of Nations S. 43, 44.
[4] Wealth of Nations S. 42, 48.
[5] So Hasbach, „Mit welcher Methode wurden die Gesetze der

niedrigste sein, mit dem die Verkäufer im allgemeinen auskommen können, ohne ihr Geschäft einstellen zu müssen[1]; mit anderen Worten der niedrigste, mit dem die Arbeiter auskommen können, wenn sie überhaupt noch existieren wollen; wir hätten dann ein festes Minimum anzunehmen, und zwar wohl das physische Existenzminimum. Smith versteht darunter, wie später noch genauer gezeigt wird, das geringste Maß der zum Unterhalt eines Mannes und — da ja sonst die Arbeiter aussterben würden — seiner Familie notwendigen Mittel[2]. Es scheint nun sehr verlockend, dieses Existenzminimum mit dem natürlichen Arbeitslohn zu identifizieren. Das liegt aber durchaus nicht in der Meinung unseres Autors. Vielmehr sind nach ihm die gewöhnlichen oder Durchschnittssätze die natürlichen Sätze des Arbeitslohns zu der Zeit und an dem Ort, wo sie herrschen. Sie werden „teils durch die allgemeine Lage der Gesellschaft, ihren Reichtum oder ihre Armut, ihr Fortschreiten, Stehenbleiben oder Zurückgehen, und teils durch die besondere Natur jedes Geschäfts bestimmt"[3]. Sie sind also im Gegensatz zum Existenzminimum veränderlich. Die Gründe dieser Schwankungen schildert Smith im achten Kapitel des ersten Bandes, wie er zuvor eigens ankündigt[4]. Den natürlichen Arbeitslohn an die Lebensgewohnheiten der Arbeiter zu binden und von ihnen abhängig sein zu lassen, wie es später besonders Ricardo und J. St. Mill getan haben, daran denkt *Adam* Smith nicht; ja er weist diese Möglichkeit ausdrücklich zurück[5]. Eine eigentliche Definition, was er unter natürlichem Preis der Arbeit versteht, gibt Adam Smith nicht; aber man wird nicht fehlgehen, wenn man im Hinblick auf Smith' Ausführungen im achten Kapitel, besonders Seite 110, 111 die Definition von Malthus als auch Smith' Anschauungen entsprechend erklärt: Der natürliche oder notwendige Preis der Arbeit ist derjenige, welcher notwendig ist, um ein der wirksamen Nachfrage entsprechendes durchschnittliches Angebot

theoretischen Nationalökonomie gefunden?" Conrads Jahrbücher, 3. Folge, Bd. 27, S. 300. Marx („Kapital", Band II, S. 357) meint bei der Kritik von Adam Smith, der Arbeitslohn sei „der Wert seiner Ware, der Arbeitskraft, und dieser bestimmbar (wie der jeder anderen Ware) durch die zur Reproduktion dieser Ware nötige Arbeit". Aber hier legt Marx offenbar seine eigenen Gedanken unter.

[1] Wealth of Nations S. 47.

[2] Wealth of Nations S. 52.

[3] Stöpel I, S. 76. Wealth of Nations S. 42. Vgl. Held, Zwei Bücher, S. 162.

[4] Wealth of Nations, S. 48, 49.

[5] „This difference, however, in the mode of their subsistence is not the cause, but the effect of the difference in their wages; though by a strange misapprehension, I have frequently heard it represented as the cause." Wealth of Nations, S. 58. Vgl. Hasbach, „Mit welcher Methode . . .", S. 300.

hervorzubringen [1]. Mit diesen Worten läßt sich auch der natürliche Preis der Arbeit bei Adam Smith definieren. Er kann sehr verschieden sein; während im Urzustand das Produkt der Arbeit den natürlichen Lohn der Arbeit bildet, sind seit der Bodenaneignung und Kapitalienansammlung Grundrente und Kapitalgewinn davon abzuziehen [2].

Es scheint allerdings einen Widerspruch mit Adam Smith' sonstigen Ausführungen darzustellen, wenn er bei Beginn seines Kapitels über den Arbeitslohn den allgemeinen Satz aufstellt: „Das Produkt der Arbeit bildet die natürliche Vergütung oder den Lohn der Arbeit" [3]. Zwiedineck-Südenhorst [4] folgert aus diesem Satz, daß nach Smith die natürliche Belohnung der Arbeit in den Produkten der Arbeit liege; mit dem Entstehen von Landeigentum und Kapital sei dem natürlichen Lohn der Arbeit im allgemeinen ein Ende gemacht worden. Diese Folgerung stimmt aber durchaus nicht überein mit der Auffassung, die Smith vom natürlichen Arbeitslohn an anderen Stellen bekundet [5]. So muß man annehmen, daß das Wort „natürliche Vergütung der Arbeit" im eben zitierten Zusammenhang eine andere Bedeutung hat als an den anderen Stellen. Es bedeutet da nämlich die Vergütung in dem von Adam Smith' Zeitgenossen so genannten „natürlichen", d. h. im Urzustand.

Abstrahieren wir von der eben erwähnten Beziehung auf den Urzustand, so ersehen wir aus allem, daß der natürliche Arbeitslohn bei Adam Smith und Malthus dem ähnelt, was Ricardo den Marktpreis der Arbeit nennt [6], während Adam Smith von einem Marktpreis der Arbeit überhaupt nicht spricht [7]. Auch im Vergleich zu seiner eigenen Dar-

[1] Malthus, Principles of political economy, S. 224.

[2] Wenn Adam Smith nun auch auf Seite 50 von Grundrente und Kapitalgewinn als von Abzügen vom Arbeitsprodukt spricht, den Arbeitslohn also als das erscheinen läßt, was nach diesen Abzügen übrig bleibt, so scheint es mir doch unberechtigt, daß Hammacher (Marxismus, S. 548, 550, 554, 558) aus diesen Worten eine „Abzugstheorie" konstruiert, die er der später von Smith dargestellten Lohntheorie gegenüberstellt. Denn es fällt Smith nicht ein, zu behaupten, vom Arbeitsprodukt würden zwei gesetzmäßig bestimmte Größen genommen, und alles Übrigbleibende, ob groß oder klein, sei Arbeitslohn, sondern er will einfach zeigen, wie das Arbeitsprodukt allmählich auch von anderen als den Arbeitern in Anspruch genommen wurde. Nach was sich dann diese Verteilung richtet, das wird eben im folgenden gezeigt. Auch bei Ricardo will Hammacher (Marxismus, S. 551, 554) eine derartige, mit seiner eigentlichen Lohnlehre in Widerspruch stehende „Abzugstheorie" sehen; doch weiß ich nicht, aus welcher Stelle Ricardos Hammacher die Berechtigung zu dieser seiner Ansicht schöpft.

[3] Stöpel I, S. 89. Wealth of Nations, S. 49.

[4] Zwiedineck-Südenhorst, S. 94.

[5] So besonders Wealth of Nations, S. 42, 48, 49.

[6] Ricardo, Principles, S. 71.

[7] Wohl aber Malthus, Principles of political economy, S. 224.

stellung des natürlichen und Marktpreises der Waren ist Smith' Terminologie durchaus nicht konsequent und glücklich. Es wird denn auch von Adam Smith im weiteren Verlauf, im achten Kapitel, in dem er seine Lohntheorie darstellt, nicht mehr vom „natürlichen Arbeitslohn" gesprochen. Trotzdem war es, schon mit Rücksicht auf die Ricardosche Terminologie, notwendig, der Bedeutung des Wortes „natürlicher Arbeitslohn" bei Adam Smith genauer nachzuspüren.

Wir sprechen also im folgenden einfach von Arbeitslohn, müssen aber zuerst Smith' Stellung zum Bevölkerungsproblem darlegen. Mit dem Lohnproblem, wie es die Klassiker auffaßten, ist nämlich das Bevölkerungsproblem aufs innigste verknüpft; seine Auffassung ist grundlegend für die der Lohnbildung. Daher sei zunächst Adam Smith' Stellung zu dieser Frage berührt; zwei Sätze insbesondere dienen dazu, sie zu beleuchten: Einmal der schon ganz an Malthus anklingende, dessen „Essay of the Principle of population" freilich erst 22 Jahre nach dem „Wealth of Nations", 8 Jahre nach Adam Smith' Tode erschien:

„Jede Tiergattung vermehrt sich naturgemäß im Verhältnis zu den Mitteln ihres Unterhalts, und keine Gattung kann sich jemals darüber hinaus vermehren" [1].

Und der andere: „Die reichliche Belohnung der Arbeit ist mithin ebensowohl die Wirkung des zunehmenden Reichtums wie die Ursache der zunehmenden Volksmenge" [2].

Die Vermehrung oder Verminderung der Bevölkerung ist also abhängig von der Lohnhöhe und diese von den Fonds. Die Mittel, durch welche das Gleichgewicht immer wieder hergestellt wird, sind vor allem Mangel und Hunger; als deren Folgen treten auf einerseits Sterblichkeit, und zwar besonders Kindersterblichkeit, andererseits geringere Häufigkeit der Eheschließung [3]. Allerdings hat schon Smith die Beobachtung gemacht, daß in wohlhabenden Familien die Kindererzeugung eine geringere ist als in armen; aber dies wird nach seiner Meinung mehr als kompensiert durch die um so größere Kindersterblichkeit bei den armen Familien [4]. Je ärmer ein Volk, desto weniger kann es seine Kinder aufziehen, bis es schließlich zur Kinderaussetzung wie in China gelangt [5]. Unter den angeführten Mitteln ist die durch Mangel hervorgerufene Kindersterblichkeit das wirksamste.

So wird die Erzeugung der Menschen durch die Nachfrage

[1] Stöpel I, S. 110. Wealth of Nations, S. 62.
[2] Stöpel I, S. 112. Wealth of Nations, S. 63.
[3] Wealth of Nations, S. 56, 61 ff.
[4] Wealth of Nations, S. 61.
[5] Wealth of Nations, S. 55.

nach Menschen, d. i. nach Arbeitern, geregelt[1]. Und zwar geschieht dies vermittelst des Preises der Arbeit, d. i. des Arbeitslohns. Dieser wird also bestimmt zunächst durch die Nachfrage, weiterhin aber auch durch das Angebot von Arbeitern. Er steigt bei zunehmender Nachfrage, wenn die Meister einander überbieten. Aber diese Nachfrage kann nur im Verhältnis zu den Fonds wachsen, aus welchen die Bezahlung des Lohnes erfolgt; sie wächst aber auch notwendig mit ihnen, also mit der Zunahme des Einkommens und Kapitals eines Landes überhaupt, mit der Zunahme des Nationalwohlstandes[2].

Hier haben wir also einen Ansatz zum Lohnfonds, der auch die Veranlassung gibt, daß Smith bisweilen unter die Lohnfondstheoretiker eingereiht wird. Ob man das tun will, hängt ganz von engerer oder weiterer Auffassung der Lohnfondstheorie ab. Zählt man jeden als Anhänger dieser Theorie, der für die Höhe des Arbeitslohns die in einem Lande befindlichen Kapitalien maßgebend sein läßt, so gehört eine sehr große Zahl von Nationalökonomen dazu. Diese Zahl schmilzt aber schnell zusammen, wenn man das Wesen der Lohnfondstheorie darin findet, daß sie einen ganz bestimmten, festen, abgegrenzten Teil des Kapitals als lohnbestimmend ansieht. Smith' Stellung ist allerdings nicht völlig klar. Denn zunächst spricht er von den Fonds in der Weise, daß schwerlich andere als nur diejenigen darunter gemeint sein können, welche zum direkten Kauf von Arbeit — sei es produktiver oder unproduktiver — bestimmt sind. Aber im folgenden identifiziert er doch die Zunahme der Nachfrage nach Lohnarbeitern mit der Zunahme des Einkommens und Kapitals eines Landes überhaupt[3]. Immerhin scheint aber auch aus diesen Sätzen, weiterhin aus Smith' ganzer Lohnlehre im allgemeinen hervorzugehen, daß er an einen von dem übrigen Kapital klar abgegrenzten Lohnfonds nicht dachte.

Das Angebot wird durch die Masse der Lohnarbeiter dargestellt. Je größer die Zahl der Arbeitsuchenden im Vergleich zur Nachfrage, umsomehr muß der Lohn sinken; aber es gibt einen bestimmten Punkt, unter den er auf die Dauer nicht sinken kann: Der Lohn muß zumindest das Existenzminimum — necessary maintenance — gewähren; und zwar dürfte Adam Smith darunter wohl kaum mehr als das rein physische Existenzminimum verstehen, d. i. das Mindestmaß dessen, was ein Mensch zum Leben braucht ohne umzukommen. Es genügt aber nicht, daß der Arbeiter allein von seinem Lohne leben kann, er muß auch eine Familie aufziehen können, soll nicht

[1] Wealth of Nations, S. 62.
[2] Wealth of Nations, S. 53.
[3] Wealth of Nations, S. 53.

die Arbeiterschaft aussterben. Es begreift demnach Adam Smith unter Existenzminimum die zum Lebensunterhalt eines Mannes unbedingt notwendigen Mittel, und weiterhin auch die für den Unterhalt der Familie insoweit notwendigen Mittel, daß die Bevölkerung weder zu- noch abnimmt [1]. Vermöge dieses Minimums wird sich die Bevölkerung — die Nachfrageseite als gleichbleibend vorausgesetzt — auf derselben Höhe halten. Denn sowie sie sich vermehrte, wäre ein erhöhtes Angebot herbeigeführt; dadurch würde der Lohn unter das Minimum sinken. Es müßten dann Mangel und Hunger die Bevölkerung verringern, bis das Angebot wieder kleiner würde; die Löhne könnten nun wegen der Konkurrenz der Arbeitgeber wieder steigen, und es wird der Gleichgewichtszustand eintreten, wenn nicht die Löhne wieder zu hoch hinaufschnellen und den Fortgang des Wechselspiels bedingen.

So würden sich nach dem Smithschen System die Lohnschwankungen verhalten, wenn die Nachfrageseite stets gleich bliebe. Das ist aber gerade nach Adam Smith durchaus nicht der Fall. Der Nationalwohlstand eines Landes kann zunehmen, er kann sich gleichbleiben oder abnehmen, immer wird zugleich die Nachfrage nach Arbeit wechseln. Bei der Schilderung vom Mechanismus des sich selbst regulierenden Angebots war an ein Land mit gleichbleibenden Fonds gedacht. Adam Smith hatte als Beispiel eines solchen Landes das China seiner Zeit aufgestellt [2]. Viel schrecklicher muß natürlich die Entwicklung sein, wenn die für den Unterhalt bestimmten Fonds abnehmen. Dann wird der Tod nicht bloß die Aufgabe haben, die Zahl der arbeitenden Bevölkerung vor Vermehrung zu bewahren, sondern er muß vielmehr ihre Zahl im Verhältnis zur gesunkenen Nachfrage vermindern. So in Bengalen, wo 3—400 000 in einem Jahre Hungers starben [3].

Ganz anders wenn die Fonds zunehmen. Dann können die Löhne dauernd über dem Existenzminimum stehen. Die Bevölkerung wird sich stark vermehren, und kann dennoch, da sie leicht und zu gutem Lohn Beschäftigung findet, in behaglichem Wohlstand leben. In solch glücklicher Lage befand sich Nordamerika, und auch in England stand der Lohn über

---

[1] Wealth of Nations, S. 52. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die Hereinziehung der Familie der Begriff des Existenzminimums etwas an Klarheit eingebüßt hat. Zwiedineck-Südenhorst, S. 95, spricht deshalb von zwei Minima bei Adam Smith; das eine umfaßt das zum Leben des einzelnen Arbeiters, das andere das zur Erhaltung des Arbeitergeschlechts Notwendige. — Die Lebensbedürfnisse — necessaries —, von denen Adam Smith in der Steuerlehre (S. 691 ff.) spricht, umfassen offenbar mehr als das hier besprochene physische Existenzminimum.

[2] Wealth of Nations, S. 55.

[3] Wealth of Nations, S. 56.

dem Existenzminimum [1]. Die Smithsche Auffassung der Lohnbewegungen ist also, wenigstens für unsere Zeit, nicht pessimistisch. Ein reichlicher Lohn ist sehr wohl möglich, er wird bei wachsendem Nationalreichtum stets eintreten und ist sein natürliches Merkmal [2]. „Sicherlich kann keine Gesellschaft blühend und glücklich sein, deren meiste Glieder arm und elend sind" [3].

Adam Smith legt Wert auf die Feststellung, daß es nicht auf die absolute Höhe der Fonds eines Landes ankommt, sondern darauf, ob diese Fonds gleichbleiben, zu- oder abnehmen [4]. Denn da die Menschheit die Tendenz hat, sich zu vermehren, so würde ein gleichbleibender Fonds, wenn er auch sehr groß wäre, doch bald als zu klein sich erweisen.

Nun aber hat jedes Land gewisse Grenzen, über die hinaus eine Kapitalvermehrung nicht mehr möglich ist. Wenn es „den vollen Reichtum erworben hat, den es vermöge der Natur seines Bodens und Klimas und vermöge seiner Lage gegen andere Länder erwerben kann" [5], so muß der Lohn sinken, bis er auf das Existenzminimum kommt. Smith meint allerdings, daß bis jetzt vielleicht noch kein Land zu diesem Grad der Wohlhabenheit gekommen sei [6]. Doch scheine sich Holland diesem Zustand zu nähern [7]. Als ein niedrigeres Maximum stellt sich das volle Maß des Reichtums dar, das sich mit der Natur der Gesetze und Einrichtungen eines Landes verträgt, wenn nämlich diese die Entwicklung des Landes aufhalten. So in China [8]. Die Auffassung von den dem Wohlstand jeden Landes gesetzten natürlichen Grenzen wirft einen düsteren Schatten auf Adam Smith' ganze Lehre. Mag es einem fleißigen Volke lange Zeit hindurch noch so gut gehen und sein Wohlstand sich mehren, schließlich kommt doch einmal der Zeitpunkt, in welchem die Zunahme aufhört und der Zustand niedrigster Löhne eintritt.

Wir haben gesehen, daß die betrachteten Lohnschwankungen ohne Zutun der Arbeiter sich vollziehen. Den Versuchen der Arbeiter, durch gemeinsames Auftreten ihre Lage zu verbessern, mißt Adam Smith keine große Bedeutung bei; er ist der Ansicht, daß beim Ringen um die Lohnhöhe zwischen Meistern und Arbeitern die Meister im Vorteil sind; die Koalitionen, diese „lärmenden Verbindungen", bringen den Arbeitern sehr

---

[1] Wealth of Nations, S. 53, 54, 57 ff.
[2] Wealth of Nations, S. 56.
[3] Stöpel I, S. 109. Wealth of Nations, S. 61.
[4] Wealth of Nations, S. 53.
[5] Stöpel I, S. 131. Wealth of Nations, S. 73.
[6] Wealth of Nations, S. 74.
[7] Wealth of Nations, S. 75.
[8] Wealth of Nations, S. 74.

selten einen Nutzen [1] — Ansichten, die für die damalige Zeit mit ihren gegen die Koalitionen gerichteten Gesetzen nicht unbegründet waren.

Will man Adam Smith' Theorie in einem Satz zusammenfassen, so wird man sagen: Der Lohn wird bestimmt vermittelst der Konkurrenz durch Nachfrage und Angebot, die ihrerseits durch die wechselnden Fonds und das feststehende Existenzminimum geregelt werden.

In diesen Rahmen fügt sich auch die Stellung ein, die Smith den Lebensmittelpreisen in der Preisbildung auf dem Arbeitsmarkt zukommen läßt. Wo überhaupt der Arbeitslohn durch die Lebensmittelpreise verändert wird — es ist dies nicht immer der Fall [2] —, geht dieser Einfluß dahin, daß der wirkliche Preis der Arbeit und sogar auch der Geldlohn in Jahren der Fülle — also bei billigen Nahrungsmitteln — steigt, in Notjahren — also bei Teuerung — sinkt [3]. Dies steht ganz im Einklang mit Smith' ganzer Theorie; denn in wohlfeilen Jahren ist ja der Lohnfonds und somit die Nachfrage größer, in Notjahren geringer. Der Reallohn bewegt sich demnach immer umgekehrt wie die Lebensmittelpreise. Dagegen hat der Geldpreis der Arbeit auch die entgegengesetzte Tendenz in sich, mit den Lebensmittelpreisen zu steigen und zu fallen. Von ihm sprechend, sagt daher Adam Smith, daß er durch zwei Umstände bestimmt werde, durch die Nachfrage nach Arbeit und durch den Preis der Lebens- und Genußmittel [4]. Diese beiden entgegengesetzten Ursachen halten einander vielfach die Wage [5].

C. Der Geltungsbereich der Theorie.

Haben wir so im Vorhergehenden Adam Smith' Lohntheorie betrachtet, so kann diese Lehre doch erst recht klar werden, wenn wir die Voraussetzungen untersuchen, die der Autor seinen Behauptungen zugrunde legte, und so den Geltungsbereich kennen lernen, den er ihnen zuweisen wollte. Wir brauchen dabei nicht auf den Streit über Smith' Methode im allgemeinen einzugehen [6]. Sicher ist, daß sie weder rein

[1] Wealth of Nations, S. 51, 52.
[2] Vgl. Wealth of Nations, S. 57.
[3] Wealth of Nations, S. 64, 65, 67; vgl. auch S. 59.
[4] Wealth of Nations, S. 66, 67, 686.
[5] Wealth of Nations, S. 67. Aus dem Bisherigen ist zu ersehen, wie durchaus irreführend es ist, wenn Marx (Kapital, Bd. II, S. 383) den Arbeitslohn bei Smith einfach bestimmt sein läßt „durch den Wert der notwendigen Lebensmittel".
[6] Darüber Lifschitz, Adam Smith' Methode im Lichte der deutschen nationalökonomischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, S. 8, nennt Smith' Methode eine historisch-philosophische.

deduktiv, noch rein induktiv war. Sicher ist auch, daß sie, im Gegensatz zu der von J. St. Mill[1] geschilderten, von der Wirklichkeit ausging. Smith nahm nicht irgendeinen hypothetischen Zustand an, um dann von ihm aus seine Schlüsse zu ziehen, sondern er nahm die Wirklichkeit zum Ausgangspunkt, so wie sie sich ihm darstellte. Der „Volkswohlstand" sollte ein Bild der tatsächlichen Verhältnisse zeigen, aus dem sein Wesen und seine Ursachen mit all den Verkettungen des wirtschaftlichen Lebens zu ersehen waren. Im einzelnen fehlt es natürlich nicht an Isolierungen, wie das ja selbstverständlich ist[2]: Bisweilen greift wohl jeder Autor zu diesem Mittel. Und ebenso ist es eine Selbstverständlichkeit, daß in einer Untersuchung über den Volkswohlstand das Wirtschaftliche in den Vordergrund tritt.

Von der Wirklichkeit geht auch die Schilderung des Menschen aus. Adam Smith glaubte, daß die Menschen so beschaffen seien, wie er sie zeichnete. Er wollte nicht bloß einen abstrakten Menschen mit ganz bestimmten Voraussetzungen darstellen. Das geht aus dem ganzen Ton seines Buches und gerade auch aus den die Lohnfrage betreffenden Abschnitten hervor; es wird auch wohl nur wenig bezweifelt[3]. Eine andere Frage ist es, ob dieser Mensch, wie ihn Smith sich vorstellt, auch der Wirklichkeit entspricht. Als hauptsächlicher Vorwurf gegen unseren Autor wird da vorgebracht, daß die einzigen Motive, die diesen Menschen lenken, das Selbstinteresse und der Geschlechtstrieb seien[4]. Besonders an ersteres heftet sich die Kritik. Nun ist nicht zu leugnen, daß unserem heutigen Erkennen nach das Selbstinteresse zu stark[5], andere Motive zu

---

[1] J. St. Mill, System der Logik, Bd. III, S. 311 ff.

[2] Vgl. Neumann in Conrads Jahrbüchern, 3. Folge, Bd. XVII, S. 158.

[3] Vgl. Hasbach, Untersuchungen über Adam Smith, S. 397 ff., wo insbesondere festgestellt wird, daß das Selbstinteresse Adam Smith als ein auf induktivem Wege nachgewiesener Trieb der menschlichen Natur, und nicht etwa als eine freigewählte Prämisse galt.

[4] Vgl. Brentano, Die klassische Nationalökonomie, S. 4, wo dies von Smith und der ganzen klassischen Schule überhaupt behauptet wird; ferner Hildebrand, Die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft der Nationalökonomie (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. I, S. 7, 20); weiter Knies, Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte, S. 223, 229, 271. Alle diese Äußerungen sind durchaus nicht gleich zu setzen, vielmehr handelt es sich bei den einzelnen Autoren um Verschiedenheiten der Formulierung, die gar nicht bedeutungslos sind, auf die näher einzugehen aber hier nicht der Ort ist.

[5] So z. B. wenn Smith behauptet, daß das Verlangen, unsere Lage zu verbessern, uns unausgesetzt von der Wiege bis zum Grabe begleite (Wealth of Nations, S. 263), oder wenn er die Rücksicht auf den Gewinn als den einzigen Beweggrund hinstellt, „der den Besitzer eines Kapitals bestimmt, es im Ackerbau, in der Industrie oder in irgendeinem Zweige des Groß- oder Kleinhandels anzulegen". Wealth of Nations, S. 289.

wenig betont sind, aber ganz außer Acht gelassen sind letztere doch nicht. In der „Theorie der sittlichen Gefühle" nimmt Adam Smith als Grundtriebe der menschlichen Natur das Wohlwollen und die Selbstliebe an [1]. Er polemisiert da sogar mehrfach gegen diejenigen, die alles menschliche Handeln aus der Eigenliebe herleiten wollen [2]. Daß Smith diese Anschauung auch später nicht gewechselt hat, wird vor allem daraus bewiesen, daß er selbst in der letzten, 1790 — also lange nach dem Wealth of Nations — erschienenen Auflage der „Theory", in der er noch so manche Ergänzungen anbrachte und ausdrücklich auf den Zusammenhang mit dem Wealth of Nations hinwies, doch nichts auf diese Frage Bezügliches geändert hat [3]. Ja es findet sich gerade unter diesen Zusätzen u. a. folgende Stelle: „Der Weise und Tugendhafte ist es zu allen Zeiten zufrieden, daß sein eigenes Privatinteresse dem öffentlichen Interesse des spezielleren Standes, dem er angehört, aufgeopfert werde . . . Er würde es daher ebenso zufrieden sein, daß alle diese untergeordneten Interessen dem größeren Interesse des Universum . . . aufgeopfert werden" [4]. Aber auch im „Wealth of Nations" finden sich genug Stellen, die auf andere Motive als das Selbstinteresse Bezug nehmen [5]. Nur einige Beispiele: Unter den Meistern gibt es nachgiebige und harte [6]; nicht nur die Eingebungen der Vernunft, sondern auch die der Menschlichkeit kommen für sie in Betracht [7]. Und wenn er an einer Stelle ausspricht, daß das klare Interesse der einzelnen eine sehr mächtige Triebfeder sei [8], so liegt darin wohl enthalten, daß es noch andere Triebfedern geben muß. Am deutlichsten aber spricht wohl der Satz, in welchem Smith von einem Manne redet, der all sein Einkommen für seine eigene Person ausgibt. Diese Art des Aufwandes, meint er, zeugt „oft nicht nur von kleinlichen, sondern auch von niedrigen und selbstsüchtigen Anlagen" („not only a trifling, but a base and selfish disposition)[9]. Wer in solcher Weise von der Selbstsucht spricht, wer einzelne Menschen wegen Selbstsucht tadelt, der hat gewiß nicht die Meinung gehabt, die Selbstsucht sei neben dem Geschlechtstrieb das einzige Motiv für den Menschen.

[1] Theorie der sittlichen Gefühle, Bd. I, S. 338. Oncken, Das Adam-Smith-Problem (Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1898, S. 104).

[2] Theorie der sittlichen Gefühle, Bd. I, S. 367, S. 403: „Die Sympathie kann nie als ein selbstisches Prinzip betrachtet werden".

[3] Zeyß, Adam Smith und der Eigennutz, S. 19. Oncken, Das Adam-Smith-Problem, S. 101 ff. Ähnlich Pesch, Bd. I, S. 260.

[4] Theorie der sittlichen Gefühle, Bd. II, S. 142.

[5] Vgl. auch Hasbach, Untersuchungen, S. 396. Held, Zwei Bücher, S. 159.

[6] Wealth of Nations, S. 60.

[7] Wealth of Nations, S. 64.

[8] Wealth of Nations, S. 260.

[9] Stöpel II, S. 103. Wealth of Nations, S. 269.

Und zu allem hin wird das Wohlwollen gleich am Anfange des ersten Buches ausdrücklich erwähnt [1]. Gewiß ist es aber richtig, daß Adam Smith dem Selbstinteresse gerade im Wirtschaftsleben eine besonders wichtige Rolle einräumt [2], auch daß er es im „Volkswohlstand" sehr stark betont hat [3]. Das konnte er sich um so mehr leisten, als er ja in seinem früheren Werk jedem Trieb seine Stellung angewiesen hatte: Eigenliebe und Wohlwollen stehen da nebeneinander.

Sieht man genauer zu, so mag man freilich erkennen, daß trotz allen Beteuerungen im tiefsten Grunde doch die Selbstliebe das treibende Motiv ist, daß von ihr auch die „wohlwollenden" Triebe gespeist werden. Das hat schon Adam Smith' Kommentator Kosegarten gemerkt [4]. Damit ist die Existenz des Wohlwollens und seine etwaige Bedeutung für das Wirtschaftsleben aber natürlich nicht geleugnet.

Der Trieb, von dem weiterhin die menschlichen Schicksale gelenkt werden, ist der Geschlechtstrieb. Er erscheint nach Adam Smith in seinen Wirkungen, wenigstens bei den unteren Klassen, allgewaltig. Bei den oberen Klassen hat Smith allerdings die Beobachtung gemacht, daß die Kindererzeugung eine geringere ist [5]; aber die arme Bevölkerung hat notwendig die Tendenz, sich im Verhältnis zu den Unterhaltsmitteln zu vermehren. Die Nachfrage nach Menschen regelt notwendig auch die Erzeugung der Menschen [6]. An die Möglichkeit, daß die Bevölkerung durch Enthaltsamkeit, durch Vorsicht in Eheschließung und Kindererzeugung ihr Wachstum selbst reguliere, wie es später Malthus, Ricardo, J. St. Mill und viele andere gefordert haben, scheint Smith nicht zu denken. Vielleicht hielt er sie für ausgeschlossen. Wir werden bei Besprechung der genannten Autoren sehen, daß Smith den Geschlechtstrieb nicht ganz richtig aufgefaßt hat; er sieht ihn und die durch ihn bedingte Vermehrungstendenz zu mächtig und zu gleichmäßig.

So bemerken wir, daß die Menschen bei Adam Smith zwar in erster Linie von zwei Trieben geleitet werden, vom Selbstinteresse und dem in seinen Augen vielleicht noch mächtigeren Geschlechtstrieb, den er den von Natur wütigsten von allen nennt [7]; wenn diese, speziell das Selbstinteresse, mehr

---

[1] Wealth of Nations, S. 11; Zeyß, S. 88 ff.

[2] Zeyß, S. 61 ff. Vgl. die eben zitierte Stelle Wealth of Nations, S. 11.

[3] Vgl. Zeyß, S. 87, 88.

[4] Theorie der sittlichen Gefühle, Bd. I, S. 405. Pesch, Bd. I, S. 264; vgl. auch Hildebrand, S. 7, Anm. 1.

[5] Wealth of Nations, S. 61.

[6] Wealth of Nations, S. 62.

[7] Theorie der sittlichen Gefühle, Bd. I, S. 42. Vgl. Brentano. Die klassische Nationalökonomie, S. 4, 8.

in den Vordergrund treten, als wir heute es für richtig ansehen, so liegt das unzweifelhaft an einer Überschätzung dieser Triebe vonseiten Adam Smith's. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Adam Smith die anderen Motive auch kennt und berücksichtigt.

Etwas anderes ist die Frage: Welche Stellung nehmen alle diese Motive in dem von Adam Smith geschilderten Mechanismus der Lohnschwankungen ein? Sie wird dahin zu beantworten sein, daß in diesem Mechanismus Selbstinteresse und Geschlechtstrieb die wesentlichen, und zwar die einzigen wesentlichen Motive sind; denkt man sich eines von ihnen weg, so könnten die Lohnschwankungen nicht nach dem Smithschen Schema vor sich gehen. Die anderen Motive sind zwar vorhanden, aber für den Gang nicht wesentlich; sie sind vergleichbar mit Reibungs- und Luftwiderstand oder mit dem Rost, der an der Maschine frißt. Ihre Erwähnung und Besprechung ist vor allem notwendig für den, der ein Bild von der Wirklichkeit geben will.

Nicht zu leugnen ist, daß die Verschiedenheit der Menschen ihrer Anlage nach bei Adam Smith, entsprechend dem Geiste seiner Zeit, sehr gering eingeschätzt wird [1]. In gewissem Zusammenhang mit dieser Anschauung steht die Ansicht, nach welcher jeder Mensch selbst am besten erkennt, was sein Vorteil heischt [2]. Sie ist aber unserem Autor nicht in vollem Umfang zuzuschreiben. Wenigstens beschreibt Smith eingehend die übliche Überschätzung der Gewinnchancen bei manchen Berufen [3] und weist auch sonst auf die Unwissenheit der Menschen über ihr wahres wirtschaftliches Interesse hin [4]. Seine Personen handeln durchaus nicht stets nach dem wirtschaftlichen Prinzip. Da wird von Leichtsinn und Unbeständigkeit der menschlichen Natur gesprochen, aber auch von der Schwerfälligkeit, durch die der an der Scholle klebende Mensch vom Erwerbe eines höheres Lohnes abgehalten wird [5]. Die Bedeutung des Herkommens, der Volksgebräuche und Gewohnheiten ist auch Adam Smith nicht unbekannt; er führt sogar ein klassisches Beispiel dafür an [6]. Und wenn bei der Wahl der Kapitalsanlage der Mensch der Landwirtschaft den Vorzug gibt, so treibt ihn nicht nur die Aussicht auf sicheren Gewinn dazu an, sondern auch die Schönheit der Gegend, die

---

[1] Wealth of Nations, S. 12.

[2] vgl. Brentano, die klassische Nationalökonomie, S. 4. Namentlich die Ausführungen Wealth of Nations, S. 77, sind scheinbar geeignet, Brentano Recht zu geben.

[3] Wealth of Nations, S. 83 ff.

[4] So Wealth of Nations, S. 101.

[5] Wealth of Nations, S. 58.

[6] Wealth of Nations, S. 92, 93.

Freuden des Landlebens und die Ruhe des Gemüts sind für ihn Beweggründe [1]. Immerhin aber wird das wirtschaftliche Prinzip von den Smithschen Menschen doch in höherem Grade befolgt als es wohl tatsächlich der Fall ist.

Daß die Interessen der verschiedenen Klassen immer die gleichen seien, oder daß das Privatinteresse stets mit dem öffentlichen zusammenfalle, hat Smith nicht gelehrt; vielmehr sprechen viele Stellen gegen eine solche Auffassung [2].

Wir haben jetzt gesehen, wie der Mensch beschaffen ist, den der Verfasser des „Volkswohlstandes" sich als Objekt seiner Lohntheorie vorstellt. Nun gilt es zu untersuchen, auf welche Zeiten und Wirtschaftsformen sich diese Theorie erstreckt. Hat Adam Smith damit ein für alle Zeiten und Verhältnisse gültiges System aufstellen wollen, oder galt seine Theorie nur für die damalige Zeit, oder war sie berechnet für ein erträumtes Zukunftsideal vollkommener wirtschaftlicher Freiheit? Einen Anhaltspunkt für die Beantwortung dieser Fragen finden wir gleich im Beginn des Kapitels über den Arbeitslohn [3]: Hier wird der „original state of things" als ein Zustand beschrieben, in welchem es zwar weder Bodenaneignung noch Kapitalienansammlung, wohl aber Privateigentum und auch Tausch [4] geben konnte. In dieser Zeit gehörte das ganze Arbeitsprodukt dem Arbeiter, der für sich, nicht für einen Meister arbeitete. Dabei kann man nicht von einem eigentlichen Arbeitslohn im Sinne des jetzigen Sprachgebrauchs reden. Bedingung für diesen ist vielmehr, daß die Arbeit von Kapital und Grundbesitz getrennt sei, mit anderen Worten, daß den mehr oder weniger besitzlosen Arbeitern die Kapitalisten gegenüberstehen. Aber auch wenn der Boden im Privateigentum sich befindet und Kapitalien angesammelt sind, kann man nicht immer von einer eigentlichen Lohnfrage sprechen; sie kommt z. B. bei der Sklavenarbeit nicht in Betracht. Es mußte vielmehr der — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — freie Arbeiter vorhanden sein.

Ein freier Arbeiter und ein Arbeitslohn kann aber unter recht verschiedenen Wirtschaftssystemen vorkommen. Soll nun für alle diese Systeme die Smithsche Lohntheorie gelten? Wir finden darüber Aufklärung vor allem in Kapitel 10, Teil 2 des ersten Buches [5]. Da stellt Adam Smith die Ungleichheiten im Lohn — also die Abweichungen von seiner Theorie — zusammen, welche durch die europäische Wirt-

[1] Wealth of Nations, S. 291, 292.

[2] Zusammengestellt bei Knies, Die politische Ökonomie, S. 224 ff. Zeyß, S. 99 ff.

[3] Wealth of Nations, S. 49.

[4] Diesen allerdings nur selten, vgl. Wealth of Nations, S. 207.

[5] Wealth of Nations, S. 93 ff.

schaftspolitik seiner Zeit veranlaßt sind. Solche Abweichungen werden einmal hervorgebracht durch Maßregeln, welche eine Verringerung der Konkurrenz bezwecken und somit lohnsteigernd wirken, also vor allem die Zunftstatuten [1] mit ihrer Beschränkung der Lehrlingszahl, mit ihrer langen Lehrzeit und anderen Bestimmungen; in ähnlicher Richtung wirken die Zölle [2]. Andere Maßregeln vermehren wieder die Konkurrenz; sie wirken also lohnmindernd. Dahin gehört besonders die unentgeltliche Ausbildung für einen Beruf, wie sie namentlich den Geistlichen zuteil wird [3]. Endlich wird die Bewegungsfreiheit und somit das Zuströmen der Arbeiter nach der besten Arbeitsgelegenheit in höchstem Maße durch die englische Armengesetzgebung verhindert [4].

Alle diese Maßregeln wirken der natürlichen Preisbildung auf dem Arbeitsmarkt entgegen, indem sie in künstlicher Weise das Angebot senken oder heben. Daß Adam Smith sie im Zusammenhang mit seinem ganzen individualistischen System verwirft, ist leicht begreiflich [5]. Übrigens steht er bekanntlich dem Staat und seiner Einflußsphäre noch viel freundlicher gegenüber als Ricardo oder gar die Manchesterleute.

Man muß aber nun nicht glauben, daß unter der Herrschaft solcher Maßregeln die Lohngesetze zu wirken aufhören. Ihre Ursache bleibt ja bestehen; die Maßregeln, die der Staat ergreift, können höchstens die Wirkungen bis zu einem gewissen Grad oder ganz kompensieren. In vollem Maße werden allerdings die Lohngesetze nur in einem wirtschaftlich freien Staate sich auswirken.

Weiterhin ist zu untersuchen, auf welche Klassen von Arbeitern Adam Smith seine Lohntheorie ausgedehnt wissen will. Im achten Kapitel spricht er ziemlich allgemein von Arbeitern; sollte Smith, der scharfsinnige Beobachter, seine Ideen über Existenzminimum und Bevölkerungsvermehrung auch auf die höchstqualifizierten Arbeiter angewendet wissen wollen, oder sollte er überhaupt keine Unterschiede zwischen den verschiedenen Lohnklassen kennen? Das zehnte Kapitel bringt die Lösung. Er leitet es ein mit der seinem individualistischen System entsprechenden, verblüffend einfachen Bemerkung, daß im ganzen die Vor- und Nachteile

[1] Wealth of Nations, S. 93. Die Zunftgesetze können aber unter Umständen auch lohnmindernd wirken. Ebenda S. 48.

[2] Wealth of Nations, S. 101.

[3] Wealth of Nations, S. 103 ff.

[4] Wealth of Nations, S. 108 ff.

[5] Doch macht er auch Ausnahmen, so, wenn er die Ansicht äußert (S. 106), daß die Überfüllung der gelehrten Berufsarten wegen der Stiftungen und der dadurch verursachte niedrige Lohnsatz eher vorteilhaft als schädlich für die Allgemeinheit sei.

bei den verschiedenen Verwendungen von Arbeit in der nämlichen Gegend entweder ganz gleich sein müssen oder doch beständig nach Ausgleichung streben, wenigstens in einer Gesellschaft, in der vollkommene Freiheit waltet. Denn wäre eine Arbeit günstiger gestellt, so würden sich sofort so viele Leute dazu drängen, daß ihre Vorteile bald auf das Niveau der übrigen kämen [1].

Aber die Gesamtheit der Vor- und Nachteile einer Arbeit liegt nicht nur im Lohn begründet; viele andere Umstände gehören da noch dazu, die Adam S m i t h mit großem Scharfsinn zusammengetragen hat; so führt er an [2]:

1. Die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Geschäfte selbst: Je unangenehmer eine Arbeit, desto größer muß das Entgelt sein.

2. Die Leichtigkeit und Wohlfeilheit oder die Schwierigkeit und Kostspieligkeit, sie zu erlernen.

3. Die Beständigkeit oder Unbeständigkeit der Arbeit in ihnen.

4. Das geringe oder große Vertrauen, das man auf die Leute setzen muß, die das Geschäft ausüben.

5. Die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges in ihnen.

Durch alle diese fünf Umstände sollen die Arbeiter der einen Kategorie denen der anderen in der Gesamtheit der Vor- und Nachteile gleichgestellt sein. Doch geht diese Gleichstellung von verschiedenen Gesichtspunkten aus und hat bald die Individuen, bald die Klassen vor Augen. So kann man bei Punkt 1 wohl sagen, das einzelne Individuum der Arbeiterkategorie, welche bei größerer Beschwerde höheren Lohn erhält, sei den Individuen der Kategorie gleichgestellt, welche bei minderer Beschwerlichkeit niedrigeren Lohn erhält. Schon in viel geringerem Maße läßt sich dies bei den folgenden zwei Punkten sagen, ganz und gar nicht aber von Punkt 4 und 5.

Punkt 5: Die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges. Ist ein Erfolg in dem betreffenden Gewerbe unwahrscheinlich, gibt es also viele, die ihr Ziel nicht erreichen, so müßte eigentlich der Lohn derer, die ihr Ziel erreichen, nicht nur ihre eigenen aufgewandten Mühen und Kosten decken, sondern auch die der anderen, welche das Ziel nicht erreicht haben. Weil freilich die Gewinnchancen von den Menschen meist zu hoch eingewertet werden, beträgt der Lohn der glücklichen Gewinner faktisch nicht so viel, aber doch jedenfalls bedeutend mehr, als bei einem Berufe, in dem im allgemeinen jeder sein Ziel erreicht. Daher erklärt sich z. B. die Höhe der

[1] Wealth of Nations, S. 76—77.
[2] Wealth of Nations, S. 77.

Anwaltsgebühren [1]. Hier will Smith natürlich nicht sagen, daß der einzelne Rechtsanwalt in der Gesamtheit der Vor- und Nachteile dem einzelnen Schuster gleichgestellt sei, sondern daß die Klasse der Rechtsanwälte und derer, die Rechtsanwälte hätten werden wollen, es aber nicht dazu gebracht haben, der Klasse der Schuster gleichzustellen sei. Man wird diese Gleichstellung heute kaum mehr gelten lassen; noch mehr aber wird es uns befremden, daß Adam Smith unter Punkt 4 die Schwankungen des Arbeitslohns je nach dem geringeren oder größeren Vertrauen anführt, das in den Arbeiter gesetzt werden muß [2]. Es ist ja freilich psychologisch nicht unbegreiflich, daß man einem Vertrauensmann eine größere Belohnung zuteil werden läßt, ebenso daß man einem schon wohlhabenden Mann leichter seine Schätze anvertraut als einem armen Teufel, der nichts zu verlieren hat. So läßt sich allerdings die Ungleichheit im Lohn erklären; unerfindlich aber ist es, wie Smith darin eine Gleichheit in der Gesamtstellung finden kann, daß der eine den höheren Lohn und das Vertrauen, der andere keines von beiden besitzt [3]. Wir sehen also, daß die Behauptung von der Gleichheit der Vor- und Nachteile nicht als erwiesen angenommen werden kann. Im letzteren Falle sind es sogar ganz unzweifelhaft nicht bloß die Individuen, sondern auch die Klassen, die ungleich gestellt sind.

Aber selbst wenn wir Adam Smith in dieser seiner Behauptung von der Gleichheit folgen wollten, hätten wir noch andere Umstände zu berücksichtigen, unter denen nach ihm selbst auch bei vollster wirtschaftlicher Freiheit diese Gleichstellung nicht eintritt [4]: So wird unter sonst gleichen Umständen der Arbeitslohn in neuen Gewerben in der Regel höher sein als in alten. Ferner kann die Gleichheit nur im gewöhnlichen, sozusagen natürlichen Zustand Platz greifen. Deshalb steigt der Lohn der Matrosen zu Kriegszeiten mit der Nachfrage, und in einem verfallenden Gewerbszweige sind umgekehrt oft besonders niedrige Löhne anzutreffen. Endlich sind außerordentlich niedrige Löhne oft da zu finden, wo die betreffende Arbeit nicht die volle Zeit des Arbeiters in Anspruch nimmt, also eine Art Nebenbeschäftigung ist — ein Grund, der heute noch bei der Hausindustrie vielfach hervortritt.

So zutreffend diese Beobachtungen aber auch sein mögen, wir können sie als Ausnahmen betrachten und zu den fünf

---

[1] Wealth of Nations, S. 82.

[2] Wealth of Nations, S. 81.

[3] Mit Recht spricht J. St. Mill hier von einer natürlichen Monopolstellung (Principles of political economy, S. 236). Ähnlich von Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen, S. 479.

[4] Wealth of Nations, S. 89 ff.

Umständen zurückkehren, durch die nach Adam Smith die Gleichheit in der Gesamtheit der Vor- und Nachteile nicht geändert wird. Wenn wir auch diese Gleichheit zum Teil bestreiten müssen, so sehen wir doch aus der ganzen Aufstellung — und das ist hier wichtig —, wie sehr Smith die Verschiedenheit der Lohnsätze kannte, und wie er davon überzeugt war, auch in einem wirtschaftlich freien Staate würde es eine lange Stufenleiter verschiedener Lohnsätze geben [1]. Auf welche Lohnklassen bezieht sich nun aber seine Lohntheorie?

Auf Seite 53 spricht Adam Smith allgemein von denen, die vom Lohn leben, und er nennt da Arbeiter, Gesellen, Dienstboten aller Art. Er pflegt seine Beispiele aus Stadt und Land zu nehmen, berücksichtigt qualifizierte und unqualifizierte Arbeit. Eine Klasse von Arbeitern muß aber besonders hervortreten: die unterste Schicht [2]. Denn der so wichtige Faktor, das Existenzminimum, berührt, im allgemeinen wenigstens, direkt nur diese. In ihren Reihen vor allem werden Mangel, Hunger und Sterblichkeit wüten, bis das Angebot gemindert ist. Freilich ergreifen diese Wirkungen auch die anderen Klassen. Denn wenn das Angebot steigt, die Nachfrage gleichbleibt oder gar fällt, so werden eben immer mehr Angehörige der oberen Lohnklassen in tiefere sinken, bis zum Existenzminimum. Das Elend der untersten Schichten wird sich auch in den höheren Schichten verbreiten [3]. Doch das bedeutungsvollste Glied bleibt immer die unterste Schicht.

Wenn wir aber nun fragen, welches diese unterste Schicht ist, so finden wir bei Adam Smith keine ganz deutliche Antwort. Wohl sagt er an einer Stelle, daß die europäische Gewerbepolitik die Arbeit aller Künstler, Handwerker und Fabrikarbeiter als gelernte Arbeit betrachte und die der ländlichen Arbeiter als gemeine Arbeit (common labour) [4]. Er spricht auch vom „gemeinen Arbeiter" im Gegensatz zu den anderen eben genannten Kategorien und sagt, daß in Europa der Lohn der letzteren, das ist der städtischen Arbeiter, etwas höher ist als der der ersteren, d. h. der ländlichen Arbeiter. Trotzdem glaube ich, daß Smith unter der untersten Schicht

[1] Es ist aus dem Vorhergehenden wohl ohne weiteres ersichtlich, wie unrichtig Brentanos allgemeine Behauptung (Die klassische Nationalökonomie, S. 11) ist, die klassische Nationalökonomie setze eine einheitliche Arbeiterklasse voraus. Auch Schönberg (Artikel „Arbeitslohn" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Auflage, Bd. I, S. 868) wirft der „physiokratisch-Smithschen" Richtung vor, die Existenz vieler Lohnklassen sei von ihr nicht beachtet worden.

[2] In einer Stelle (Wealth of Nations, S. 686) bezieht Smith sich speziell auf die „inferior classes of workmen" für die Geltung seiner Lohntheorie.

[3] Ausgeführt hat dies Adam Smith nur für den Fall der abnehmenden Fonds. Wealth of Nations, S. 56.

[4] Wealth of Nations, S. 78.

die jeweils in der betreffenden Umgebung am schlechtesten bezahlte meint, also nicht nur die ländlichen Arbeiter, sondern auch die schlechtest entlohnte Klasse der städtischen Arbeiter. Denn unter den Beispielen, die er bringt, finden sich unterschiedslos bald städtische, bald ländliche Arbeiter der untersten Klasse. Er vergleicht auch eigens den Preis gemeiner Arbeit in Städten und auf dem Lande [1]. Also kann er darunter nicht bloß die ländliche Arbeit verstehen. So jedenfalls in England. Was Adam Smith in anderen Ländern unter der untersten Schicht versteht, darüber spricht er sich nicht aus. Er scheint aber auch Selbständige mitunter einzurechnen [2]. Sie können ja unter Umständen ebenfalls zur untersten Klasse der „labouring poors" gehören. Das ist dann freilich, streng genommen, nicht mehr „Lohntheorie". Jedenfalls sehen wir, daß, wenn auch die unterste Schicht der Arbeiter in Adam Smith' Theorie eine besondere Rolle einnimmt, sie doch nicht allein von dieser Theorie betrachtet wird. Vielmehr will unser Autor alle von ihr umfaßt wissen, die von ihrem Lohn leben [3]. Die in späteren Kapiteln so scharf geschiedene produktive und unproduktive Arbeit sind hier ebenfalls gleichgestellt, wie aus zahlreichen Beispielen erhellt.

Haben wir somit gesehen, wie nach Adam Smith die Preisbildung auf dem Arbeitsmarkt vor sich geht, unter welchen Wirtschaftssystemen sie möglich ist, inwieweit alle Klassen der Arbeiter von den Lohngesetzen ergriffen werden, so ist schließlich noch festzustellen, welche lokale Ausdehnung der Arbeitsmarkt bei Smith hat. Da sehen wir zunächst, daß Smith an einen internationalen Arbeitsmarkt nicht denkt. Es kommt ihm gar nicht in den Sinn, daß z. B. die verhungernden Chinesen mit ihren ärmlichen Löhnen den amerikanischen Arbeitsmarkt beeinflussen könnten. Die Einflüsse, von denen er spricht, machen sich zumeist innerhalb eines Staates, eines Volkes geltend, und so faßt er auch meistens ein Volk, ein Land zusammen, spricht von China im Gegensatz zu Nordamerika, von England, von Frankreich usw. Aber trotzdem kann man eigentlich bei Adam Smith auch nicht von einem nationalen Arbeitsmarkt sprechen. Die Preisbildung vollzieht sich vielmehr gesondert nach viel kleineren Wirtschaftsgebieten; am besten erhellt dies aus den Stellen, wo Smith verschiedene Arbeitslöhne für die verschiedenen

---

[1] So Wealth of Nations, S. 57. 58.

[2] So Wealth of Nations, S. 55, wo Smith über die chinesischen Handwerker spricht.

[3] „Those, who live by wages", Wealth of Nations, S. 53. Wer noch von etwas anderem zu leben hat, für den gilt die Ausnahme S. 91; vgl. Oppenheimer, Theorie, S. 411.

Gegenden Englands und Schottlands anführt[1]. Innerhalb weniger Meilen fällt der Lohn von 10 auf 8 Pence. Und der Grund: Keine Last ist so schwer von der Stelle zu bringen als der Mensch[2]. Adam Smith kennt also eigentlich einen Arbeitsmarkt nur für ein recht enges Gebiet. Damit steht natürlich nicht in Widerspruch, daß sehr viele Einflüsse auf das ganze Land, ja darüber hinaus, wirken und die Löhne beeinflussen.

Zusammengefaßt ergibt sich: Adam Smith' Lohntheorie gilt in erster Linie für den Zustand des freien Arbeitsvertrags, und zwar am vollsten in einem Lande vollständiger wirtschaftlicher Freiheit, wie es das Ideal der Klassiker war. Doch gäbe es auch in einem solchen Lande Ausnahmen. Die Theorie bezieht sich auf alle Klassen von Lohnarbeitern, mit besonderer Berücksichtigung der untersten Schicht. Die einheitliche Preisbildung erfolgt nur für ein ziemlich eng begrenztes Gebiet; doch gibt es viele Einflüsse, die gleichmäßig über das ganze Land hin auf den Arbeitsmarkt wirken.

---

[1] Wealth of Nations, S. 57, vgl. S. 77, wo die Gleichheit für die „same neighbourhood" ausgesprochen ist.

[2] Freilich denkt sich Smith diese Unbeweglichkeit zum Teil durch die englische Armen- und Ansässigkeitsgesetzgebung herbeigeführt (Wealth of Nations, S. 108 ff.); aber auch wo solche Bestimmungen fehlen, wechselt der Lohn nach Gegenden: Natürliche Grenzen scheiden die Lohnsätze deutlich voneinander. Wealth of Nations, S. 112.

II.

Das Lohnproblem bei Ricardo.

A. Allgemeines.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen für das Entstehen des Fabriksystems gegeben; die technische Möglichkeit der Massenproduktion ließ nun auch nicht mehr lange auf sich warten. Sie ergab sich aus den Erfindungen, die in dem Moment auf der Bildfläche erschienen, da die Wirtschaftsverhältnisse ihrer bedurften: Als für den durch Erfindung der Schnellschütze verbesserten Webstuhl die Weber nicht genug Garn bekommen konnten, erfand man — sukzessive in mehreren Verbesserungen — die Spinnmaschine [1]; und als nun wieder die Produktivität der Weberei zu gering ward, vervielfältigte sie der mechanische Webstuhl. Die Heranziehung des Dampfes durch James Watt stellte eine neue Kraft auf den Plan; und die neueren Arbeits- und Kraftmaschinen zusammen begründeten die englische Industrierevolution [2]. Die Herstellung der großen Menge Eisen, das nunmehr benötigt wurde, ward möglich, da die Verwendung von Koks zur Eisenerzeugung völlig gelungen war.

Noch im 18. Jahrhundert hatten sich alle diese Erfindungen in der Hauptsache vollzogen; in stets zunehmendem Maße setzte nun die Massenproduktion ein; einen Fingerzeig gibt es, wenn wir hören, daß die Einfuhr von Rohbaumwolle nach England von 1760—1830 zu mehr als 70 facher Quantität angewachsen ist [3]. Die Fabrikanten konnten in dieser Zeit gewaltig verdienen; aber auch für Grundbesitzer und Pächter waren die namentlich von 1790—1815 stark steigenden Lebensmittelpreise sehr günstig. Anders war es freilich mit den Arbeitern. Für sie hätten die steigenden Lebensmittelpreise nur dann keinen Nachteil bedeutet, wenn ihre Löhne entsprechend gestiegen wären. Davon ist aber im allgemeinen keine Rede. Wohl steigen die Nominallöhne in vielen Gewerben, doch meist nicht genügend. Weitaus am schlimmsten aber sind gerade die Gewerbe daran, in denen sich der Aufschwung vollzog. Denn der bestand ja darin, menschliche Arbeitskraft durch

[1] Vgl. Schmoller, Grundriß, Bd. I, S. 217.
[2] Steffen, Studien, Bd. II, S. 107.
[3] Steffen, Studien, Bd. II, S. 146.

Maschinen zu ersetzen; wozu früher viele Arbeiter erforderlich gewesen waren, das schaffte jetzt mit der neuen Maschine ein einziger. Es wurde Arbeitskraft überflüssig, und da die alten Lohnfestsetzungen fast überall außer Kraft waren, so sank der Lohn mit der sinkenden Nachfrage nach Arbeit. Er sank am meisten bei den Arbeitern, denen die neuen Erfindungen den Verdienst entzogen, also den Hausindustriellen; ihre Not, besonders die der Handweber, war entsetzlich; das Weberelend ist ja sprichwörtlich geworden. Aber auch die Löhne der in den Fabriken beschäftigten Arbeiter sind bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, namentlich wenn man ihre Kaufkraft in Rechnung zieht, gesunken. Wenn es z. B. vorkam, daß der Handweber von feinem Cambric, der 1798 noch 21 Shillings 6 Pence wöchentlich verdiente, im Jahre 1817 auf 7 Shillings herabgesunken war [1], so ist der Ausspruch eines neueren Forschers wohl verständlich, vom Ende des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts habe ein Arbeiterelend geherrscht, „wie es die Welt vielleicht noch nicht gesehen hatte“ [2]. Nur ein scheinbarer Gegensatz dazu, tatsächlich aber eine Folge von der Überflüssigmachung so vieler Arbeiter war es, daß die noch beschäftigten Arbeiter zu immer verlängerten Arbeitstagen angetrieben wurden [3]. Sie waren eben bei dem ungeheuren Überangebot von Händen ganz dem Kapital ausgeliefert. Die Maschine beschäftigte nicht nur eine geringere Anzahl von Arbeitern, sondern sie machte auch die handwerkliche Geschicklichkeit und Kraft überflüssig. So konnte der Fabrikherr schwächere und billigere Arbeitskräfte einstellen: Weiber, Jugendliche, Greise, Kinder, alles muß jetzt produzieren, während der eigentliche Ernährer der Familie am schwersten entsprechende Arbeit findet. War zu Adam Smith' Zeiten die Kinderarbeit in der milderen Form der Hausindustrie aufgetreten, so entfaltete sie erst jetzt in der Fabrik alle ihre Schrecken. Und seit die Industrie mit Dampf arbeitete und nicht mehr den Wasserläufen zu folgen brauchte, wurde die Arbeiterschaft in steigendem Maße in den großen Städten zusammengepfercht.

Das etwa waren die Zustände in der Arbeiterwelt, als Ricardo seine „Principles of Political Economy and Taxation“ im Jahre 1817 zum ersten Male erscheinen ließ. Freilich dürfen wir nicht erwarten, darin viel Belege für jene Schreckenszeit der Arbeiter zu finden. Nicht nur, daß Ricardos Abstraktionsmethode dies verhinderte — es lag den Schriftstellern damaliger Zeit überhaupt nicht in der Feder, sich allzuviel um das Elend des arbeitenden Volkes zu kümmern.

[1] Steffen, Studien, Bd. II, S. 20.
[2] v. Nostitz, S. 13.
[3] Marx, Kapital, Bd. I. S. 601.

Ricardo war gewiß ein wohlmeinender Mann und wünschte das Beste für sein ganzes Volk; die Vorwürfe Helds, es sei unter seiner Hand, „die rechtgläubige Nationalökonomie zu einer gefügigen Dienerin der ausschließenden Interessen des mobilen Kapitals" geworden, sind zu weitgehend[1]; aber den Kapitalistenstandpunkt ist Ricardo doch zeitlebens nicht ganz los geworden. Immerhin ist es auf die Lage der Arbeiterwelt zurückzuführen, wenn Ricardos Lohntheorie in einem düsteren Ton gehalten ist — dieser Ton ist viel pessimistischer als seine Lohngesetze selbst.

Das Bevölkerungsgesetz, auf dem Ricardos Lohntheorie ruht, geht bekanntlich auf Malthus zurück. Dieser Autor hat seinen „Essay on the principle of Population" schon 1798 erstmalig erscheinen lassen; war auch das große Arbeiterelend damals erst an seinem Beginn, so wird doch sicher der Blick auf dasselbe die Malthussche Bevölkerungslehre mit angeregt und beeinflußt haben. Das Gesetz, ohne welches die Ricardosche Lohntheorie nicht verständlich ist, lautet in seiner Quintessenz[2]:

a) Die Bevölkerung ist notwendig durch die Subsistenzmittel begrenzt.

b) Die Bevölkerung vermehrt sich stets, wo die Unterhaltsmittel sich vermehren.

c) Die Hemmnisse, welche die übermächtige Bevölkerungskraft zurückdrängen und ihre Wirkungen auf dem Niveau des Nahrungsmittelspielraums festhalten, sind sämtlich in sittliche Enthaltsamkeit, Laster und Elend auflösbar.

Aber Malthus begnügte sich nicht damit, Gesetze aufzustellen; er predigte vor allem den Arbeitern die Enthaltsamkeit von der Ehe: Aus wirtschaftlichen Gründen sollten sie weniger und später heiraten; denn so und nicht im Sinne des Zweikindersystems verstand es Malthus. Hat er damit etwas ganz Neues postuliert? Ich meine, er verlangte von dem neuen Stand der Proletarier nur, was die Besitzenden vielfach längst als selbstverständlich taten, und zwar weil es in deren Interesse lag. Besonders in der germanischen Grundbesitzerfamilie — seien es Bauern oder Adelige — konnten und wollten nur wenige Söhne — meist bloß einer — heiraten: Das Anwesen, das einer Familie die Nahrung bietet, läßt sich eben nicht so leicht für zwei fruktifizieren. Für den ohne weiteres teilbaren mobilen Besitz lagen die Gründe schon nicht so am Tage. Der Proletarier gar, der von seiner Hände Arbeit lebte, hatte — privatwirtschaftlich genommen — wenig Grund, nicht

[1] Held, Zwei Bücher, S. 176. Vgl. dazu Diehl, Erläuterungen II, S. 450 ff.

[2] Malthus, Bevölkerungsgesetz, Bd. I, S. 33. (Fassung nach der Anmerkung) vgl. Diehl, Bd. II, S. 63.

zu heiraten und Kinder hervorzubringen. Denn sein einziges Besitztum, seine Arbeitskraft, konnte an alle seine Kinder in gleicher Stärke, wie sie der Vater besessen, übergehen: Der Proletarier ist der einzige, der bei noch so vielen Kindern jedem genau so viel vermachen kann als er selbst besitzt, nämlich eine volle Arbeitskraft und ein Nichts an Gütern. Kostete auch die Aufziehung der Kinder Geld, so konnte sie dafür in der Blütezeit der Kinderarbeit auch etwas einbringen. So ist die schon von Adam Smith beobachtete Tatsache wohl erklärlich, daß gerade die tiefsten Schichten am meisten Kinder hervorbringen — natürlich spielen hier noch viele andere Ursachen mit. Da wird nun die Sorge der Sozialökonomen wohl begreiflich: sie sahen beim Heer der Proletarier eine durch kein augenfälliges privatwirtschaftliches Interesse gehemmte Vermehrungstendenz und erkannten die rauhe Selbsthilfe der Natur gegen Übervölkerung. Wollte man diese vermeiden, so mußte den arbeitenden Massen klargemacht werden, daß in letzter Linie die Beschränkung der allgemeinen Vermehrungstendenz auch im Interesse des Arbeiters liege. Das war freilich nicht leicht, so lange der Arbeiter wirklich Proletarier blieb; es machte sich aber von selbst, sowie der Arbeiter begann ein Besitzender zu werden. Und wir müssen heute unsere Besorgnis viel mehr nach der Richtung des Neomalthusianismus wenden, der, vom *alten* Malthus nicht mehr als den Namen tragend, unser Volk in seinen Wurzeln zu vergiften droht.

Die Theorien der Bevölkerungslehre gehören zu den wenigen nicht ganz rein ökonomischen Gedankengängen, deren Einfluß sich in Ricardos Principles äußert. Im allgemeinen bieten diese die reine Ökonomie. Wenn gerade im England der klassischen Zeit so vielfach die Nationalökonomen auch Philosophen und umgekehrt die Philosophen auch Nationalökonomen waren — es sei nur an Adam Smith, Hume, Bentham, die beiden Mill erinnert —, so hat der Bankier Ricardo im Gegensatz dazu bloß Nationalökonomisches produziert. Das soll kein Vorwurf sein: er spielte nur ein Instrument, aber das mit Meisterschaft. In der Philosophie war Bentham, der Utilitarier, seine Autorität [1]. Gleich ihm ist sein Ziel das größte Glück der größten Zahl, und was nützlich ist, das ist gut. Er wird nicht der Ansicht gewesen sein, daß das wirtschaftliche Interesse das einzige Motiv für das menschliche Handeln bilde, aber sicher hat es bei ihm eine sehr große Bedeutung. Das Selbstinteresse überhaupt aber liegt für Bentham und sicher auch für Ricardo allem zugrunde [2]. Aller Wohl wird am besten erreicht,

[1] Diehl, Bd. II, S. 461 ff.
[2] Held, Zwei Bücher, S. 246 ff., besonders 270.

wenn jeder möglichste Freiheit zur Durchsetzung seiner eigenen Interessen hat. Man wußte damals nur vom Segen der freien Konkurrenz und hatte keine Ahnung davon, daß volle Freiheit und Gleichheit sich mit einander schlecht vertragen. So war Ricardo natürlich Individualist und steht dem Staat viel kühler gegenüber als Adam Smith, aber immerhin nicht so ablehnend wie die Manchesterleute [1].

Ricardo starb schon 1823. Seine Grundsätze aber wurden von den verschiedensten Richtungen — Liberalen und Sozialisten — für sich ausgebeutet, und wir werden im folgenden sehen, wie besonders Karl Marx in ökonomischer Hinsicht auf Ricardo fußt.

B. Darstellung der Lohntheorie.

Ricardos Lohntheorie unterscheidet sich wesentlich von der des Adam Smith. Als Basis stellt er Definitionen vom natürlichen und vom Marktpreis der Arbeit auf. Ersterer ist der Durchschnittslohn für längere Zeitperioden; es ist der Lohn, der „notwendig ist, um die Arbeiter, einen mit dem anderen, instand zu setzen, zu bestehen und ihr Geschlecht fortzupflanzen, ohne Vermehrung oder Verminderung“ [2]. — Dieser Betrag ist vom Existenzminimum wohl zu unterscheiden; denn er ist abhängig von den Sitten und Gebräuchen des Volkes; er kann derart beschaffen sein, daß den Arbeitern verschiedene Genüsse und Behaglichkeiten ermöglicht sind [3]; wesentlich ist nur, daß durch ihn die Bevölkerung in derselben Höhe erhalten wird. Deshalb sollte man ihn aber auch nicht als „gewohnheitsmäßiges Existenzminimum“ bezeichnen, wie es zuweilen geschieht [4]. Unter Existenzminimum kann man doch nur das zur Fristung des Lebens unbedingt Notwendige verstehen, also das, was man bisweilen auch das physische Existenzminimum nennt, und zwar ist es, wenn man vom einzelnen Arbeiter spricht, das für einen Menschen Notwendige; spricht man von der ganzen Arbeiterschaft, so ist es das zur Erhaltung dieser ganzen Klasse ohne Vermehrung oder Verminderung physisch Notwendige. In letzterem Fall kommen also vor allem noch Erziehungskosten hinzu. Solch ein Existenzminimum kann zeitlich keinen oder nur höchst unbedeutenden Veränderungen unterworfen sein: schließlich verhungerte im 15. Jahrhundert ebenso wie im 19., wer zu wenig Nahrungsmittel erhielt. Örtlich ergeben sich freilich die durch das Klima bedingten Unterschiede, besonders die geringeren Bedürfnisse

[1] Diehl, Bd. II, S. 471, 473.
[2] Baumstark, S. 66; Ricardo, Prinziples, S. 70.
[3] Ricardo, Principles, S. 74.
[4] Diehl, Bd. II, S. 4 ff.

der warmen Zone, die jedoch für Ricardos Lohngesetz kaum in Betracht kommen [1]. Wo aber der natürliche Arbeitslohn einen Betrag umfaßt, der dem Arbeiter allerlei Bequemlichkeiten ermöglicht, die in früheren Zeiten unserer Geschichte für Üppigkeiten gehalten wurden [2], da kann man unmöglich mehr von einem gewohnheitsmäßigen Existenzminimum sprechen Es handelt sich hier vielmehr um ein Minimum von Bedürfnissen, deren Befriedigung durch die Arbeiter gewohnheitsmäßig erfolgt, um ein gewohnheitsmäßiges Bedürfnisminimum, das beinahe, aber nicht ganz, mit dem sogenannten „gewohnten Klassenbedarf" [3] zusammenfallen dürfte. Damit ist auch die Bedeutung des Herkommens anerkannt [4].

Das eigentliche, das physische Existenzminimum wird von Ricardo nicht ausdrücklich erwähnt; trotzdem unterscheidet J. St. Mill mit Recht bei Ricardo zwei Minima, das „physische" und das „moralische" [5]. In letzterem erkennen wir unser gewohnheitsmäßiges Bedürfnisminimum. An ersteres denkt Ricardo wohl, wenn er als Beispiel eine Arbeiterbevölkerung anführt, die bereits so niedrig steht, „daß sie nicht tiefer sinken kann" [6], oder wenn er meint, daß „im allgemeinen den Arbeitern unter dem Namen Lohn mehr zukommt als der Betrag der unbedingt notwendigen Hervorbringungskosten" [7].

---

[1] „Der Mensch braucht im Süden weniger Fleisch und Fett, keine Spirituosen, wenig oder kein Heizmaterial; seine Wohnung ist leicht herzustellen, seine Kleidung so viel billiger". Schmoller, Grundriß, Bd. I, S. 132. Vgl. Ricardo, Principles, S. 74, Anm. 1, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß besonders Torrens' letzter Satz vom gewohnheitsmäßigen Bedürfnisminimum spricht.

[2] Ricardo, Principles, S. 74. Siehe auch S. 400. Auf S. 104 ist es der gewohnte Anteil, „accustomed proportion", den die Arbeiter erhalten.

[3] Schönberg, Art. Arbeitslohn, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. I, S. 874.

[4] Diese Bedeutung des Herkommens wird heute bald in derselben Richtung gesehen, also daß die Lebenshaltung durch das Herkommen bestimmt wird (Schönberg, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. I, S. 874), bald in der entgegengesetzten, daß die Lohnziffer durch das Herkommen festgelegt ist und die Lebensführung sich nach ihr richtet. (Zwiedineck-Südenhorst S. 6).

[5] J. St. Mill, Principles, S. 209, 210.

[6] Baumstark, S. 73. Ricardo, Principles, S. 77. Wenn Zwiedineck-Südenhorst (S. 98) sagt, daß es für Ricardo kein Lohnminimum gebe, so kann man das nur insofern gelten lassen, als ja der Lohn unter Umständen unter das Existenzminimum sinken kann — allerdings nicht auf die Dauer —, das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum aber im Laufe der Zeiten Veränderungen unterworfen ist.

[7] Baumstark, S. 316. Ricardo, Principles, S. 336, Anm. 1. Freilich liegt es nahe, namentlich wegen der Ähnlichkeit der Worte mit der Definition S. 70 den „Betrag der unbedingt notwendigen Hervorbringungskosten" (the absolutely necessary expenses of production) mit dem natürlichen Preis der Arbeit zu identifizieren; aber dann stünde der Satz in Widerspruch mit der Auffassung des fünften Kapitels.

Doch hat dieses Minimum bei Ricardo weniger Bedeutung als bei Adam Smith.

Dem natürlichen Preis der Arbeit gegenüber steht der Marktpreis, der durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird, aber stets ein Streben hat, sich nach dem natürlichen Preis zu bilden [1]. Das Mittel, durch welches das Angebot bewegt wird, ist das Malthussche Bevölkerungsgesetz, das schon oben angeführt wurde. Aus ihm folgt nun allerdings nicht mit Notwendigkeit das Ricardosche Lohngesetz; hat ja doch Malthus selber, besonders in seinen „Principles", einen anderen Standpunkt vertreten, indem er vor allem auf die zur Unterhaltung der Arbeit bestimmten Mittel Wert legt, also den Lohnfondstheoretikern sich nähert, während er den natürlichen Arbeitslohn ganz anders als Ricardo definiert [2]. Aber man muß doch feststellen, daß aus der Malthusschen Lehre unzweifelhaft wenigstens die Tendenz der Löhne folgt, nach einem Minimum zu gravitieren; und so ist es denn durchaus nicht unlogisch, wenn Ricardo seine Theorie auf der Malthusschen Bevölkerungslehre aufbaut [3]. Unrichtig dürfte es sein, wenn Diehl [4] es für durchaus nicht notwendig hält, daß die Vertreter der Ricardoschen Lohntheorie die Ursache in einer Bevölkerungstendenz erblicken. Denn daß Ricardo eine solche Tendenz als wesentliches Element seiner Lehre ansieht, hat er doch wohl deutlich gesagt [5].

Das Herumpendeln des Marktpreises um den natürlichen Preis wird also bei gleichbleibenden Kapitalien durch gewohnheitsmäßiges Bedürfnisminimum einerseits, Vermehrungstendenz der Bevölkerung andererseits vermittelt. Ist der Marktpreis über dem natürlichen Preis der Arbeit, so folgt daraus Vermehrung der Bevölkerung, also Vermehrung des Angebots, daraus Sinken der Löhne, daraus Verminderung der Bevölkerung, weil die Löhne unter das Minimum gefallen sind, also verringertes Angebot, dem wieder ein Steigen der Löhne folgt [6]. Hier kann auch der Fall eintreten, daß das physische Existenzminimum in Wirksamkeit tritt: wenn nämlich die Zahl der Arbeiter dauernd nicht indirekt durch die

---

[1] Ricardo, Principles, S. 71.

[2] Malthus, Principles, S. 223 ff.; vgl. Diehl, Bd. II, S. 56. Salz, Beiträge, S. 22 ff., gibt eine ausführliche Darstellung der Malthusschen Lohntheorie.

[3] Vgl. Ricardo, Principles, S. 71. Malthus, Bevölkerungsgesetz, Bd. I, S. 28. Viel zu weit geht dagegen Oppenheimer, wenn er sagt (Theorie, S. 456), aus dem Malthusschen Bevölkerungsgesetz folge nach strenger Logik tatsächlich die Fixierung des Lohns auf das physiologische Minimum.

[4] Diehl, Bd. II, S. 53.

[5] Vgl. besonders Ricardo, Principles, S. 71, 140.

[6] Ricardo, Principles, S. 71, 144, 147.

niedrige Geburtenzahl, sondern direkt durch hohe Sterblichkeit vermindert wird. Dann steht nämlich das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum auf gleicher Höhe mit dem Existenzminimum.

Ricardo ist aber nicht so einseitig, bloß die Angebotseite ins Auge zu fassen, er beschäftigt sich auch mit der Nachfrage. Die Nachfrage steigt, wenn das Kapital eines Landes zunimmt [1]. Es ist zu bemerken, daß Ricardo meist von Kapital („Capital") im allgemeinen spricht. Immerhin kennt er auch den Begriff des speziell für die Entlohnung der Arbeit bestimmten Fonds [2]. Ist er deshalb ein Lohnfondstheoretiker? Man kann ihn dazu zählen, muß aber dann fast alle Lohntheorien als Lohnfondstheorien bezeichnen. Ricardo betrachtete den „Lohnfonds" nicht als unübersteigliche Schranke für Lohnerhöhungen [3]. Und so ist es wohl richtiger, wenn man Ricardo nicht unter die Lohnfondstheoretiker rechnet; man wird sonst leicht dazu verführt, ihn einseitig zu beurteilen. So wundert sich z. B. Salz, daß Ricardo eine Steuer auf den Arbeitslohn nur vom Kapitalisten getragen werden läßt [4]. Hat man aber die Theorie vom natürlichen Arbeitslohn und Ricardos Wertlehre vor Augen, so erscheint diese Lösung als die vom Standpunkte des Autors allein konsequente.

Die nächste Folge einer Steigerung des Kapitals und somit der Nachfrage ist ein Steigen der Löhne; und da ein solches Steigen der Löhne nach Ricardo meist eine Bevölkerungsvermehrung zur Folge hat, wird der erhöhte Wohlstand in der Bevölkerung nicht lange dauern. Immerhin ist es möglich, daß in einer fortschreitenden Gesellschaft, wenn die Kapitalvermehrung allmählich und ständig ist, der Marktsatz des Lohnes auf unbestimmte Zeit hinaus ständig über dem natürlichen Satz stehen kann [5]. Aber Ricardo scheint doch diesen Fall als eine Ausnahme anzusehen, während Adam Smith es fast als das Normale betrachtet, daß der Lohn über dem Existenzminimum steht [6]. Trotzdem wäre es natürlich ganz unrichtig, wollte man etwa aus diesem Grund Ricardo als Pessimisten dem Optimismus seines Vorgängers gegenüberstellen. Denn wie schon gezeigt, ist ja das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum, das den natürlichen Arbeitslohn bei Ricardo begründet, völlig verschieden vom physischen Existenzminimum, das den festen Punkt in Adam Smith' System abgibt. Ricardos natürlicher Arbeitslohn kann höher,

[1] Ricardo, Principles, S. 72, 75.
[2] So besonders Ricardo, Principles, S. 204, 379.
[3] Diehl, Bd. II, S. 67.
[4] Salz, Beiträge, S. 43, 44, besonders Anmerkung.
[5] Ricardo, Principles, S. 72.
[6] Wealth of Nations, S. 57 ff.

aber nicht wohl niedriger sein als das physische Existenzminimum [1]. Die Frage, ob er es für möglich halte, daß der Arbeitslohn dauernd über dem Existenzminimum stehe, würde Ricardo ganz sicher bejaht haben. Daher ist auch der Ausdruck „ehernes Lohngesetz" für Ricardos Lohntheorie wohl nicht recht angebracht. Man kann Lassalle [2], der ihn geprägt hat, vom Vorwurf der Ungenauigkeit nicht ganz freisprechen. Es ist überhaupt eine ungerechtfertigte Anschauung, zu meinen, nach der klassischen Nationalökonomie tanze der Lohnsatz allezeit um das „äußerste Minimum der Lebensnotdurft" herum [3]. Bei Ricardo speziell bewegt sich der Lohn um den natürlichen Lohnsatz, und dieser kann und wird fast immer über dem „äußersten Minimum der Lebensnotdurft" stehen.

Haben wir es bei Adam Smith abgelehnt, den Lohn von den Kosten analog dem Warenpreis herzuleiten, so können wir andererseits Ricardos Lehre als die Produktionskostentheorie des Arbeitslohns bezeichnen [4]. Nicht im Widerspruch damit steht es, wenn nach ihm in der natürlichen Entwicklung der Gesellschaft der Reallohn im allgemeinen ein Streben hat, zu sinken, weil das Angebot an Arbeitern schneller zunimmt als das Kapital [5]; denn dieses Sinken findet eben seine Grenze am natürlichen Arbeitslohn. Die sogenannte Parallelitheorie, d. h. die Lehre, daß die Arbeitslöhne für längere Zeiträume parallel mit den Getreidepreisen steigen und fallen — cheap bread, cheap labour; dear bread, dear labour — steht zunächst ganz im Einklang mit dem, was Ricardo über den natürlichen Preis der Arbeit sagt [6]. Aber dieses Steigen und Fallen ist für den Arbeiter nicht gleichgültig. Ricardo betont besonders, daß bei einer auf wachsender Bevölkerung beruhenden Erhöhung der Lebensmittelpreise die Löhne wohl erhöht werden, aber nicht in dem Maße, daß dadurch die Lage des Arbeiters eine gleiche bliebe; es werden vielmehr, obgleich die Geldlöhne steigen, die Reallöhne sinken [7]. Auf diese letztere Anschauung stützt sich die Konträrtheorie, d. h. die Lehre,

[1] Für die mehr optimistische Auffassung läßt sich auch die Stelle „Principles" S. 76 anführen, die allerdings auf den besonderen Fall eines mit Überfluß an fruchtbarem Boden begabten, früher schlecht und dann gut regierten Landes sich bezieht: „No increase in the population can be too great, as the powers of production are still greater".

[2] Lassalle, Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig (Reden und Schriften, neue Gesamtausgabe, Berlin 1893, Bd. II, S. 421).

[3] So Brentano, Die klassische Nationalökonomie, S. 12.

[4] Vgl. Ricardo, Principles, S. 373.

[5] Ricardo, Principles, S. 77.

[6] Ricardo, Principles, S. 70, 72, 92, 198, 276, 280; vgl. Diehl, Bd. II, S. 7.

[7] Ricardo, Principles, S. 77, 80.

daß Löhne und Lebensmittelpreise sich entgegengesetzt bewegen [1]. Man könnte die Sache auch so fassen: Bei steigenden Lebensmittelpreisen werden die Löhne, vom Standpunkt des Arbeitgebers aus gesehen, also seine Kosten, steigen: Parallelbewegung; vom Standpunkt des Arbeiters aus gesehen sinken sie: Konträrbewegung. Sowohl Arbeitnehmer als industrielle Arbeitgeber haben daher — im Gegensatz zu den Grundherren — ein Interesse an niedrigen Lebensmittelpreisen. Für längere Zeiträume wirkt aber jedenfalls die Parallelbewegung unter dem Einflusse des gewohnheitsmäßigen Bedürfnisminimums. Sie ist das Hervortretende bei Ricardo. Ein dauerndes („permanent") Sinken des Reallohnes wird von Ricardo ausdrücklich bestritten [2].

Übrigens ist es nicht ganz richtig, Ricardo vorzuwerfen, er habe unter den Bedürfnissen des Arbeiters nur das nach Nahrung, insbesondere das nach Getreide, beachtet [3]. Richtig ist vielmehr, daß er nur die Einflüsse der Getreidepreisschwankungen eigens dargestellt hat, weil er eben das Bedürfnis nach Nahrung als das wichtigste ansah [4] und er den Gegenstand vereinfachen wollte [5]. Daß auch die Steigerung des Preises anderer Bedürfnisbefriedigungsmittel Lohnsteigerungen verursachen kann, sagt Ricardo ausdrücklich [6]. Umgekehrt stellt er fest: Der Geldlohn der Arbeit „steigt niemals im Verhältnis des Geldpreises des Getreides, weil Getreide nur ein Teil, obgleich ein wichtiger Teil, der Verzehrung der Arbeiter ist" [7]. Hätte Ricardo in unserer Zeit gelebt, so wäre er vielleicht noch auf einiges andere, so auf die Wohnungspreise, eingegangen.

Gegen Ende von Ricardos Principles finden wir ein Kapitel über Maschinenwesen, das erst bei der dritten Auflage eingefügt wurde und, wie der Autor eigens bemerkt, im Gegensatz zu seinen früheren Ansichten steht [8]. Hatte er bis dahin geglaubt, trotz Einführung der Maschine würde die Zahl der beschäftigten Arbeiter nicht vermindert, so widerruft er nun diese Ansicht ausdrücklich und sagt, „daß die Meinung der Arbeiterklasse, die Anwendung von Maschinen sei ihren

[1] Vgl. Diehl, Bd. II, S. 9, 86 ff.
[2] Ricardo, Principles, S. 112.
[3] Vgl. Diehl, Bd. II, S. 24.
[4] „The prime necessary of the labourer." Ricardo, Principles, S. 99. Auf S. 228 heißt es: „Corn, which differs from other necessaries only by being the first and most important on the list."
[5] Ricardo, Principles, S. 100.
[6] Ricardo, Principles, S. 70, 96, 97, 100.
[7] Baumstark, S. 273; Ricardo, Principles, S. 291.
[8] Ricardo, Principles, S. 377 ff. Die frühere Ansicht z. B. in „Essay on the influence of a low Price of Corn", S. 387, wo es heißt: „. . . the effects of improved machinery, which, it is no longer questioned, has a decided tendency to raise the real wages of labour".

Interessen häufig verderblich, nicht auf Vorurteil und Irrtum beruht, sondern mit den richtigen Grundgesetzen der Volks- und Staatswirtschaft übereinstimmt“ [1]. Er führt aus, wie an sich durch Einführung der Maschine der für die Entlohnung der Arbeit bestimmte Fonds vermindert wird. Insoweit aber das Einkommen der Kapitalisten an Kaufkraft erhöht und somit die Möglichkeit der Neubildung von Kapital gesteigert wird, insoweit können auch wieder mehr Arbeiter beschäftigt werden. Schließlich sind nach Ricardo die Wirkungen der Maschine nicht so schlimm, weil ihre Einführung allmählich vor sich geht und sich mehr durch veränderte Anlage neuer Kapitalien, als durch Änderung in der Zusammensetzung der schon arbeitenden betätigt [2].

Diese ganze Gedankenreihe ist für uns wichtig, weil Marx sie, allerdings unter erheblichen und bedeutsamen Veränderungen, in seiner Verelendungstheorie verwendet. Die Ricardosche Lohntheorie wird jedoch in ihrem Wesen nicht davon berührt. Denn sie ist in erster Linie eine Produktionskosten- und höchstens nebenbei eine Lohnfondstheorie. Durch Einführung von Maschinen wird der Lohnfonds geändert, auf die Dauer aber hängt der Lohn doch immer wieder am gewohnheitsmäßigen Bedürfnisminimum.

Sucht man aus Ricardos dunklen und nicht ganz widerspruchslosen Ausführungen die Quintessenz herauszuschälen, so ergibt sich: Mit steigender Entwicklung hat der (Real-) Lohn der Arbeit die Tendenz, zu sinken, weil die Bevölkerung die Tendenz hat, schneller zu wachsen als die Unterhaltsmittel. Diesem Sinken ist jedoch eine Grenze gesetzt durch das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum, unter dessen Betrag die Löhne dauernd nicht sinken können. Die Löhne werden also nach dem Bedürfnisminimum gravitieren: „Wegen der Wirkung des Bevölkerungsgesetzes auf die Zunahme der Menschheit bleibt der Arbeitslohn der niedrigsten Klasse niemals viel über dem Satz stehen, welchen Natur und Gewohnheit zum Unterhalt der Arbeiter erheischen“ [3].

C. Der Geltungsbereich der Lohntheorie.

Den Geltungsbereich von Ricardos Theorie zeigt uns ein Blick auf die Methode, mit der er vorgeht; sie wird zumeist als die Methode der isolierenden Abstraktion bezeichnet [4]. Das ist auch richtig. Freilich sind nicht allzuviele Äußerungen von Ricardo dafür beizubringen, daß er nicht die Vorgänge,

[1] Ricardo, Principles, S. 383. Baumstark, S. 362.
[2] Ricardo, Principles, S. 386 ff.
[3] Ricardo, Principles, S. 140. Baumstark, S. 130.
[4] Diehl, Bd. II, S. 15, 481 ff.

so, wie sie sich ihm darstellten, und er sie als tatsächlich vorkommend ansah, habe aufzeigen wollen, sondern daß er von willkürlich gewählten Voraussetzungen Folgerungen ableiten wollte. Die Beispiele, die zitiert werden, beziehen sich zumeist auf einzelne Fälle [1]. Man hat daher den Ausweg gefunden, Ricardos Methode nach den Ausführungen Mills als eines ihm nahestehenden Ökonomen darzustellen [2]. Dies ist natürlich nur möglich, wenn sich schon aus Ricardos Werken diese Methode ergibt. So ist es in der Tat. Wer nur einige Seiten der „Principles" liest, sieht sofort, daß Ricardo unmöglich geglaubt haben kann, der Mensch werde nur durch die wenigen Motive bewegt, die bei der Darstellung seiner Gesetze eine Rolle spielen. Wenn er auch nicht ausdrücklich im allgemeinen sagt, daß die Wirklichkeit anders sei, so wird man ihm doch nicht zutrauen dürfen, daß er für die Menschen nur die Triebe als vorhanden angenommen habe, die in seinen Schriften erwähnt werden. Da es sich aber hier speziell um die Voraussetzungen der Lohntheorie handelt, so besitzen wir zu allem hin noch eine Äußerung Ricardos in seinen „Principles" selbst. Am Schluß des vierten Kapitels sagt er nämlich, indem er von den „zeitweisen Wirkungen" spricht, welche durch „zufällige Ursachen" hervorgebracht werden: „So wollen wir sie denn nun ganz außer Betracht lassen, während wir von den Gesetzen handeln, welche die natürlichen Preise, den natürlichen Arbeitslohn und den natürlichen Gewinnst regeln, da dies Wirkungen sind, die mit jenen zufälligen Ursachen gar nicht zusammenhängen" [3]. Wenn Ricardo hier auch zunächst von den Marktpreisen und ihren Ursachen spricht, so will er doch offenbar damit für die folgende Untersuchung erst recht alles Nichtökonomische, also auch die nichtökonomischen Triebe, ausschließen.

Die Berücksichtigung von Ricardos Methode ist für die Beurteilung seiner Lehren natürlich von größter Wichtigkeit. So manche schiefe Ansicht über unseren Autor hat in ungenügender Würdigung seiner Methode ihren Grund. Von einer Untersuchung, die unter isolierender Abstraktion aus-

[1] Immerhin findet sich eine sehr bedeutsame Stelle in den Briefen an Malthus (zitiert bei Diehl, Bd. II, S. 483), aus der klar hervorgeht, daß Ricardo von ganz bestimmten Voraussetzungen seinen Ausgang nimmt: „Es würde keine Antwort mir gegenüber sein, zu sagen, daß die Leute die beste und billigste Art, ihr Geschäft zu führen und ihre Zahlungen zu leisten, nicht kennen, weil dies eine Frage der Tatsachen (question of fact) und nicht der Wissenschaft ist, und weil dies fast gegen jeden Satz der politischen Ökonomie eingewendet werden könnte". (Letters of D. Ricardo to Th. R. Malthus 1810—1823 ed. by James Bonar, Oxford 1887, S. 18.)

[2] Diehl, Bd. II, S. 479 ff.

[3] Ricardo, Principles, S. 69. Baumstark, S. 65.

geführt ist, darf niemand ein Bild der Wirklichkeit erwarten. Ein Nichtübereinstimmen mit den tatsächlichen Verhältnissen ist daher hier kein Fehler, sondern geradezu selbstverständlich. Verlangt muß nur werden, daß von den Prämissen richtig deduziert wird. Da nun die Wirklichkeit von diesen Deduktionen abweicht, so wird auch ein so isoliert ermitteltes Gesetz in den lebendigen Wirtschaftsverhältnissen durchaus nicht immer als Gesetz erscheinen. Es verschwindet darum nicht; was isoliert als Gesetz sich darstellt, wirkt im Getriebe der Volkswirtschaft als Tendenz [1].

Auf die Frage, welches die Triebe sind, die Ricardo voraussetzt, werden zumeist Selbstinteresse [2] und Geschlechtstrieb genannt. Das sind ja die beiden Kräfte, von denen auch bei Adam Smith' Lohntheorie die eine auf Erhöhung, die andere auf Erniedrigung des Lohnes hinarbeitet. Was den Ausdruck „Selbstinteresse" betrifft, so scheint es mir allerdings nicht ganz ausgemacht, ob mit ihm die treibende Kraft bei Ricardo genau bezeichnet ist. Denn Ricardo beschränkt sich doch eigentlich auf das wirtschaftliche Selbstinteresse. Alle die vielen Reize, die in egoistischer, aber nicht wirtschaftlicher Weise auf die Seele wirken, und bei Smith besonders auch im zehnten Kapitel des ersten Buches ihren Platz gefunden haben — es mag hier namentlich an die Verschiedenheit des Lohns nach der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Beschäftigung erinnert sein [3] —, sie werden in Ricardos Lohngesetz so gut wie gar nicht berücksichtigt. Man wird also sagen können, daß Ricardos Lohnlehre im großen und ganzen einmal auf dem ersten egoistischen Leitmotiv aufgebaut ist. Die Menschen handeln aus diesem Motiv und unter Wahrung des wirtschaftlichen Prinzips [4]. Oder mit anderen Worten, es

---

[1] Scheinbar ähnlich sagt Marx, Kapital, Bd. III, Teil 1, S. 213, 215; aber mit dem bedeutenden Unterschied, daß er von einem einzelnen Gesetz spricht, bei dem besondere gegenwirkende Einflüsse im Spiele seien; vgl. Wagner, Grundlegung I, S. 233.

[2] Diehl, Bd. II, S. 482; an einer anderen Stelle (S. 483) aber spricht er vom „Erwerbstrieb", der doch etwas ganz anderes ist und auch mit Adolf Wagners erstem wirtschaftlichen Leitmotiv durchaus nicht zusammenfällt; vgl. Schmoller, Grundriß, I Bd., S. 32 ff. Wagner, Grundlegung, Bd. I, S. 88 ff.

[3] Wealth of Nations, S. 77.

[4] Vgl. Wagner, Grundlegung, I, 1, S. 89. Wenn Dietzel (Artikel „Selbstinteresse und Methodenstreit in der Wirtschaftstheorie" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Bd. 7, S. 443 ff.) bei der Methode der Isolierung im allgemeinen die Prämissen „wirtschaftliches Motiv" und „wirtschaftliches Prinzip" zu setzen wünscht — also unter Ausschaltung des Egoismus —, so ist das nicht unberechtigt, weil es ganz unklar und strittig ist, inwieweit die Menschen im letzten Grunde selbstisch handeln (ebenda S. 436 ff.). Aber Ricardos Prämissen wären mit diesen Worten nicht genau bezeichnet; vgl. dazu auch v. Philippovich, Über Aufgabe und Methode der politischen Ökonomie, S. 39.

wird vorausgesetzt, daß jeder seinen wirtschaftlichen Vorteil verfolgen wolle und weiter diesen Vorteil auch verstehe und kenne: Die Voraussetzungen des Wollens und Könnens[1]. Wohl mag indes Ricardo, von seinen Prämissen im Isolierverfahren abgesehen, über das Kennen des eigenen Vorteils von seiten der Menschen eine zu günstige Meinung gehabt haben[2].

Weiter basiert die Lohnlehre auf dem Geschlechtstrieb, den Ricardo nur insoweit betrachtet, als er die Bevölkerungsvermehrung bedingt. Man wird also wohl richtiger vom Fortpflanzungs- oder auch Vermehrungstrieb der Bevölkerung sprechen. Wenn Ricardo diesen Trieb als etwas Festes und Unveränderliches angesehen hätte, dann würde seine Theorie ein viel starreres Aussehen erhalten haben; dann hätte man ihr mit mehr Recht den Beinamen „ehernes Lohngesetz" geben können als dies jetzt geschieht. Ricardo hat das nicht getan. Zwar nimmt er zunächst nach Malthus an, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich über die Nahrungsmittel hinaus zu vermehren: Sowie der Lohn steigt, werden im allgemeinen die Menschen mehr heiraten, mehr Kinder aufziehen und sich vermehren[3]. Aber, so meint Ricardo abermals im Einklang mit Malthus[4], das Steigen der Bevölkerung wird nicht die notwendige Folge hohen Arbeitslohns sein. Es sei der Fall möglich, daß die Arbeiter von ihrem höheren Lohn besser leben, aber nicht um so mehr heiraten, daß der höhere Lohn nicht zur größeren Vermehrung der Menschen, sondern zur Erhöhung der Behaglichkeit und damit des Bedürfnisminimums verwendet werde. Dies sei das einzige Mittel, den Lohn dauernd hochzuhalten. Darauf sollen die Freunde der menschlichen Gesittung hinarbeiten. Freilich sieht Ricardo solchen Zustand als ein ganz fernes Ideal an[5], aber er hält ihn doch für möglich. Dadurch nun, daß unser Autor die Stärke des Vermehrungstriebes nicht als eine bestimmte Größe auffaßt, wird ein Moment der Unsicherheit in sein Gesetz gebracht: Der Mensch wird bewegt durch das erste wirtschaftliche Leitmotiv und den Vermehrungstrieb. Ersteres ist in bestimmter Intensität, und zwar im allgemeinen wohl in höchst möglicher[6], angenommen. Durch letzteren

---

[1] Für das letztere ist wieder die oben zitierte Stelle aus Ricardos Brief an Malthus (bei Diehl, Bd. II, S. 483) von Bedeutung; vgl. Adolf Wagner, Grundlegung I, 1, S. 173, 174.

[2] Vgl. z. B. Principles, S. 273.

[3] So Principles, S. 71.

[4] So Malthus, Bevölkerungsgesetz, Bd. II, S. 377 ff.

[5] Ricardo, Principles, S. 77, 400.

[6] Immerhin weiß Ricardo auch gelegentlich von dem das wirtschaftliche Motiv bei den einzelnen in verschiedener Weise durchkreuzenden Genußsinn zu erzählen (Principles, S. 225). Darin liegt streng genommen

aber wird die Lohnhöhe beeinflußt, je nachdem die Bevölkerung ihn zurückdrängt oder nicht: Die Höhe des Lohns wird also bis zu einem gewissen Grade durch das Verhalten der Arbeiter selbst bestimmt. Unverkennbar, wenn auch schüchtern, zeigt sich dieser wichtige Gedanke bei Ricardo.

Es fragt sich nun aber, ob die Lohngesetze nach des Autors Meinung für alle Zeiten Gültigkeit haben, ob sie „ewige Gesetze" sind. Ricardo selbst sagt: „Dies also sind die Gesetze, wonach sich der Arbeitslohn richtet und das Glück bei weitem des größten Teils jedes Gemeinwesens gelenkt wird" [1]. Aus dem Ausdruck „jedes Gemeinwesens" könnte man auf eine ganz allgemeine Geltung schließen. Und wenn Malthus geglaubt hat, sein Bevölkerungsgesetz habe von jeher gegolten und sei wie ein Naturgesetz anzusehen [2], so dürfte Ricardo über diese Grundlage seiner Lohntheorie wohl kaum eine andere Ansicht gehabt haben. In bezug auf das Gesetz der Abhängigkeit des Gewinnstes vom Arbeitslohn — das freilich nicht so eigentlich hergehört — sagt Ricardo ausdrücklich, daß es „in allen Ländern und zu allen Zeiten" Geltung haben soll [3]. Trotz diesen Äußerungen muß man in Betracht ziehen, daß Ricardo bei seinen Ausführungen stets nur den Zustand freier Konkurrenzwirtschaft vor Augen hat, andere Zustände führt er nur an, um sie zu kritisieren [4]. Das läßt sich trotz scheinbaren Widerspruchs mit den vorhergehenden Äußerungen ganz gut vereinbaren. Ricardo abstrahiert eben von allem, was die wirtschaftliche Freiheit einschränkt; zu den bisherigen Voraussetzungen des „Wollens" und „Könnens" tritt eine dritte, die Voraussetzung des „Dürfens" [5], d. h. daß die Menschen durch die Rechtsordnung nicht gehindert sind, ihren Vorteil wirklich zu verfolgen. Das aber führt zum System der freien Konkurrenz, das bei Ricardo wiederum Privateigentum, auch am Boden, und Tauschverkehr als Voraussetzung hat. Ein Urzustand, wie der von Adam Smith am Beginn des Kapitels über den Arbeitslohn beschriebene, liegt jedenfalls ganz außer dem Feld von Ricardos Betrachtung. Er spricht denn auch gleich in seiner Vorrede schon von einem ziemlich bestimmten Stande der Gesellschaft, als ob es keinen anderen gäbe [6].

---

eine Abschweifung von seinem Isoliersystem. Auch die später noch zu besprechende Stelle S. 232 ist hier zu erwähnen.

[1] Ricardo, Principles, S. 82. Baumstark, S. 77.

[2] Malthus, Bevölkerungsgesetz. Bd. I, S. 480.

[3] Ricardo, Principles, S. 105; vgl. Baumstarks Vorrede, S. V.

[4] Ricardo, Principles, S. 82 ff. Er sagt auch ausdrücklich, daß der Arbeitslohn nie durch Einmischung der Gesetzgebung beaufsichtigt werden sollte.

[5] Adolf Wagner, Grundlegung I, 1, S. 174.

[6] „The produce of the earth . . . is divided among three classes of the

Man wird also sagen: Ricardos Gesetze gelten für alle Zeiten, insoweit seine Voraussetzungen vorhanden sind, also vor allem insoweit die Menschen nach dem wirtschaftlichen Vorteil handeln wollen, können und dürfen; weiterhin insoweit gewisse gesellschaftliche Grundbedingungen existieren, ohne die die fragliche Erscheinung, z. B. der Arbeitslohn, gar nicht entstehen könnte. Insoweit die Voraussetzungen nicht vorhanden sind, insoweit gelten auch die Gesetze nicht, respektive es müssen andere Prämissen eingesetzt und daraus entsprechende Folgerungen gezogen werden [1]. Man wird daher in diesem Sinne doch aufrecht erhalten können, daß Ricardo „ewige" Gesetze aufstellen wollte [2].

Nimmt man alle besprochenen Voraussetzungen als gegeben an — es sind vorwiegend die Tatsachen und Motive, die Ricardo überhaupt seinen Untersuchungen zugrunde legt —, so fragt es sich weiter: Auf welche Arbeiter und Arbeiterklassen erstreckt sich die Lohntheorie? Ricardos Ausführungen sind viel allgemeiner gehalten als die bei Adam Smith; er spricht meist einfach von den Arbeitern. Wer nur das fünfte Kapitel in Ricardos Principles liest, könnte zur Meinung kommen, nach dem Lohngesetz befinden sich alle Lohnarbeiter eines Landes ungefähr in der nämlichen Lage, daß ihre Löhne um einen und denselben natürlichen Lohnsatz herumpendeln. Sollte das wirklich Ricardos Ansicht sein? Dann müßte er Adam Smith' zehntes Kapitel des ersten Buches nicht gelesen haben, in welchem dieser so ausführlich die Lohnunterschiede bespricht. Ricardo nimmt aber in seinem ersten Kapitel sogar Bezug auf die betreffenden Ausführungen bei Adam Smith und beginnt die Überschrift der zweiten Abteilung dieses Kapitels mit den Worten: „Arbeit von verschiedenen Beschaffenheiten verschieden vergütet" [3]. Es ist also viel eher anzunehmen, daß sich Ricardos Ausführungen über den Arbeitslohn in erster Linie auf eine Klasse von Arbeitern, auf die niedrigste, die Klasse der Unqualifizierten, beziehen. Aus den „Grundgesetzen" selbst läßt sich dafür eine Stelle im neunten Kapitel anführen [4], wo er ausdrücklich von der niedrig-

community; namely, the proprietor of the land, the owner of the stock or capital necessary for its cultivation, and the labourers by whose industry it is cultivated".

Ricardo, Principles, S. 1. Ähnlich S. 336; vgl. Diehl, Bd. II, S. 486.

[1] Vgl. J. St. Mill, Logik, Bd. III, S. 313.

[2] Anderer Ansicht Lifschitz, Zur Methode der Wirtschaftswissenschaft bei D. Ricardo (Conrads Jahrbücher, 3. Folge, Bd. 33, S. 314 ff.). Die Meinungsverschiedenheit dürfte allerdings in erster Linie von verschiedener Auffassung des Begriffs „ewige Gesetze" herrühren; vgl. auch Diehl, Bd. II, S. 486.

[3] Ricardo, Principles, S. 15.

[4] Ricardo, Principles, S. 140.

sten Klasse das ausspricht, was er sonst allgemein von den Arbeitern sagt: Es ist die Quintessenz seines Lohngesetzes. Und wenn wir die Zeitverhältnisse ins Auge fassen, so wird es erklärlich, daß Ricardo die unqualifizierten Arbeiter in erster Linie meint und doch von Arbeitern schlechthin redet. Die Ungelernten oder bloß Angelernten waren eben damals — im Gegensatz zur Zeit von Adam Smith — die überwältigende Mehrheit; auf sie konzentrierte sich das Interesse. Der von Ricardo im allgemeinen vorausgesetzte Arbeiter ist also der gewöhnliche, ungelernte [1]. Freilich ist nicht zu vergessen, daß auch die Löhne dieser Klasse durchaus keine ganz einheitlichen sind.

Indessen spricht Ricardo bisweilen auch von Gewerben, welche unzweifelhaft gelernte Arbeiter beschäftigen, so z. B. Hut- und Schuhmacher [2]. Die Arbeiter dieser Gewerbe werden natürlich ebenfalls vom Lohngesetz beeinflußt. Wenn Ricardo sich auch nirgends darüber ausgesprochen hat, so dürfte es doch im Sinne seiner Theorie liegen, zu sagen, daß auch die höheren Lohnklassen durch ein besonderes Bedürfnisminimum auf einer bestimmten Höhe gehalten werden [3].

Nun spielte weiter zu Ricardos Zeit die Arbeit der Frauen und Kinder eine große Rolle; sie war ja soviel billiger. Es gab also eine Abstufung der Arbeitslöhne nach Alter und Geschlecht. Ricardo berücksichtigt das nicht. Der Lohn des ungelernten Arbeiters, der eine Familie zu erhalten hat, ist das Objekt seiner Betrachtung. Die Fabriken und Bergwerke, in denen Tausende von Kindern arbeiteten, sie lagen vor seinen Augen — er beachtet sie nicht. Ist das eine verdammenswerte Nachlässigkeit? Ich glaube nicht. Ricardo stellte das Prinzip auf, daß der Lohn des Familienvaters sich nach den gewohnheitsmäßigen Bedürfnissen richte, und ging dabei von der Voraussetzung aus, daß ein Ernährer für die Familie sorge. Ändert sich die Voraussetzung dahin, daß fast alle Familienmitglieder allgemein an der Lohngewinnung mithelfen, so wächst zwar die von den Arbeitern geleistete Arbeit; es ist jedoch kein Grund vorhanden, daß das Bedürfnisminimum der Arbeiterfamilie steige, und so wird bald der Lohn auf ein Maß sinken, daß die ganze Familie kaum mehr verdient als früher der einzelne Arbeiter. Karl Marx, der diese Ansicht aufstellt, spricht damit nur Konsequenzen aus, die Ricardo

---

[1] Etwas anders Diehl, Bd. II, S. 16, der Ricardo einen „Durchschnittsarbeiter" konstruieren läßt. Brentano, Die klassische Nationalökonomie, S. 7, 11, sagt allgemein, die klassische Nationalökonomie setze eine einheitliche Arbeiterklasse voraus.

[2] Ricardo, Principles, S. 206.

[3] J. St. Mill hat dies später, wie noch gezeigt werden wird, etwas deutlicher ausgesprochen. J. St. Mill, Principles, S. 238.

ohne Zweifel gezogen haben würde, wenn er zur Frage Stellung genommen hätte [1].

Wie bei Smith, so gilt auch bei Ricardo die Lohntheorie für produktive wie unproduktive Arbeiter. Zwar spricht Ricardo zumeist von ersteren; aber es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die Löhne der unproduktiven Arbeiter nach anderen Grundsätzen bestimmt werden sollten; vorab das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum wird auch für sie seine Geltung haben. Übrigens führt Ricardo selbst einmal bei Besprechung der Steuern auf den Arbeitslohn „unproduktive" Arbeiter an, ohne von einem Unterschied in der Lohnbildung mit den produktiven zu sprechen [2]. Ausführlich legt er dar, wie die Nachfrage nach Arbeitern steigt, wenn der reiche Mann, anstatt sein Geld für kostbare Möbel und ähnliche Luxusbedürfnisse auszugeben, dafür Lakaien und Gesinde unterhält [3].

Was die lokale Ausdehnung des Arbeitsmarktes betrifft, so finden wir jene Abgrenzung nach Distrikten, die Adam Smith hervorhebt, nicht erwähnt. Ricardo hat die Lohnunterschiede in eng benachbarten Gebieten, die auch zu seiner Zeit noch immer erheblich waren [4], vielleicht als zu unbedeutend nicht berücksichtigt; es sind ja freilich auch die Verschiedenheiten der Reallöhne geringer als die der Nominallöhne. Ricardos System geht auf den einheitlichen nationalen Arbeitsmarkt hinaus; darum spricht er auch immer allgemein von den Verhältnissen in einem Lande. Ausdrücklich sagt er [5], daß der natürliche Preis der Arbeit zu verschiedenen Zeiten im selben Lande wechselt und in verschiedenen Ländern der Sache nach sehr verschieden sei. Aber von einer Verschiedenheit im selben Lande zur selben Zeit sagt er nichts. Dagegen aber ahnt Ricardo schon die Möglichkeit eines internationalen Arbeitsmarktes; er schreibt [6], in neuen Ansiedlungen habe wahrscheinlich das Kapital ein Streben nach schnellerem Anwachsen als die Menschenzahl, und wenn der Mangel an Arbeitern nicht aus volkreicheren Ländern gedeckt würde, so würde dies Streben den Preis der Arbeit sehr stark in die Höhe treiben. Übrigens weiß er wohl, daß bei der Aus-

[1] Marx, Kapital, Bd. I, S. 359. Auch J. St. Mill Principles S. 242.

[2] Ricardo, Principles, S. 203; dagegen Zwiedineck-Südenhorst S. 96.

[3] Ricardo, Principles, S. 384 ff. Wenn Gonner in einer Anmerkung zu Ricardos Principles in diesen „retainers" und „menial servants" vor allem produktive Arbeiter sieht, so dürfte das doch nicht ganz im Sinne Ricardos gelegen sein (Ricardo, Principles, ed. by E. C. K. Gonner, S. 389 ff.).

[4] Vgl. Held, Zwei Bücher, S. 464.

[5] Ricardo, Principles, S. 74.

[6] Ricardo, Principles, S. 75.

wanderung nicht bloß wirtschaftliche Motive fördernd oder hindernd mitspielen; er erwähnt, allerdings nicht speziell mit Bezug auf die Arbeiter, „die natürliche Abneigung, welche jedermann hat, den Ort seiner Geburt und die Szenen seiner Jugendgenossenschaften zu verlassen“ [1].

Wir sehen also, daß Ricardo sein Problem in vieler Hinsicht anders anpackt als sein Vorgänger Adam Smith. Ricardos Lohntheorie geht, wie sein ganzes System, von freiwillig gewählten, im allgemeinen fest bestimmten Voraussetzungen aus: Der vom Fortpflanzungstrieb mehr oder weniger beherrschte oder wenigstens beeinflußte, seinen wirtschaftlichen Vorteil erstrebende und erkennende Mensch im Zustande der freien Konkurrenzwirtschaft ist es, den unser Autor seinen Ausführungen zugrunde legt. Ricardo untersucht die Lohnbildung insbesondere für die niederste Schicht der Arbeiter; doch läßt sich seine Theorie auch auf die höheren Schichten anwenden. Der Arbeitsmarkt ist national abgegrenzt, aber internationale Einwirkungen sind nicht ausgeschlossen.

[1] Ricardo, Principles, S. 232. Baumstark, S. 217. Der Ausspruch ist auch interessant, weil es eine der wenigen Stellen ist, in denen Ricardo, eigentlich aus der Rolle seiner Isoliertheit herausfallend, nichtwirtschaftliche Motive erwähnt.

III.

Das Lohnproblem bei John Stuart Mill.

A. Allgemeines.

Die nächsten Jahre nach Erscheinen von Ricardos Hauptwerk brachten auf technisch-wirtschaftlichem Gebiet wieder gewaltige Neuerungen. Während aber die Erfindungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts in erster Linie auf Produktionssteigerung abzielten, handelte es sich nun vor allem um Verbesserung der Absatzmöglichkeiten; der Güter-, Personen- und Nachrichtenverkehr wurde in ungeahnter Weise gehoben durch Eisenbahn und Dampfschiff, Telegraph und Pennyporto[1]. Das alles bedeutete jedoch im Verein mit steten Verbesserungen der früheren Erfindungen auch eine gewaltige Ausdehnung der Produktion, und trotz den regelmäßigen Krisen fuhr die englische Industrie in ihrem Aufschwung fort. In der Lage der Arbeiter war damals noch nicht allzuviel von Besserung zu spüren. Wohl sanken die meisten Lebensmittelpreise seit 1810, besonders die Weizenpreise; aber auch die Löhne bewegten sich abwärts; ganz langsam nur besserten sich die Verhältnisse seit den dreißiger Jahren[2]. Diese Epoche wird immer noch vom Weberelend erfüllt, aus damaliger Zeit wird uns über das Gangsystem der landwirtschaftlichen Arbeiter berichtet[3]. Die Wohnungsverhältnisse, auch auf dem Lande trostlos, verschlimmern sich mit steigender Höhe der Mieten durch die wachsende Zusammenpressung der Massen in den Jndustriestädten[4]. Im Jahre 1848 legte Engels den Jammer der damaligen arbeitenden Menschheit in seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England" der Mitwelt vor die Augen.

Von einem ganz anderen, freudigeren Geiste erfüllt ist Mills ökonomisches Hauptwerk, die „Principles of Political Economy", das kurz darauf, nämlich zu Anfang des Jahres

---

[1] Steffen, Studien, Bd. II, S. 151; Bd. III, S. 195.

[2] Steffen, Studien, Bd. II, besonders S. 4, 25; Bd. III, besonders S. 3 ff., 6.

[3] Steffen, Studien, Bd. III, S. 58. Marx, Kapital, Bd. I, S. 660, berichtet darüber hauptsächlich vom Jahre 1867.

[4] Steffen, Studien, Bd. III, S. 13, 54 ff. Engels, Lage der arbeitenden Klassen, besonders S. 23 ff., S. 98 ff. und durch das ganze Buch.

1848, erschien. Mill will dabei auf Adam Smith zurückgreifen und mit den volkswirtschaftlichen Grundsätzen gleich ihre Anwendung verbinden[1]. Wenn er nun auch in der Umfassung des Stoffes seinem Vorbild nahekommt, so unterscheidet er sich doch, wie wir noch sehen werden, in der Methode gar sehr von ihm. Natürlich sind die Grundlagen der beiden Nationalökonomen überhaupt nicht wenig verschieden.

Der Mann, der schon als Wunderkind in frühester Jugend die antike Weisheit, verwässert durch Benthamschen Individualismus, in sich aufgenommen, ist zeitlebens ein gut reflektierender Spiegel der Strömungen seines Jahrhunderts gewesen. Ursprünglich feuriger Anhänger Benthams, tritt er ihm später doch kritischer gegenüber und verfeinerte seinen Utilitarismus. Dem Staat gestand er immer mehr Einwirkung zu; dem Sozialismus, der sich nun allenthalben zu regen begann, hat er in den „Principles" nicht geringe Konzessionen gemacht[2]; auch den Entwicklungsgedanken hat er auf sich wirken lassen. Kurz, er paßte seine früheren Anschauungen, die dem 18. Jahrhundert entstammten, denen des 19. Jahrhunderts an, wie er selbst andeutet[3]. Er hat auch, jedenfalls im Anschluß an Comte, eine Statik und Dynamik der Volkswirtschaft unterschieden, der Theorie des Gleichgewichts eine Theorie der Bewegung hinzugefügt[4]. Allerdings beschränkt sich bei ihm die Dynamik in der Hauptsache auf die Darstellung des fortschreitenden Vermögenszustandes. So hat sich denn auch diese Unterscheidung für ihn, wenigstens in bezug auf seine Lohntheorie, nicht als besonders fruchtbar erwiesen: Mills dynamischer Teil der Lohntheorie zeigt wohl Bewegung, aber wenig Entwicklung. Wir können daher auch für unsere Zwecke bei Darstellung der Lohntheorie die Unterscheidung beiseite lassen.

Wichtig ist Mill für uns vor allem als Typus des Lohnfondstheoretikers. Er gilt unter den Vertretern dieser Richtung als derjenige, der am klarsten seine Theorie aufgestellt hat, wenn er sie auch später selbst widerrief[5]. Die Lohnfondstheorie war lange eine Schutzwaffe der Unternehmer im Kampfe

---

[1] Mill, Principles, S. V.

[2] Besonders im siebenten Kapitel des vierten Buches (Mill, Principles, S. 455 ff., besonders S. 476). Das Kapitel rührt allerdings, wie Mill selbst erzählt, von seiner Frau her. Selbstbiographie S. 204.

[3] Mill, Selbstbiographie, S. 134.

[4] Mill, Prinziples, S. 421.

[5] Mill, Arbeiterfrage, S. 125 ff. (Erstmals erschienen in Fortnightly Review, Mai 1869.) Der Widerruf gipfelt in den Worten: „Das Gesetz des Arbeitslohns läuft, auf der Seite der Nachfrage, auf den selbstverständlichen Satz hinaus, daß die Arbeitgeber für Löhne nicht das ausgeben können, was sie nicht besitzen." (S. 128) Auf seine Anschauung von der Angebotseite bezieht sich der Widerruf nicht.

gegen Lohnansprüche der Arbeiter. Trotzdem würde man Mill Unrecht tun, wollte man ihn zum einseitigen Interessenvertreter des Kapitals stempeln. Er hat sich vielmehr mit Eifer derer angenommen, die ihm unterdrückt erschienen, mochten es nun die Neger auf Jamaika sein oder die stimmrechtlosen Frauen oder die Arbeiter. Eine allgemeine Lohnerhöhung und überhaupt Besserstellung der arbeitenden Klassen wünscht er aufrichtig [1]. Aber sein Optimismus in bezug auf die Lohnfrage beruht wohl vor allem auf Zukunftshoffnungen. Ob er sich allerdings der ganzen Arbeiternot seiner Zeit so recht bewußt war, soll dahingestellt bleiben. Mit dem arbeitenden Volk mag der liebenswürdige aber unpraktische Büchermann — als solchen bezeichnet er sich selbst in seiner Autobiographie [2] — wenig Berührung gehabt haben. Für zukünftige Zeiten schien ihm ein Sozialismus möglich, der, ohne Einschränkung der freien Konkurrenz, hauptsächlich durch die Genossenschaften sich entwickeln sollte [3].

B. Darstellung der Lohntheorie.

Die Lohnfondstheorie geht vom Kapitalbegriff aus. Mill versteht unter Kapital einen angesammelten Fonds von Arbeitsertrag, sobald er oder der daraus zu erhaltende Wert zu produktiver Anwendung bestimmt ist [4]. Der Kapitalist kann entscheiden, wie er seine Mittel verwenden will. „Der Unterschied zwischen Kapital und Nicht-Kapital liegt also nicht in der Art der Sachgüter, sondern in der Absicht des Kapitalisten“ [5]. Zum Kapital gehören unter dieser Voraussetzung ebenso Maschinen und Geräte, wie aufgestapelte Vorräte und Geld. Vom Kapital ist der Lohnfonds zu scheiden. Er besteht nur aus dem Teil des umlaufenden Kapitals, der zum direkten Kauf von Arbeit bestimmt ist. Hinzuzurechnen sind die für die Belohnung unproduktiver Arbeit aufgewendeten Fonds, die ja nicht zum Kapital gehören [6]. Wir haben uns den Lohnfonds nach Mill in der Hauptsache als in der Hand des Unternehmers befindliches Geld oder geldwerte Teile des umlaufenden Kapitals vorzustellen, die dann in Geld und Arbeitslohn verwandelt werden. Jedenfalls ist es ein fester Betrag, eine Summe. Nicht aber ist der Lohnfonds mit der Gesamt-

---

[1] Mill, Principles, S. 563, 564.
[2] So Selbstbiographie, S. 29.
[3] Mill, Principles, S. 476.
[4] Mill, Principles, S. 34 ff.
[5] Mill, Principles, S. 35. Soetbeer I, S. 60.
[6] Mill, Principles, S. 207. Es ist daher unrichtig, wenn Marx (Kapital, Bd. II, S. 198) sagt: „Alles zirkulierende Kapital wird identifiziert mit in Arbeitslohn ausgelegtem oder auszulegendem Kapital. So bei J. St. Mill u. a.“

quantität der für die Arbeiter verfügbaren Nahrungsmittel zu identifizieren [1]. Der Lohnfonds nun, der feste Betrag, ist das, was den arbeitenden Klassen zukommt; er wird unverkürzt unter sie verteilt [2]; mehr aber können sie nicht verlangen. Sehr entschieden, wenn auch nicht durchweg ebenso glücklich, verwahrt sich Mill dagegen, daß die Nachfrage nach Arbeit mit der Nachfrage nach Sachgütern gleichgestellt werde [3]. Nicht die Erhöhung des Verbrauchs, sondern die Erhöhung des Kapitals, also das Sparen, wirkt steigernd auf den Arbeitslohn.

Hier drängt sich aber doch noch ein anderer Gedanke auf. Wenn es, wie wir gesehen haben, in der Hand der Kapitalisten liegt, ihr Kapital im Verhältnis zu ihrer Konsumtion zu vergrößern oder zu verkleinern [4], dann wird dies wohl auch mit dem Lohnfonds so sein. Wenn der Kapitalist, der bisher jährlich für 100 Pfund Juwelen bestellte, nun diesen Betrag seinem Kapital hinzufügt, so muß ein Teil der Vergrößerung auch auf den Lohnfonds fallen. Dann aber ist der Lohnfonds doch kein so starres Ding; er kann durch den Kapitalisten beeinflußt werden, und es handelt sich nur darum, seinerseits den Kapitalisten zu beeinflussen. Sollte das auf keine Weise, z. B. durch Koalitionen der Arbeiter, möglich sein?

Eine Einwirkung anderer Art des Kapitalisten auf den Lohnfonds wird auch von Mill erwähnt [5]. Durch Einführung von Maschinen, Bodenverbesserungen u. dgl. wird das stehende Kapital zuungunsten des umlaufenden vermehrt, und da der Lohnfonds sich ungefähr mit dem umlaufenden Kapital bewegt [6], so müßten alle diese Verbesserungen eigentlich gegen das Arbeiterinteresse sein. Mill spricht sich ausdrücklich gegen die Kompensationstheorie aus, nach welcher stets ebensoviel Kapital, als die Einführung von Maschinen dem Lohnfonds wegnimmt, auf der anderen Seite für die Beschäftigung

[1] Mill, Principles, S. 34, 35. Arbeiterfrage, S. 125. In dieser Abhandlung legt Mill nicht lange vor seinem Tode seine alte Lohnfondstheorie dar, um sie zu widerlegen. Wenn er also auch auf anderem Standpunkte steht als in den Principles, so ist doch selbstverständlich die Darlegung seiner früheren Lehrmeinung sehr wohl als eine authentische anzusehen.

[2] Mill, Principles, S. 208; Arbeiterfrage, S. 125.

[3] Mill, Principles, S. 49 ff.

[4] Mill, Principles, S. 35; vgl. Salz, Beiträge, S. 92.

[5] Mill, Principles, S. 58 ff.

[6] Der Lohnfonds deckt sich natürlich durchaus nicht mit dem umlaufenden Kapital, wie schon oben gezeigt. Aber im allgemeinen finden zwischen dem Teil des umlaufenden Kapitals, der zum Lohnfonds gehört, und dem, der zu Saat, Stoffen u. dgl. verbraucht wird, nach Mill keine für den Arbeiter bedeutsamen Grenzveränderungen statt. So Mill, Principles, S. 62, 63. Darin liegt eine teilweise Beantwortung der Frage von Salz, Beiträge, S. 88: „Welche Umstände bestimmen, wieviel vom umlaufenden Kapital zur Lohnzahlung verwendet wird?"

der Arbeiter freigesetzt wird. Aber er meint, daß tatsächlich das umlaufende Kapital doch auch wieder zunehmen werde und versteigt sich sogar zur Äußerung: „Vermutlich gibt es kein Land, dessen stehendes Kapital anders zunimmt als im richtigen Verhältnisse zur Zunahme des umlaufenden Kapitals“ [1]. So legt er der ganzen Frage keine große Bedeutung bei; er erwartet für den Arbeiterstand im allgemeinen und besonders in reichen Gegenden, wie England, aus der Vermehrung der Maschinen keinen Schaden.

Der Arbeitslohn ist nach Mill nun abhängig von Nachfrage und Angebot, d. i. vom Verhältnis zwischen Lohnfonds (Kapital) und Bevölkerung. Wir erhalten also die bekannte Formel:

$$\frac{\text{K (Kapital, Lohnfonds)}}{\text{Z (Arbeiterzahl)}} = \text{L (Lohnrate)}\ [2].$$

Der durchschnittliche Arbeitslohn kann nur steigen durch eine Vermehrung des zur Mietung von Arbeitern angewendeten Gesamtfonds oder durch Verminderung der Zahl der Arbeiter; er fällt durch eine Verminderung des Lohnfonds oder durch eine Vermehrung der Zahl der Arbeiter. Daraus folgt, daß alle Bestrebungen um Lohnerhöhung für den Arbeiterstand erfolglos sein müssen, wenn sie nicht die Erhöhung des Lohnfonds — die freilich nach Mill nicht in der Hand der Arbeiter liegt — oder die Verminderung der Zahl der Arbeiter bezwecken. Wohl ist eine Lohnsteigerung einzelner Arbeiter, ja einzelner Klassen, möglich, aber nur auf Kosten der übrigen Arbeiter. Alle Abhilfsmittel, wie künstliche Hochhaltung der Löhne auf gesetzlichem Weg oder durch die öffentliche Meinung [3], Zuschüsse zum Arbeitslohn [4], Landzuteilungen als Beihilfe [5], sind nicht geeignet, die Lage der arbeitenden Klasse ernstlich zu heben. Es kommt vielmehr alles auf die Regulierung des Angebots an. Diese Regulierung geht bei Mill mittels zweier Minima vor sich [6], die er von Ricardo übernommen haben will, des „physischen“ und des „moralischen“ Minimums. Das erstere ist der niedrigste Satz für den Arbeitslohn, bei dem es physisch möglich ist, die Bevölkerung zu erhalten [7]; das letztere der

---

[1] Mill, Principles, S. 61; vgl. auch S. 450, 451. Soetbeer I, S. 104.

[2] Die Formel findet sich allerdings noch nicht bei Mill, ist vielmehr jüngeren Datums; vgl. Zwiedineck-Südenhorst, S. 100.

[3] Mill, Principles, S. 218 ff.

[4] Allowance system, Mill, Principles, S. 221 ff.

[5] Allotment system, Mill, Principles, S. 223 ff.

[6] Mill, Principles, S. 209.

[7] Demnach trifft es wenigstens für J. St. Mill nicht unbedingt zu, wenn Zwiedineck-Südenhorst S. 101 meint, daß es Grenzen im eigentlichen Sinne für den Lohn nach der Lohnfondstheorie nicht gebe.

niedrigste, bei dem ein Volk sich entschließt, dies zu tun; es entspricht also Ricardos natürlichem Lohnsatz, wird aber, wie gleich zu zeigen sein wird, von Mill nach oben und unten zu viel beweglicher aufgefaßt.

Wird der Lohn durch das physische Minimum reguliert, so geschieht es mittels der Todesfälle, besonders der Kindersterblichkeit, in ähnlicher Weise wie bei Adam Smith. Dauernde Steigerung der Lebensmittelpreise — d. i. eine Minderung des Lohnfonds in seinem Tauschwert — wird, wenn das Volk sich bereits auf dem Stande des physischen Minimums befindet, durch erhöhte Kindersterblichkeit das Angebot senken; steht die Lebenshaltung des Volkes höher, so kann die Bevölkerung ihre Bedürfnisse tiefer zurückschrauben, ohne die Vermehrung zu beschränken, bis an das physische Minimum. Sie kann aber auch lieber auf die Vermehrung als auf bestimmte Lebensannehmlichkeiten verzichten. Sie wird dies um so eher tun, je mehr diese Lebensannehmlichkeiten ihr zum Bedürfnis geworden sind: Der Arbeitslohn bleibt dann stehen (oder steigt) nicht durch Zunahme der Todesfälle, sondern durch Verminderung der Geburten. Dies ist die Bedeutung des „moralischen" Minimums, das von Adam Smith nicht gekannt, von Ricardo als viel weniger beweglich angesehen wurde [1] und nicht in dieser Form verwertet ist. Denn während Ricardo es als ein fernes Ideal ansieht, beinahe als eine Utopie, daß die Bevölkerung der größeren Vermehrung zugunsten einer höheren Lebenshaltung entsagt, ist der mehr optimistische Mill der Ansicht, daß der Fall doch sehr wohl eintreten könne, namentlich unter besonderen Umständen, und er beruft sich zum Beweise dafür auf Frankreich [2], dessen Bevölkerung sich nach der Revolution plötzlich aus dem Elend zum Wohlbefinden erhob und in diesem Zustand sich auch erhalten hat. Denn die folgende Generation wuchs mit ganz veränderten Gewohnheiten auf und erhielt sich in dieser günstigen Lage durch eine fast stationäre Geburtenzahl. In der Festhaltung dieses „moralischen" Minimums auf möglichst hoher Stufe liegt also der Weg zum Volkswohlstand. Im Anschluß an Malthus predigt daher Mill immer wieder die Einschränkung der Volksvermehrung, die Erziehung der arbeitenden Klassen zur Bedachtsamkeit in Eheschließung und Kindererzeugung. Von ihm wird auch die Beschränkung der Kinderzahl in der Ehe, das Zweikindersystem, unter Berufung auf Sismondi empfohlen. Wie sich unser Autor zur Frage

---

Das physische Existenzminimum muß vielmehr auf die Dauer bei jeder Lohntheorie die unterste Grenze bilden.

[1] Eine gewisse Beweglichkeit des natürlichen Arbeitslohns ist bei Ricardo besonders auch Principles, S. 77, ausgesprochen.

[2] Mill, Principles, S. 211; vgl. auch S. 42, 43.

stellte, zeigt unter anderem folgender Satz: „Man kann nur geringe moralische Fortschritte erwarten, ehe nicht die Erzeugung einer zahlreichen Nachkommenschaft mit denselben Gefühlen betrachtet wird wie die Trunkenheit oder jede andere physische Ausschreitung“ [1]. Die Erziehung schon der Kinder der arbeitenden Klassen ist daher von großer Wichtigkeit, um sie den Wert eines höheren Lebensniveaus schätzen zu lehren; praktischen Nutzen wird das aber nur dann haben, wenn sich Maßregeln finden, um das Elend während eines Menschenalters zu beseitigen. Als solche empfiehlt Mill äußere und innere Kolonisation im großen Stil. Dann können die Arbeiter das höhere moralische Minimum erringen und werden vermöge ihrer Erziehung auch die Kraft finden, es zu behaupten [2].

Durch Mills Ausführungen zieht sich stets der Gedanke, daß die Arbeiter ihr Schicksal selber in der Hand haben. Es kann sehr elend werden, aber dann ist die Unvernunft der Arbeiter oder ihrer Ratgeber schuld daran. Befolgen jedoch die Arbeiter die Ratschläge, die Mill ihnen gibt, so gestaltet sich ihre Lage zufriedenstellend. Aus der Formel $L = \frac{K}{Z}$ ergeben sich daher verschiedene Folgerungen, je nach dem Verhalten der Arbeiter. Wird der Vermehrungstrieb nicht bezähmt, dann muß die Lohnrate sinken und wird wohl zuletzt auf das physische Minimum gelangen. Es gilt dies, wenn der Lohnfonds als gleichbleibend angenommen wird; aber selbst ein Anwachsen des Kapitals wird nicht davor schützen [3]. Wir kämen also — aber nur unter der eben genannten Voraussetzung — auf ein „ehernes“ Lohngesetz. Anders jedoch, wenn die Arbeiter ihrer Vermehrung Einhalt tun; dann können sie sich ein angenehmes Dasein verschaffen. Daran können auch Änderungen im Lohnfonds nichts umstoßen. Daher sagt J. St. Mill sogar an einer Stelle geradezu[4], daß der Arbeitslohn abhängig sei von der Beschränkung der Bevölkerung. Wohl haben die Löhne bei steigendem Kapital die Tendenz zu steigen, bei sinkendem zu sinken [5]; aber unvernünftiges respektive vernünftiges Verhalten der Arbeiter wird zuletzt auch über diese Tendenzen Herr werden. Der Arbeiterstand hat die Macht, den Divisor zu verkleinern, und so kann der Quotient auf die Dauer gleichbleiben oder sogar wachsen, selbst wenn der Dividend abnimmt. Daher denn auch Mill — im Gegensatz zu Adam Smith [6] — in einem stationären

[1] Mill, Principles, S. 226. Soetbeer II, S. 34.
[2] Mill, Principles, S. 230.
[3] Mill, Principles, S. 452, 453.
[4] Mill, Principles, S. 416.
[5] Mill, Principles, S. 430 ff.
[6] Vgl. Wealth of Nations, S. 55, 63.

Zustand der Volkswirtschaft an sich noch kein Unglück sieht, wofern nur die Bevölkerung den energischen Willen in sich trägt, ihre Lebensverhältnisse nicht verschlechtern zu lassen [1].

Dies sind die Hauptpunkte von J. St. Mills Lohnlehre, die sich, wie man sieht, teils an Adam Smith, mehr noch aber an Ricardo anschließt. Es ist merkwürdig, daß er trotz der für die Arbeiter so ungünstig klingenden Annahme eines starren Lohnfonds, schließlich doch zu einer so optimistischen Zukunftsaussicht gelangt. Aber freilich, diese Hoffnung ist teuer erkauft; er will das Volk retten, aber um den Preis, daß seiner Vermehrung Einhalt geboten werde: Ein bitterer und gefährlicher Preis für die Nation.

C. Der Geltungsbereich der Theorie.

Unter welchen Voraussetzungen Mill arbeitet, das zeigt er uns in seinem „System der deduktiven und induktiven Logik". Diese Ausführungen beleuchten in so treffender Weise nicht nur seine Methode, sondern auch die Ricardos und die isolierende Abstraktion überhaupt, daß wir die wichtigsten Stellen wörtlich anführen müssen.

„Die politische Ökonomie ",sagt er da [2], „hat es . . . nur mit denjenigen unter den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu tun, die infolge des Strebens nach Vermögen eintreten. Sie sieht von jeder anderen menschlichen Leidenschaft und Neigung vollkommen ab, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die sich in fortwährendem Antagonismus mit dem Verlangen nach Vermögen befinden, der Arbeitsscheu nämlich und dem Verlangen nach dem sofortigen Verbrauch kostspieliger Genußobjekte . . . Die politische Ökonomie betrachtet die Menschheit als lediglich mit dem Erwerben und Verzehren von Vermögen beschäftigt und strebt danach, zu zeigen, zu welcher Handlungsweise die im Gesellschaftszustande lebenden Menschen geführt würden, wenn dieser Beweggrund (von dem Hemmnis abgesehen, das ihm immer in einem gewissen Maße aus den beiden oben erwähnten fortwährend wirksamen Beweggründen erwächst) unbedingte Gewalt über alle ihre Handlungen besäße. Sie zeigt die Menschheit, wie sie unter dem Einflusse jenes Strebens Vermögen ansammelt und dieses Vermögen zur Hervorbringung wieder anderen Vermögens verwendet." Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, fügt er hinzu: „Nicht daß je ein politischer Ökonom so töricht war zu denken, die Menschheit sei wirklich so beschaffen; wohl aber ist dies die Art, in der die Wissenschaft notwendig vorgehen muß." Und weiter: „Es gibt vielleicht keine Handlung im

[1] Mill, Principles, S. 453 ff.
[2] Mill, Logik III, S. 311 ff.

Leben eines Menschen, bei der er weder unter dem unmittelbaren, noch unter dem entfernten Einfluß irgendeines anderen Triebes als des bloßen Verlangens nach Vermögen stünde." Es ist indes nach dem Vorausgegangenen selbstverständlich, daß die politische Ökonomie nur von den Gebieten der menschlichen Angelegenheiten Kenntnis nimmt, in denen die Erwerbung von Vermögen das hauptsächliche Ziel ist. „Sie geht dabei notgedrungen in der Art vor, daß sie das hauptsächliche und anerkannte Ziel so behandelt, als ob es das einzige wäre: denn dies ist von allen gleich einfachen Hypothesen diejenige, die der Wahrheit am nächsten kommt. Der politische Ökonom legt sich die Frage vor: Welches sind die Handlungen, die durch jenes Verlangen erzeugt würden, wenn es innerhalb der betreffenden Gebiete von keinem anderen Verlangen behindert wäre? Auf diesem Wege wird eine größere Annäherung an die Erkenntnis des wirklich in jenen Gebieten herrschenden Sachverhalts erzielt, als sich auf irgendeine andere Weise erreichen ließe. Diese Annäherung muß hierauf dadurch berichtigt werden, daß man die Wirkungen irgendwelcher anderer Triebe gebührend in Anschlag bringt, von denen man nachweisen kann, daß sie in einem bestimmten Falle das Ergebnis einschränken. Nur in einigen von den stärksten Fällen, wie bei der wichtigen Frage nach dem Prinzip der Bevölkerungszunahme, werden diese Berichtigungen in die Darstellung der politischen Ökonomie selbst eingeschaltet, wobei die Strenge der rein wissenschaftlichen Anordnung der praktischen Nützlichkeit zum Teil geopfert wird. Soweit es bekannt oder zu vermuten ist, daß das Verhalten der Menschen beim Erwerb von Vermögen unter dem Nebeneinflusse irgendeiner anderen Eigenschaft unserer Natur steht, als dem Verlangen, die größte Menge von Vermögen mit dem geringsten Aufwand von Arbeit und Selbstverleugnung zu erlangen: Insoweit werden die Schlüsse der politischen Ökonomie zur Erklärung oder Vorhersagung wirklicher Ereignisse nicht dienlich sein, und man kann sie nur dadurch dazu dienlich machen, daß man das Maß von Einfluß, welches die andere Ursache ausübt, gehörig in Anschlag bringt und jene Ergebnisse dementsprechend modifiziert."

In diesen Worten zeigt uns J. St. Mill in klarster Weise, wie er nach der Isoliermethode arbeitet. Und wir sehen, daß seine Voraussetzungen fast dieselben sind, die wir bei Ricardo gefunden haben. Die Betrachtung geht vom wirtschaftlichen Motiv aus[1], allerdings berücksichtigt Mill noch besonders die menschlichen Neigungen, „die sich in fortwährendem Anta-

[1] Der Egoismus wird nicht eigens betont. Daß Mill ihn nicht für die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen ansah, zeigen seine Ausführungen, Logik, Bd. III, S. 297, 299, sowie einzelne Bemerkungen in den Principles, so S. 244.

gonismus mit dem Verlangen nach Vermögen befinden". Daß die Menschen dann in der Voraussetzung immer nach dem wirtschaftlichen Prinzip handeln, sagt er nicht ausdrücklich; es ist aber wohl in den obigen Ausführungen enthalten. In bezug auf den Fortpflanzungstrieb, der ja gerade in seiner Lohntheorie eine so große Rolle spielt, fühlt Mill offenbar das Mißliche und die Unsicherheit, die durch ihn in die Lohngesetze hineingebracht wird; andererseits sieht er, dessen ganze Lohnlehre vom Fortpflanzungstrieb abhängt, sich genötigt, ihn unter seine Voraussetzungen aufzunehmen. Daher ist denn auch bei ihm noch viel mehr als bei Ricardo die Lohnbildung vom Willen der Menschen abhängig, weil ja bei Ricardo der Gedanke an Lohnbesserung durch Beherrschung des Vermehrungstriebes noch nicht so stark hervortritt.

Wie für Ricardo, so ist auch für Mill der Zustand der freien Konkurrenzwirtschaft die weitere Voraussetzung; aber bei entsprechender Änderung der Prämissen erscheinen die Gesetze auch auf beliebige andere Zustände anwendbar [1]. Dabei ist sich unser Autor wohl bewußt, daß neben der Konkurrenz das Herkommen eine sehr große Rolle spielt. Es ist, wie er sagt, „der mächtigste Beschützer der Schwachen gegen die Starken" [2]; aber bei Ableitung der volkswirtschaftlichen Gesetze kann es nicht berücksichtigt werden. Speziell in bezug auf den Arbeitslohn ist Mill der Ansicht, daß „Herkommen oder individueller Charakter" im gegenwärtigen Gesellschaftszustand viel weniger Bedeutung haben als die Konkurrenz [3].

Die Frage sodann, welche Arbeiterklasse Mill voraussetzt, beantwortet sich sehr leicht; zu Beginn seiner Erörterungen über die Lohngesetze sagt er nämlich ausdrücklich: „Es ist zweckmäßig . . ., bei Erörterung des Gesetzes des Arbeitslohns in der ersten Instanz so zu verfahren, als ob es keine andere Art Arbeit gebe als gewöhnliche ungelernte Arbeit von dem durchschnittlichen Maß Mühe und Unannehmlichkeit" [4]. Zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit wird hierbei kein Unterschied gemacht: Auch der Lohn der letzteren hängt vom Lohnfonds ab [5]. Die Verschiedenheit im Arbeitslohn kennt Mill dabei wohl und bespricht sie eingehend an der Hand von Adam Smith' Aufstellung, teilweise beistimmend, teilweise auch von ihm abweichend [6]. Richtig erkennt er, daß hier vielfach nicht die Ausgleichung vorliegt, die Adam Smith zu finden glaubte [7]; sondern daß es sich um Monopol-

[1] Mill, Logik III, S. 314, 315.
[2] Mill, Principles, S. 148.
[3] Mill, Principles, S. 207.
[4] Mill, Principles, S. 207. Soetbeer II, S. 1.
[5] Mill, Principles, S. 207.
[6] Mill, Principles, S. 233 ff.
[7] Mill, Principles, S. 235, 236 ff.

preise handelt, so bei der Vertrauensvergütung, bei der höheren Bildung. Er bespricht auch den Lohndruck durch die Konkurrenz von Dilettanten und überhaupt von Leuten, die billiger arbeiten, weil sie nicht vom Lohn der betreffenden Arbeit allein leben [1] — ein Umstand, auf den auch Smith schon hingewiesen hatte [2]. Andererseits kann aber nach Mill ein Grundbesitz, der „bis zum Belauf des wirklichen Lebensbedarfs von dem Arbeitsmarkt unabhängig macht", lohnsteigernd wirken [3]. Auch auf die Frauenarbeit und die Gründe ihrer niedrigen Entlohnung kommt Mill zu sprechen [4]. Die Bedeutung des Herkommens weiß er ebenfalls, wie schon erwähnt, zu würdigen, wenngleich vielleicht nicht in genügendem Maße [5]. Die strenge Scheidung, die unter den einzelnen Klassen der Arbeiter durch Herkommen und aus anderen Gründen geherrscht hat, erkennt Mill wohl an. Sie steht natürlich der Auswirkung der Lohngesetze über die ganze Bevölkerung hin im Wege, während andererseits innerhalb der einzelnen Klassen sich auch einzelne Vorgänge aus der Lohngesetzmaschinerie abspielen können. Der Arbeitslohn in jeder dieser Klassen wird „mehr durch die Zunahme ihrer eigenen Bevölkerung als durch die allgemeine Volksvermehrung des Landes reguliert" [6]. Übrigens bemerkt Mill, daß die Klassenscheidung immer mehr abnimmt: „Jede Klasse ist einer mehr und mehr zunehmenden Konkurrenz, wenigstens von der zunächst unter ihr stehenden Klasse her, ausgesetzt" [7].

Die Bedeutung der Arbeiterverbindungen zum Zwecke höheren Lohnes vermag Mill als Lohnfondstheoretiker natürlich nicht unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, wie ihn etwa die heutige Gewerkschaftsbewegung einnimmt: Seiner Theorie nach muß ja jede Lohnerhöhung einer Arbeitergruppe einer anderen abgezogen werden. Trotzdem billigt er eine so zustandegekommene Hochhaltung der Löhne — die seiner Ansicht nach nur durch Beschränkung der Mitbewerberzahl erreicht werden kann — weil die auf diese Weise ausgeschlossene zahlreichere Klasse durch ihre Zulassung höchstens nur für ganz kurze Zeit besser daran sein würde [8]. Auch sieht Mill sehr wohl ein, daß der einzelne Arbeiter dem Unternehmer gegenüber der Schwächere ist und daher oft nicht imstande, den eigentlich dem Verhältnis von Nachfrage und Angebot entsprechenden Lohn zu erhalten. Da tritt dann die Arbeiter-

[1] Mill, Principles, S. 240.
[2] Wealth of Nations, S. 91.
[3] Mill, Principles, S. 224. Soetbeer II, S. 30.
[4] Mill, Principles, S. 242.
[5] Mill, Principles, S. 207, 214, 242, 244.
[6] Mill, Principles, S. 238. Soetbeer II, S. 54.
[7] Ebenda.
[8] Mill, Principles, S. 243, 244, 563 ff.

assoziation ein; sie ist „das unentbehrliche Mittel, um die Arbeitverkäufer zu befähigen, bei freier Konkurrenz ihr eigenes Interesse gehörig wahrzunehmen“ [1]. In dieser letzteren Auffassung liegt schon eine Abschwächung der Lohnfondstheorie.

Als Mill schrieb, spielte bereits die Auswanderung eine große Rolle; es ist daher nicht zu verwundern, daß er auch ihre Bedeutung für den Arbeitslohn erkannte: Der Arbeitsmarkt wird bei ihm schon international beeinflußt, ja, die Auswanderung hat sogar eine nicht geringe Bedeutung für die Lohnhöhe in der Heimat [2]. Abgesehen davon aber ist der Arbeitsmarkt territorial geschieden, und die Lohnbildung scheint sich nach Mill mit einer gewissen Gleichmäßigkeit über das Land hin zu erstrecken. Auch hierin steht er Ricardo nahe; und so haben wir überhaupt feststellen können, daß seine Voraussetzungen denen Ricardos ganz ähnlich sind, mag auch seine Lohntheorie von jener Ricardos erheblich verschieden sein.

D. Rückblick auf die engliſchen Klaſſiker.

Vergleicht man Ricardos Methode mit der von Adam Smith, so sieht man, daß beide deduktiv vorgehen, Ricardo allerdings in weit höherem Maße als Smith, der auch die Induktion vielfach handhabt. Aber Smith benutzt im allgemeinen nicht die Isoliermethode. So wie er die wirtschaftlichen Vorgänge erkennt, stellt er sie uns dar. Er führt sie uns mit dem Grad von Gleichmäßigkeit vor, den er an ihnen vorgefunden zu haben glaubt. Er setzt im allgemeinen nur das und alles das voraus, was er in Wirklichkeit für vorliegend ansieht. Ganz ohne Isolierung geht es freilich bei ihm auch nicht ab. So wird man namentlich sagen können, daß die Lohngesetze im großen und ganzen von dem Gedanken der freien Konkurrenzwirtschaft ausgehen, also von den tatsächlichen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grad abstrahieren. Aber diese letzteren werden doch immer wieder berücksichtigt; und da, wo die Isoliermethode sonst hauptsächlich einsetzt, bei den Motiven des menschlichen Handelns, da ist bei Adam Smith nicht allzuviel davon zu finden.

Anders sein Schüler Ricardo. Der greift die Motive heraus, die er als die wichtigsten ansieht, und leitet von ihnen seine Gesetze ab, wohl wissend, daß im wirklichen Leben Störungen der verschiedensten Art der vollen Wirkung dieser Gesetze entgegentreten.

J. St. Mill geht vielleicht ebenso konsequent isolierend vor; nur bespricht er Abweichungen der Wirklichkeit mehr

[1] Mill, Principles, S. 565. Soetbeer III, S. 252.
[2] Mill, Principles, S. 232.

als Ricardo, der vielfach darüber hinweggeht. Er will aber außerdem in bewußter Anlehnung an Smith seine theoretischen Grundsätze auch anwenden und dies in seinem Werke durchführen. Prüft man die Voraussetzungen, die einerseits Adam Smith, andererseits Ricardo und Mill machen, so ist im Auge zu behalten, daß ihnen bei ersterem eine ganz andere Bedeutung zukommt als bei den beiden letzteren. Da und insoweit Adam Smith das wirkliche Leben darstellen will, stellt sich die Abweichung davon als ein Fehler dar. Bei den Meistern der Isoliermethode kann man die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit gar nicht verlangen: nur das muß man fordern, daß sie von ihren Prämissen konsequent deduzieren und daß sie ihre Voraussetzungen voll ausnützen, also ihnen alles entnehmen, was in ihnen liegen kann. Überblicken wir in diesem Sinn nochmals die Grundlagen der klassischen Lohntheorien, so ist Adam Smith von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er das Selbstinteresse und speziell das erste, das wirtschaftliche Leitmotiv, allzusehr in den Vordergrund gestellt hat, wenn es auch ganz falsch ist, ihm zu imputieren, er hätte keine anderen Motive gekannt. Dieser Vorwurf kann natürlich Ricardo und Mill nicht berühren. Wohl aber trifft sie die Behauptung Brentanos[1], daß sie aus dem Selbstinteresse gar nicht alle Folgerungen gezogen haben. In der Tat ziehen sie fast nur die Folgerungen, die sich aus dem Gedanken der Konkurrenz direkt ergeben; es liegt aber außerhalb des Bereichs ihrer Erwägungen, daß das Selbstinteresse auch zur Überwindung der Konkurrenz durch die Einigung, zu den Koalitionen der Arbeiterschaft führen und so andere Resultate zeitigen kann. Die Gewerkvereine sind ihnen nicht unbekannt, werden aber von ihnen — auch von J. St. Mill — nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt. Ihre ganze Lohntheorie beruht viel mehr auf der Betrachtung der Arbeiter als Produzenten von Arbeitern denn als Produzenten von Arbeit. Der Geschlechts- und Vermehrungstrieb wird insbesondere bei Smith zu mächtig eingeschätzt. Die Abhängigkeit der Bevölkerungsvermehrung von der Höhe der Löhne scheint ihm unumstößlich, Ricardo beinahe sicher; Mill allerdings sieht, durch Frankreichs Beispiel belehrt, die Sache schon anders an. Daß der Vorwurf, den Klassikern sei nur eine einheitliche Arbeiterklasse bekannt, ebenso unberechtigt ist wie der andere, es gäbe bei ihnen keine lokalen Unterschiede, keine Bedeutung der Sitte und des Herkommens[2], das ist schon gezeigt worden. Eher könnte man ihnen vorwerfen, daß sie, in ihrer Zeit befangen, die Möglichkeit eines internationalen Arbeitsmarktes, die Konkurrenz zwischen den

[1] Brentano, Die klassische Nationalökonomie, S. 19.
[2] Vgl. Brentano, Die klassische Nationalökonomie, S. 10.

Arbeitern niedrig und hoch stehender Länder nicht genügend ins Auge gefaßt haben. Aber man kann wohl nicht verlangen, daß die Männer im Zeitalter des Postwagens ihre Blicke auf die Möglichkeiten richteten, die Dampfschiff und Eisenbahn erst geboten haben; und Hinweise auf mögliche Änderung der Lohnhöhe durch ausländische Arbeiter finden sich ja auch bei Ricardo und Mill.

Wir haben im bisherigen Verlauf der Darstellung zwischen den drei besprochenen Typen bürgerlicher Ökonomik mannigfache und bedeutsame Unterschiede gefunden; aber diese Unterschiede werden klein erscheinen beim Vergleich mit dem Schöpfer des „wissenschaftlichen Sozialismus", dessen Lohntheorie wir nun betrachten. Und doch fußt auch Karl Marx auf den englischen Klassikern.

IV.

Das Lohnproblem bei Marx.

A. Allgemeine Grundlagen der Marxiſtiſchen Lohntheorie.

Die trostlose Lage der arbeitenden Bevölkerung in England war durch Kommissionsberichte und Schriftsteller, durch Ausstände und Aufstände, durch Sozialisten und Chartisten der Öffentlichkeit allmählich zu Ohren und zu Herzen gekommen. Im Jahre 1844 hatte sie Engels in meisterhafter Weise in seinem Buche dargestellt und mit folgenden Worten die Charakterisierung des englischen industriellen Proletariats resumiert [1]: „Überall, wohin wir uns wenden, finden wir dauerndes oder temporäres Elend, Krankheiten, die aus der Lage oder der Arbeit entstehen, Demoralisation; überall Vernichtung, langsame, aber sichere Untergrabung der menschlichen Natur in körperlicher wie geistiger Beziehung." Er kommt zum trostlosen Schluß, „daß keine Aussicht auf Besserung ihrer Lage da ist" [2]. Nur eines kann helfen: die Revolution; und sie wird in kürzester Zeit kommen, so blutig, wie nur je eine gewesen ist [3]. Wir wissen, daß diese Prophezeiung Engels' gerade für England nicht eingetroffen ist, trotzdem er in Gemeinschaft mit Marx 1848 im Kommunistischen Manifest mit zündenden Worten die Proletarier aller Länder zur Vereinigung und Erhebung aufforderte. Die folgenden Jahre brachten England noch einen glänzenden Aufschwung bis zum Beginn der siebziger Jahre. Und ist den besitzenden Klassen der Hauptanteil am Gewinn zugekommen, so fiel für die Arbeiter doch auch etwas davon ab. Hatte den dreißiger und vierziger Jahren das „schreckenerregende Arbeiterelend" seinen Stempel aufgedrückt, so sind die fünfziger und sechziger Jahre durch einen erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwung charakterisiert [4]. Engels gibt dies 1892 selbst zu im Vorwort zur zweiten Auflage seiner „Lage der arbeitenden Klassen" [5]. Aber freilich,

[1] Engels, Lage der arbeitenden Klassen, S. 214.
[2] Engels, Lage der arbeitenden Klassen, S. 277.
[3] Engels, Lage der arbeitenden Klassen, S. 298.
[4] Steffen, Studien, Bd. III, S. 163.
[5] Engels, Lage der arbeitenden Klassen, S. VIII ff., besonders S. XXXIII.

auch damals noch gab es gerade genug Arbeiterelend. Von der Lage im Jahre 1865 nun, d. h. der Zeit, „wo die britische industrielle Prosperität ihren Höhepunkt erreicht hatte“ [1], geht Marx in seinem „Kapital“ aus, dessen erster Band 1867 erschien. Dasselbe Zeitalter, das so manche gleichzeitige Ökonomen zu begeisterten Jubelhymnen veranlaßt hatte, fand vor seinen Augen wenig Gnade; das Kapital, von seinen Zeitgenossen angebetet, erschien ihm als blut- und schmutztriefendes Ungetüm.

Ist dieser in die Augen springende Unterschied des Standpunktes nun aber der einzige, ja auch nur der bedeutendste, der Marx von seinen Gegnern scheidet? Bedenken wir: Den biederen britischen Ökonomen tritt der deutsche Jude entgegen, der, von der Hegelschen Philosophie herkommend, in Frankreich durch die Revolutionsbewegung hindurchgegangen ist und sich nun in die englische Nationalökonomie eingearbeitet hat — muß er ihr nicht ganz anders gegenüberstehen? In der Tat merken wir sofort einen tiefgehenden Unterschied mit aller bisherigen politischen Ökonomie. Nicht so schnell wird uns klar, worin das Wesen dieses Unterschieds besteht. Sehen wir zunächst die äußeren Formen an, so fällt uns vielleicht zuerst die algebraische Einkleidung in die Augen. Sie ist jedoch nicht so wesentlich und auch nicht erst von Marx erfunden worden [2]. Ist es vielleicht die starke Betonung des Geschichtlichen? Historisch hatte auch schon Adam Smith gearbeitet, und zwar in der Weise, daß er nach mehr oder weniger theoretischer Ableitung seine Sätze mit historischen Tatsachen zu erhärten suchte: Das aber findet sich bei Marx wieder. Viel trägt sicher auch zu seiner Kennzeichnung die Wucht und Energie bei, mit der Marx seine Gedanken vorträgt, die Konsequenz, mit der er sie zu Ende denkt; die Zielstrebigkeit, mit der jedes Wort im „Kapital“ dem Grundgedanken des Werkes untergeordnet ist. Aber der Hauptunterscheidungspunkt ist doch wohl schon damit verknüpft, daß Marx ein viel weiteres Gebiet behandelt — trotz des scheinbar engeren Titels. Was die Klassiker erforscht hatten, war Nationalökonomie gewesen. Auch Marx untersucht die Nationalökonomie; aber er stellt sie auf einen breiteren Boden. Zunächst weitet sich ihr Umfang aus über die Grenzen der bisherigen Wirtschaftswissenschaft: sie wird zu einer allgemeinen Gesellschaftslehre. Hatten die Klassiker auch manche Enklaven bebaut, die außerhalb der Nationalökonomie lagen, hatten insbesondere Smith und Mill den Zusammenhang mit der ganzen Anschauung von der Gesellschaft zu halten

[1] Engels, Lage der arbeitenden Klassen, S. XIII.
[2] Vgl. Masaryk, Grundlagen, S. 265.

gesucht [1], so kann man doch bei den Klassikern eigentlich nicht von Soziologie reden. Marx',,Kapital" dagegen im Zusammenhang mit seinen übrigen Schriften steht auf diesem Boden. Dies liegt besonders auch ausgedrückt in seiner historischen Auffassung. Wohl hatten die Klassiker auch Untersuchungen über die Vorzeit angestellt; doch war es ihrer Zeit noch nicht gegeben, den Entwicklungsgedanken als Ordner in dem Chaos der wirtschaftlichen Tatsachen wirken zu lassen; wohl kennen sie ein Fortschreiten vom armen zum wirtschaftlich blühenden Zustand, nicht aber wissen sie die Wandlungen der Wirtschaftssysteme richtig zu würdigen. Sie kennen vielmehr zwei Idealzustände: einmal den ursprünglichen, den „original state of things", und dann einen zukünftigen des mehr oder weniger freien Verkehrs, der, mit der zeitgenössischen Technik ausgestattet, sich besonders auch durch das Privateigentum am Boden vom ursprünglichen unterscheidet [2]. Die dazwischenliegenden lästigen Beschränkungen des Verkehrs und der Gewerbe, namentlich aus älterer Zeit, besonders aber frühere, noch unfreiere Wirtschaftssysteme werden als unzweckmäßig nachgewiesen, aber nicht aus ihrer Zeit heraus erklärt [3].

Anders Marx. Er vernachlässigte nicht etwa die Wirtschaftstheorie, aber er zeigte, „wie man die Einsicht in den historischen Charakter des Wirtschaftslebens, also seine stete Wandelbarkeit im Ablauf der Geschichte vereinigen kann mit einer systematischen Erfassung der ökonomischen Vorgänge" [4]. Bei ihm ist alles notwendige Entwicklung. „Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte", rief Engels seinem Freunde ins Grab nach [5]. Auch Marx' Revolutionstheorie, nach welcher die Übergänge von einem Produktionssystem zum anderen gewaltsam erfolgen, soll nur ein eigentümlich modifizierter Evolutionismus sein.

Aber wenn die Entwicklung auch der Darwinschen ent-

---

[1] Gothein, Artikel „Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft", Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Bd. IV, S. 686.

[2] Vgl. dazu Wealth of Nations, besonders S. 49, 50.

[3] Vgl. dazu besonders die Einleitung zu Wealth of Nations, S. 1 ff., charakteristisch auch S. 292: „Had human institutions never disturbed the natural course of things, the progressive wealth and increase of the towns would, in every political society, be consequential, and in proportion to the improvement and cultivation of the territory or of the country"

Ricardo ist hier überhaupt nicht so heranzuziehen. Seine Urzeitmenschen, z. B. Principles S. 17, wollen keine historischen Gestalten, sondern Abstraktionen sein.

[4] Sombart, Karl Marx und die soziale Wissenschaft, Arch. f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 26, S. 445; vgl. Engels, Anti-Dühring, S. 137 ff.

[5] Engels an Marx' Grabe, zitiert bei Masaryk, Grundlagen, S. 103.

sprechen soll [1], so geht sie doch bei Marx nicht den allmählichen Gang, den der Naturforscher beobachtet hatte; vielmehr vollzieht sie sich nach seiner, der Hegelschen nachgebildeten Dialektik in Gegensätzen: So wird der ursprüngliche Kommunismus durch die Entstehung des Privateigentums mit immer mehr kapitalistischer Zuspitzung negiert; die Vergesellschaftung des Arbeitsprozesses bereitet dann den Boden vor für eine Revolution, durch welche die nunmehr überflüssige Institution des Privateigentums negiert wird: Negation der Negation. In der menschlichen Gesellschaft geschieht die Entwicklung durch Klassenkämpfe. Es ist jeweils eine Klasse, die die zukünftige Produktionsform in sich verkörpert. Heutzutage ist es das Proletariat. Diese Klassen sind typisch für Marx. Aber allerdings, im Urzustand scheint es ebensowenig Klassen gegeben zu haben wie in der Zukunftsgesellschaft [2]. Das Revolutionäre der Entwicklung ist übrigens im „Kapital" den früheren Schriften gegenüber abgeschwächt. Aber ganz verwischt ist es keinesfalls [3].

Hier sehen wir also die Bedeutung der Hegelschen Dialektik für Marx [4]. Sie ist nicht bloß ein gutes Mittel der Darstellung; sie soll nach Marx wirklich die Art weisen, in welcher die Entwicklung sich vollzieht: nach Thesis, Antithesis und Synthesis; „ein äußerst allgemeines . . . Entwicklungsgesetz der Natur, der Geschichte und des Denkens" nennt es Engels [5]. Ist das ganz neu für die politische Ökonomie? Als durchgeführtes System gewiß. Aber doch liegt diese Art zu denken den Menschen viel zu nahe, als daß man nicht auch schon früher im einzelnen darauf verfallen wäre. Was ist es z. B. anders als Negation der Negation, wenn die Klassiker auf den Zustand der natürlichen Freiheit den der wirtschaftlichen Gebundenheit folgen lassen, der dann seinerseits durch den bekannten Idealzustand der Kulturfreiheit — so möchte man ihn nennen — wieder negiert wird? [6] Immerhin ist die Dialektik gewiß ein hervorstechendes Kennzeichen Marxscher Denkweise.

---

[1] Hammacher sagt, daß Marx und Engels den Darwinismus „mit Begeisterung begrüßten"; vgl. S. 126 und die dort zitierten Stellen aus Engels. Für Marx könnte aus dem „Kapital" z. B. Bd. I, S. 335, Anm. 89 herangezogen werden.

[2] Vgl. Engels, Ursprung der Familie, S. 121 ff.

[3] Hammacher, S. 225; er findet S. 211 ff. bei Marx einerseits eine (mehr revolutionäre) Gegensatzentwicklung, andererseits eine (mehr evolutionäre) Widerspruchsentwicklung.

[4] Marx selbst spricht sich über seine Stellung zu Hegel aus: Kapital, Bd. I, S. XVII, XVIII.

[5] Anti-Dühring S. 132.

[6] Über Negation der Negation bei Rousseau spricht Engels, Anti-Dühring, S. 130. „Die Menschen haben dialektisch gedacht lange ehe sie wußten, was Dialektik war," sagt er auf S. 134.

Sie ist in den Naturwissenschaften ebenso bedeutsam wie in der menschlichen Geschichte. Vom selben Standpunkt aus, von dem Marx die Naturentwicklung betrachtet, will er auch die Jahrhunderte der Geschichte an sich vorbeiziehen lassen. Und da glaubt er zu sehen, wie alles Handeln und Trachten der Menschen vom Realsten zum Idealsten doch zuletzt auf wirtschaftlichen Ursachen beruht: Er gründet seine Lehre auf die materialistische oder, wie man sie besser nennt, auf die ökonomische Geschichtsauffassung [1]. Der Verfasser des „Kapital" hat sich über diese Grundlage seiner Theorie vor allem im Vorwort zu dem 1859 erschienenen Heft „Zur Kritik der politischen Ökonomie" ausgesprochen; die wichtigsten Sätze mögen hier angeführt sein [2]:

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt". Im Verlauf der Entwicklung „geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen". Es tritt „eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um."

Das sind die Hauptpunkte von Marx' Geschichtsauffassung. Im „Kapital" sind diese Grundsätze öfters ausgesprochen, aber doch nicht in so ausgeprägter Form. In den späteren Bänden treten sie mehr zurück. Engels bespricht mehrfach den historischen Materialismus ähnlich wie Marx, so namentlich auch in seiner Streitschrift gegen Dühring [3]. Gegen Ende seines Lebens hat er allerdings die Bedeutung dieser Worte abzuschwächen gesucht; in einem Brief vom 21. September

[1] Der letztere Name stammt von Paul Barth, Die sogenannte materialistische Geschichtsphilosophie (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. XI, S. 9). Bernstein, Voraussetzungen, S. 13. Erdmann, Die philosophischen Voraussetzungen, S. 4. In letzterem Aufsatz S. 32 ff. ist auch gezeigt, daß die ökonomische Geschichtsauffassung nicht notwendige Konsequenz des philosophischen Materialismus ist, wie Marx und Engels glaubten.

[2] Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. LV.

[3] Anti-Dühring S. 253.

1890 hält er zwar aufrecht, die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens sei in der Geschichte in letzter Instanz das bestimmende Moment; sie sei aber nicht das einzige bestimmende Moment [1]. So sehen wir, daß sowohl Marx als besonders Engels ihre Anschauungen mit der Zeit modifiziert haben, daß jedenfalls Engels' Schlußauffassung sich nicht unerheblich von dem unterscheidet, was Marx im Vorwort der „Kritik der politischen Ökonomie" verkündet [2].

Bei aller Bedeutung der Entwicklung im Marxschen System ist aber doch nicht nur sie dargestellt. Man kann zunächst bei Marx Statik und Dynamik unterscheiden. Man wird dann unter Statik die Untersuchung der gesellschaftlichen Zustände im Gleichgewicht verstehen, soweit sie das für alle Zeiten Grundlegende, das Gemeinsame enthalten [3]; Dynamik aber ist als die Lehre von den gesetzmäßigen Veränderungen, von der Entwicklung aufzufassen. So glaube ich im Anschluß an Comte die beiden Begriffe ansehen zu dürfen. Zur Statik in diesem Sinne gehört dann die materialistische Lehre vom Unter- und Überbau [4]. Ebenfalls hierher zu rechnen sind so manche feinsinnige Ausführungen, die mehr in der Richtung der eigentlichen Nationalökonomie, und zwar der reinen Wirtschaftstheorie, liegen; ich denke da namentlich an Stellen in

---

[1] Der soc. Akadem. 1895, 1. Oktober: Ein Brief von Fr. Engels. Zur Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung. Zitiert bei Masaryk, Grundlagen, S. 104.

[2] Eine gute Übersicht über die Entwicklung der Marx-Engels'schen Geschichtsauffassung bei Masaryk, Grundlagen, S. 92 ff.; zu vgl. auch Bernstein, Voraussetzungen, S. 4 ff., der ebenfalls die Phasen der Entwicklung skizziert, aber unter Berufung auf Engels auch von Anfang an keine ganz rein ökonomische Geschichtsauffassung annimmt: „Es soll natürlich nicht behauptet werden, daß Marx und Engels zu irgendeiner Zeit die Tatsache übersehen hätten, daß nichtökonomische Faktoren auf den Verlauf der Geschichte einen Einfluß ausüben"; sie hätten ihnen zuerst nur eine sehr viel geringere Mitwirkung zuerkannt (S. 7). Hammacher dagegen erkennt einen wesentlichen Unterschied der früheren und späteren Formulierungen nicht an (S. 463).

[3] Vgl. Comte, Cours de philosophie positive. Paris 1830—1842. Es handelt sich bei der Statik um eine „étude fondamentale des conditions d'existence de la société", im Gegensatz zu den lois de son mouvement continu, IV, 1, S. 318, ähnlich S. 320, 324, 537, I, S. 579. Vgl. Waentig, Auguste Comte und seine Bedeutung für die Entwicklung der Sozialwissenschaft, S. 150, 342. Hammacher, Marxismus, S. 133, 211. Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Bd. III, Artikel „Soziologie", S. 1381. Gothein, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Bd. IV, S. 680 ff., besonders S. 693. Wenn bei Hammacher die Einteilung des Marxistischen Systems nach Statik und Dynamik eine so große Rolle spielt, Masaryk aber (Grundlagen, S. 65, auch 77) überhaupt eine Statik bei Marx bestreitet, so liegt das natürlich an einer verschiedenen Auffassung der Begriffe Statik und Dynamik. (Masaryks Definition dieser Begriffe, S. 76, Anm.)

[4] So bei Hammacher S. 134 ff.

einem Teil des fünften Kapitels [1]; da wird „der Arbeitsprozeß . . . abstrakt betrachtet, unabhängig von seinen geschichtlichen Formen, als Prozeß zwischen Mensch und Natur“ [2].

Räumlich indes umfassen diese Partien nur einen geringen Teil des „Kapital“. Ist nun alles andere Dynamik? Unzweifelhaft sind alle Partien dynamisch, in denen die Entwicklung, das Vorwärtsschreiten dargestellt wird. Nun finden wir aber viele Kapitel, in denen das nicht der Fall ist; es ist vielmehr ein Zustand, der analysiert oder beschrieben wird; so gleich die ersten Kapitel. Sind sie aber nun statisch? Will man den Begriff statisch fassen, wie ihn Comte angenommen hat, so gehört dazu nicht nur die Ruhe, der Zustand, sondern vor allem auch der Gedanke, daß das allen Epochen Gemeinsame, Grundlegende dargestellt werde. Dies geschieht aber in den fraglichen Marxschen Kapiteln mit nichten. Hier wird eine bestimmte Epoche dargestellt und analysiert, aber, im Gegensatz zu den die Entwicklung darlegenden Kapiteln, in einem angenommenen Zustand der Ruhe. Der Autor hat der unaufhaltsamen Entwicklung einmal Halt kommandiert und untersucht den nun als starr angenommenen Körper seines Objekts, um ihn in dem nächsten Kapitel wieder in vollem Leben auf seiner Bahn weitersausen zu lassen. Ich meine also, die Unterscheidung von Statik und Dynamik bei Marx mag bestehen bleiben. Bedeutungsvoller speziell für die vorliegenden Untersuchungen, wo es sich in erster Linie um die Lohntheorie handelt, erscheint aber die Scheidung zwischen Zustand und Entwicklung in dem ausgeführten Sinne. Ich bezeichne also im folgenden mit Darstellung des „Zustands“ jene Teile des Marxschen Werkes, in welchen der Kapitalismus in der Ruhe aufgezeigt ist, ohne Rücksicht auf seine immerwährende Entwicklung; diese ist vielmehr ausgeschaltet. Unter Darstellung der „Entwicklung“ verstehe ich dann die Teile, in denen der Kapitalismus in seiner notwendigen Veränderung untersucht wird, mit seiner Vergangenheit und Zukunft, als Negation der vorhergehenden Periode seine eigene Negation schon in sich tragend. Die Darlegung des Zustands will somit einen Querschnitt geben, die der Entwicklung einen Längsschnitt. Während Ricardo im geraden Gegensatz zu Marx uns eigentlich nur einen Querschnitt vorsetzt, ist es bei Marx der Längsschnitt, der die tiefere Bedeutung hat.

Vergleichen wir diese Einteilung nach Statik und Dynamik, so sind die Partien der Entwicklung unzweifelhaft als dynamisch anzusprechen; die des Zustands kann man aber aus den angeführten Gründen nicht mit der Statik identifizieren. Zu unterst bleibt dann immer noch die eigentliche Statik.

[1] Kapital, Bd. I, S. 139 ff.
[2] Kapital, Bd. I, S. 472; vgl. Hammacher S. 420.

Natürlich sind aber die Darstellungen von Zustand und Entwicklung oft ineinander verschmolzen. Bei vielen Stücken wird man unzweifelhaft sagen, wohin sie gehören; betreffs anderer mag man schwanken. Viele sind in der Mitte, so daß eine restlose Bestimmung unmöglich. Das liegt in der Natur der Sache. Denn die Unruhe steckt ja dem Kapital im Blut; es will Mehrwert hecken und akkumulieren. Und so liegt auch in der Darstellung des Zustandes meist schon der Keim der Entwicklung. Wir wollen aber im folgenden unter Darstellung der Entwicklung noch nicht jede Bewegung verstehen, sondern erst die mit einer bestimmten Tendenz voranschreitende; noch nicht die Momentphotographie des bewegten Körpers, sondern erst seine kinematographische Aufnahme, wenn dieses freilich etwas hinkende Bild erlaubt ist; um ein konkretes Beispiel zu nehmen: Noch nicht die Auseinandersetzung des Mehrwerts, nicht des absoluten und auch nicht des relativen, sondern erst die Darlegung, wie eben durch den Mehrwert die Entwicklung voranschreitet, das Kapital akkumuliert. Die Abschnitte des „Kapital" kurz übersehen, beginnt Marx den ersten Band mit Zustandsuntersuchungen; aber schon im ersten Abschnitt schieben sich Analysen der Entwicklung ein. Allmählich wird die heutige Zeit mit einem weiteren Hintergrund ausgestattet, Vergangenheit und Zukunft ergänzen das Bild, wir erkennen die Kräfte der Entwicklung. Schon im vierten Abschnitt sind sie stark am Werk. Die Schlußkapitel des ersten Bandes sind nur vom Standpunkt der Entwicklung zu betrachten. Ähnlich durchkreuzen sich die Betrachtungsweisen auch in den anderen Bänden, die uns freilich hier weniger interessieren. Besonders klar und bedeutungsvoll ist, wie zu zeigen sein wird, diese Scheidung in der Lohntheorie; sie hilft zur Überwindung mancher scheinbarer Widersprüche. Der von Hammacher[1] bemängelte „Dualismus der Lohntheorie, die einmal den natürlichen Preis, dann aber das Gesetz der industriellen Reservearmee maßgebend sein läßt," scheint mir bei der hier vorgenommenen Zweiteilung zu einer bloßen Verschiedenheit der Betrachtungsweise herabzusinken.

Bei diesem Wechsel von Zustand und Entwicklung ist natürlich die Entwicklung das Beherrschende in Marx' Werk. Die Darstellung des Zustands, so wichtig und bedeutsam sie ist, rückt doch in die zweite Linie. Ich möchte das Verhältnis von beiden bei unserem Autor vergleichen mit einem mächtigen, reißenden Strome, dessen Lauf bisweilen durch große Seen unterbrochen wird, in denen er sich klärt. So wie dieser Wechsel von See und Strom erscheint mir auch der Wechsel von Zustand und Entwicklung in der Anlage des Marx schen Werks.

[1] Hammacher, Marxismus, S. 561 ff.

Dabei ist der Strom das Primäre, das Richtunggebende. Marx bezeichnet es selbst als letzten Endzweck des „Kapital", das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen [1]. Natürlich versteht er unter dieser Bewegung eine Entwicklung.

Es ist nun auch nicht schwer zu erraten, welcher Zustand es ist, auf den sich alles Interesse konzentriert, der vor allem dargestellt wird. Es ist der moderne Kapitalismus — die Entwicklung zeigt den Strom, der zu diesem See hin- und von ihm wegführt. Wir können die Zustandsdarstellung mit der Untersuchung des Kapitalismus identifizieren. Eine kleine Einschränkung müssen wir dabei jedoch machen. Wenn Marx am Anfange des ersten Bandes die Wertlehre erläutert, so spricht er zwar gleich in der ersten Zeile von „kapitalistischer Produktionsweise", aber er geht doch eigentlich vom Zustand der einfachen, also vorkapitalistischen Warenproduktion aus. Allerdings paßt diese Analyse mit einer Ausnahme auch für den Kapitalismus: Er untersucht in diesem ersten Abschnitte die Begriffe, die beiden Zuständen gemeinsam sind. So können wir doch unsere Behauptung im allgemeinen aufrecht erhalten, daß die Zustandsanalyse den Kapitalismus untersucht. Nur eines stört uns hierbei, das uns im Verlauf der Darstellung noch öfters in die Quere kommen wird: die Vertauschung der Waren nach ihrem Wert. Doch davon später [2].

B. Die Darstellung der Lohntheorie.

1. Die Untersuchung des Zustands.

Wir unterziehen zunächst die Zustandsdarstellung unserer Betrachtung. Marx greift einen Arbeitstag heraus und untersucht ihn [3], und er findet, daß das Arbeitsprodukt dieses Tages mehr wert ist als die Arbeitskraft [4], die es produzierte; d. h. nach dem Marxschen Wertbegriff ist mehr Arbeit erforderlich, um das Produkt des betreffenden Tages hervorzubringen, als um die Arbeitskraft, die es hervorbrachte, ihrerseits zu reproduzieren. Denn „die vergangene Arbeit, die in der Arbeitskraft steckt, und die lebendige Arbeit, die sie leisten kann . . . sind zwei ganz verschiedene Größen. Die erstere bestimmt

[1] Kapital, Bd. I, S. VIII.

[2] Engels spricht denn auch im Vorwort zum dritten Band des „Kapital" (S. XVI) von der einfachen Ware am Anfang des ersten Buchs im Gegensatz zur „begrifflich und geschichtlich sekundären Form", „der schon kapitalistisch modifizierten Ware". Berechtigung zu dieser Unterscheidung gibt ihm wohl nur die erwähnte Wertvoraussetzung.

[3] Kapital, Bd. I, S. 192.

[4] Daß es sich um den Wert der Arbeitskraft und nicht um den Wert der Arbeit handle, begründet Marx, Kapital, Bd. I, S. 499.

ihren Tauschwert, die andere bildet ihren Gebrauchswert“ [1]. Die Differenz ist die Mehrarbeit, durch die zugunsten des Kapitalisten der Mehrwert erzielt wird. Jedoch nicht sie interessiert uns hier, sondern die Arbeit, die notwendig ist, um die Arbeitskraft des Arbeiters zu reproduzieren; sie stellt sich dar in der „notwendigen Arbeitszeit“ [2]. Denn ihre Leistung ist es, die der Arbeiter als Lohn erhalten muß, sie stellt den Wert seiner Arbeitskraft dar. Schon hier sei bemerkt: Zunächst wird die Voraussetzung gemacht, daß alle Waren, also auch die Arbeitskraft, zu ihrem vollen Werte gekauft und verkauft werden [3]. Für die Wertberechnung kommt nicht die Zeit in Betracht, die tatsächlich im einzelnen gebraucht worden ist, sondern die zur Reproduktion gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit [4]. Dabei ist die qualitativ höhere Arbeit auf einfache Arbeit zu reduzieren [5].

Der Wert der Arbeitskraft nun „wird bestimmt durch den Wert der notwendigen Lebensmittel, die gebraucht werden, um die Arbeitskraft zu produzieren, zu entwickeln, zu unterhalten und zu verewigen“ [6]. Dabei sind aber durchaus nicht bloß die Lebensmittel gemeint, die zur Lebensfristung nebst Fortpflanzung unbedingt erforderlich sind, also etwa, die das physische Existenzminimum umfassen würden [7]. Vielmehr wird der Wert der Arbeitskraft „aus zwei Elementen gebildet, von denen das eine bloß physisch, das andere historisch oder gesellschaftlich ist“ [8], und ist somit keine fixierte, sondern eine veränderliche Größe [9]. Er hängt von den gewohnheitsmäßigen Bedürfnissen der arbeitenden Klasse ab, die verschieden sind nach Zeit und Ort, die durch Klima, Boden und vor allem durch historische Einflüsse bedingt werden. Sie stellen sich aber in einem bestimmten Land und in einer bestimmten Epoche als eine feste Größe dar [10]. Der Wert der Arbeitskraft wechselt dann mit dem Wert der diese Bedürfnisse deckenden Güter [11]. Er wird beeinflußt durch die notwendigen Entwicklungs-

[1] Kapital, Bd. I, S. 156.
[2] Kapital, Bd. I, S. 178.
[3] Kapital, Bd. I, S. 278.
[4] Kapital, Bd. I, S. 151, 152.
[5] Kapital, Bd. I, S. 161.
[6] Marx, Lohn, Preis und Profit, S. 76. Kapital, Bd. I, S. 133, vgl. S. 482.
[7] Mit großer Deutlichkeit sagt das Marx, Kapital, Bd. III, 2, S. 395; vgl. Oppenheimer, Grundgesetz, S. 13. Auch Sombart (Archiv Bd. VII, S. 580) nennt „die immer wieder gehörte Meinung von der Theorie eines Existenzminimums bei Marx“ „deplaciert“. Aber an einem Bedürfnisminimum ist bei Marx doch festzuhalten.
[8] Lohn, Preis und Profit, S. 136; vgl. auch Kapital, Bd. II, S. 378; Bd. I, S. 134.
[9] Lohn, Preis und Profit, S. 137; Kapital, Bd. I, S. 476 ff.
[10] Kapital, Bd. I, S. 134; Bd. III, 2, S. 395.
[11] Kapital, Bd. I, S. 135. Im zweiten Band, S. 315, sagt Marx,

kosten [1], die nicht nur nach Zeit und Ort verschieden sind, sondern vor allem auch bei den einzelnen Berufen [2]. Eine weitere Unterscheidung ergibt sich, je nachdem nur der Familienvater oder auch Weiber und Kinder mitarbeiten; im ersteren Falle wird der Wert einer Arbeitskraft durch die Unterhaltsmittel einer Familie, im letzteren durch wenig mehr als die einer Einzelperson bedingt [3]. Die untere Grenze für den Wert der Arbeitskraft bildet das physische Existenzminimum; die Lohnhöhe wird dann durch die absolut notwendigen Lebensmittel bestimmt [4]. Steht der Lohn auf diesem untersten Punkt, so wird die Arbeitskraft allerdings schon unter ihrem Wert verkauft. Denn „sie kann sich so nur in verkümmerter Form erhalten und entwickeln. Der Wert jeder Ware ist aber bestimmt durch die Arbeitszeit, erfordert, um sie in normaler Güte zu liefern" [5].

Wir finden somit, daß bei Marx der Wert der Arbeitskraft eine ähnliche Größe umfaßt, wie bei Ricardo der natürliche Satz des Arbeitslohns [6]. Es ist bei letzterem Autor schon gezeigt worden, daß er ein ehernes Lohngesetz in dem Sinne, als ob der Lohn für die Dauer auf das Existenzminimum beschränkt bleibe, nicht anerkennt, sondern daß es vielmehr ein gewohnheitsmäßiges Bedürfnisminimum ist, um welches der Lohn herumpendelt. Dauernde Lohnänderungen — meint Ricardo und führt dann besonders J. St. Mill aus — erfolgen nur, wenn das Minimum steigt oder fällt, also die gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse sich ändern [7].

Marx legt ein entsprechendes gewohnheitsmäßiges Bedürfnisminimum in seinem „Wert der Arbeitskraft" zugrunde [8]. Er nimmt die dadurch bedingte Lohnhöhe als die durchschnittliche an. Der wirkliche Lohn kann unter und über ihr stehen [9]. Diese Schwankungen, die sich um den festbleibenden Wert der Arbeitskraft herum vollziehen, stellen sich demnach als Änderungen des Marktpreises dar. In der Tat ist auch nach Marx wie bei den anderen Waren, so bei der Arbeitskraft

---

offenbar mehr auf das Tatsächliche Bezug nehmend, allerdings: „Der Arbeitslohn steigt (wenn auch nur selten und nur ausnahmsweise verhältnismäßig) mit dem steigenden Preis der notwendigen Lebensmittel."

[1] Kapital, Bd. I, S. 134, 482.

[2] Lohn, Preis und Profit, S. 76; vgl. Kapital, Bd. I, S. 314.

[3] Kapital, Bd. I, S. 482, 358 ff.

[4] Lohn, Preis und Profit, S. 136; Kapital, Bd. III, 2, S. 394.

[5] Kapital, Bd. I, S. 135.

[6] Vgl. Ricardo, Principles, S. 74.

[7] Vgl. Ricardo, Principles, S. 77; J. St. Mill, Principles, S. 209 ff.

[8] „Abgesehen von der Verwechslung zwischen Arbeit und Arbeitskraft bestimmt Ricardo richtig den Durchschnittslohn." Marx, Theorien über den Mehrwert, Bd. II, Teil I, S. 123.

[9] Lohn, Preis und Profit, S. 136; Kapital, Bd. I, S. 357.

vom Wert der Preis zu unterscheiden. Er ist der „Wertausdruck einer Ware in Gold“ [1]. Und vom natürlichen Preis hebt sich der Marktpreis ab, der die durch Angebot und Nachfrage verursachten Schwankungen widerspiegelt. Auch bei der Arbeitskraft ist demnach die Möglichkeit einer Abweichung des Preises von der Wertgröße gegeben [2]; ein Preiswechsel kann an sich wirkliche Wertwechsel oder bloße Schwankungen der Marktpreise widerspiegeln [3].

Das Pendeln der Marktpreise um den Wert der Arbeitskraft erkennt Marx gemeinsam mit Ricardo; aber er schreibt ihm ganz andere Ursachen zu. Nach Ricardo ist die Mechanik der Bevölkerungsbewegung das Moment, welches den Lohn für die Dauer auf dem natürlichen Satz stehen läßt: Der Lohn sinkt, wenn die Bevölkerungsvermehrung zu heftig war, und mit ihr kombiniert, wirken die Bewegungen des Kapitals. Die Vermehrungstendenz der Bevölkerung ist es, die im allgemeinen eine dauernde Erhebung des Lohns über das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum nicht duldet. Marx hingegen will seinen „Wert der Arbeitskraft“ nicht auf ein Bevölkerungsgesetz zurückführen, und seine heftigen Angriffe gegen Malthus und dessen Anhänger [4] lassen es als ausgeschlossen erscheinen, daß er überhaupt irgendeine bedeutende Wirkung des Malthus schen Gesetzes hätte annehmen wollen, wenn er auch nicht jeden Einfluß der Bevölkerungsbewegung ausschließt. Die Betrachtungsweise der Klassiker, den Arbeiter als Produzenten von neuen Arbeitern anzusehen, liegt ihm eben gar nicht. Vielmehr ergibt sich seine Auffassung als eine direkte Konsequenz aus seiner allgemeinen Wertlehre: Jede Ware ist soviel wert, als durchschnittlich gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auf ihre Hervorbringung verwendet wurde, also auch die Arbeitskraft; daraus ergibt sich aber das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum.

Freilich erhebt sich hier die Frage: Wodurch wird der Lohn nun eigentlich in der Nähe des Werts der Arbeitskraft festgehalten? Wie soll man sich das Herumpendeln der Preise um den Wert vorstellen? Das Bevölkerungsgesetz, das bei Ricardo die Maschinerie lenkte, wird von Marx beiseite geschoben. Wir werden später, bei der Darstellung der Entwicklung, sehen, daß jedenfalls auch die industrielle Reservearmee ein dauerndes Steigen des Arbeitslohns über den Wert der Arbeitskraft verhindert; hier aber muß die Berufung

[1] Kapital, Bd. I, S. 60; Lohn, Preis und Profit, S. 73.
[2] Vgl. Kapital, Bd. I, S. 67.
[3] Kapital, Bd. I, S. 83.
[4] Z. B. Kapital, Bd. I, S. 580, Anm. 75, S. 602 ff., S. 610 u. a. Auch das eherne Lohngesetz von Lassalle verurteilt Marx als sich auf Malthus stützend. Neue Zeit, Jahrgang 9, Bd. I, S. 570.

auf die Wertlehre genügen. Danach bewegt sich also der Lohn um den Wert der Arbeitskraft, und zwar je nach den Konjunkturverhältnissen. Er steigt bei Zunahme des variablen Kapitals [1], d. h. des Kapitalteils, aus dem die Löhne bezahlt werden. Seine Obergrenze liegt hoch; denn ein Gesetz, das das Maximum der Löhne bestimmte, gibt es nicht [2]. Daß sie nicht über den Wert der Waren hinausgehen können, ist selbstverständlich [3]. Ein Punkt läßt sich allerdings schon vorher finden, über den sie nicht steigen. Da der Arbeitslohn stets die Lieferung eines bestimmten Quantums unbezahlter Arbeit bedingt, kann das Steigen des Arbeitslohns nie bis zum Punkt fortgehen, wo es das System der unbezahlten Arbeit selbst bedrohen würde [4]. Der Lohn sinkt also, wenn er zu heftig gestiegen war, so daß der Profit zu klein, der Stachel des Gewinns abgestumpft wurde [5]. Wir haben also hier auch bei Marx einen automatischen Mechanismus; er will aber die Lohnschwankungen nicht wie die Klassiker durch Schwankungen von Kapital und Bevölkerung erklären, sondern bestimmend ist „in letzter Instanz nur das Verhältnis zwischen der unbezahlten und bezahlten Arbeit derselben Arbeiterbevölkerung“ [6]. Denn je mehr die unbezahlte Arbeit zunimmt, desto mehr häuft sich Kapital an, das, um sich zu verwerten, die Arbeiter höher bezahlen muß. Es wird also der Lohn steigen, die unbezahlte Arbeit abnehmen, bis der Punkt erreicht ist, da die Profite zu klein werden. „Die Erhöhung des Arbeitspreises bleibt also eingebannt in Grenzen, die die Grenzen des kapitalistischen Systems nicht nur unangetastet lassen, sondern auch seine Reproduktion auf wachsender Stufenleiter sichern“ [7]. Bei diesem zuletzt besprochenen automatischen Mechanismus handelt es sich um den Preis, nicht den Wert der Arbeit, wie aus der Ausdrucksweise und dem ganzen Zusammenhang klar hervorgeht [8]. Natürlich ist es aber möglich, daß dabei auch der letztere steigt. Indessen spielt diese ganze Regulierung bei Marx keine sehr große Rolle und wird an anderen Stellen nicht besprochen. Sie stimmt auch eigentlich nicht völlig mit Marx' sonstiger Auffassung, daß die Löhne durch den Wert der Arbeitskraft bestimmt werden. Übrigens entsteht sie natürlich nur bei gleichbleibender Zusammensetzung der Kapitalien, und wir werden später sehen, daß bei fortschreitender Akkumulation eben bald die Zusammen-

[1] Kapital, Bd. I, S. 577.
[2] Lohn, Preis und Profit, S. 137.
[3] Lohn, Preis und Profit, S. 70.
[4] Kapital, Bd. I, S. 583.
[5] Kapital, Bd. I, S. 583; Kautsky, Karl Marx' ökonomische Lehren, S. 237; vgl. Kapital, Bd. II, S. 386.
[6] Kapital, Bd. I, S. 584.
[7] Kapital, Bd. I, S. 585.
[8] Anderer Ansicht Oppenheimer, Grundgesetz, S. 14.

setzung der Kapitalien sich ändert, und das Steigen der Löhne dann schnell aufhört.

Oppenheimer wendet sich in lebhafter Kritik gegen diese Marxsche Argumentation. Es würde zu weit führen, den Beweisgang Oppenheimers hier zu besprechen; es soll nur gesagt werden, daß gegen den Beweis [1] an sich nichts einzuwenden ist: Mit der Feststellung, daß die Löhne nicht über einen gewissen Punkt steigen können, ist es, wie Oppenheimer richtig nachweist, noch lange nicht bewiesen, daß sie nicht auf einen Punkt gelangen können, an welchem den Arbeitern selbst die Kapitalbildung ermöglicht ist. Wenn aber letzteres der Fall, so wäre allerdings das Marxsche Akkumulationsgesetz durchlöchert. Nun aber scheint mir, daß diese Ausführungen von Karl Marx doch vielleicht nicht so ganz im Zentrum seiner Akkumulationstheorie stehen, wie Oppenheimer wohl annimmt. Die Wertlehre ist für Marx in diesem Falle das Primäre; und deren selbstverständliche Folge ist es, daß die Löhne durch den Wert der Arbeitskraft bestimmt sind [2]; diese Bestimmung aber schließt, wie aus den vorhergehenden Ausführungen ersichtlich, jedenfalls eine Akkumulation von Kapital seitens der Arbeiter aus [3]. Ob der Satz, daß die Löhne sich nicht dauernd über den Wert der Arbeitskraft erheben, überhaupt genügend bewiesen ist, das wieder ist eine Frage für sich, die schon oben berührt wurde. Die Basis des Bevölkerungsgesetzes, auf der die britischen Ökonomen standen, hat ja Marx verworfen; eine andere, hinreichend feste Unterlage hat er m. E. nicht geliefert.

Marx' Gedankengang über die Obergrenze der Löhne knüpft an Ricardo an, der von der Möglichkeit spricht, „daß der Arbeitslohn infolge des Steigens der Preise der Bedürfnisse dermaßen in die Höhe ginge und folglich so wenig als Kapitalgewinnst übrig bliebe, daß der Beweggrund zur Kapitalansammlung verschwände" [4]. Hier ist also nicht die Rede von Erhöhung der Löhne über den natürlichen Satz, sondern es handelt sich um Erhöhung des natürlichen Satzes, respektive um Erhöhung der Nominallöhne. Zwei Seiten später wird jedoch ein Fall erwähnt, bei welchem die Reallöhne steigen. Wir haben also gesehen, daß nach Marx die Lohnsteigerungen, wenn auf eine gewisse Höhe getrieben, den Arbeitern nichts mehr nützen, weil dann der Kapitalprofit zu gering wird. Eine

---

[1] Oppenheimer, Die soziale Frage, S. 131—142; Theorie der reinen und politischen Ökonomie, S. 667 ff.

[2] So Kapital Bd. I, S. 156.

[3] „Kleine Reservefonds von Geld" können die Arbeiter unter günstigen Umständen bilden. (Kapital, Bd. I, S. 582.) Das ist aber kein Kapital.

[4] Baumstark, S. 258; Ricardo, Principles, S. 274; vgl. S. 276, auch S. 99.

Erhöhung des Kapitalprofits durch erhöhte Warenpreise (die ja dann ihrerseits den Reallohn herabsetzen würden), ist aber gerade nach Marx wie nach Ricardo im allgemeinen nicht tunlich [1].

Der Kapitalist muß immer auf die Gewinnung des Mehrwerts ausgehen. Sein Wunsch kann auf zweierlei Weisen erfüllt werden. Wenn der Mehrwert durch Verlängerung des Arbeitstages entsteht, so spricht Marx von absolutem Mehrwert. Wird aber durch Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit das Größenverhältnis der beiden Bestandteile des Arbeitstags verändert, so entsteht relativer Mehrwert [2]. Ist die Produktion des absoluten Mehrwerts „die allgemeine Grundlage des kapitalistischen Systems", so revolutioniert die Produktion des relativen Mehrwerts „durch und durch die technischen Prozesse der Arbeit und die gesellschaftlichen Gruppierungen". [3] Wie und wodurch nun Änderungen im Wert der Arbeitskraft bewirkt werden, das zeigt Marx zusammenhängend im fünfzehnten Kapitel des ersten Buches seines „Kapital" [4]. Er untersucht dort die Bedeutung von Größe des Arbeitstags, Intensität der Arbeit und Produktivkraft der Arbeit für den Wert der Arbeitskraft. Und es verwandeln sich dann „durch einfache Übersetzung des Werts, respektive Preises der Arbeitskraft in die exoterische Form des Arbeitslohns alle jene Gesetze in Gesetze der Bewegung des Arbeitslohns" [5].

Indem Marx zunächst die beiden ersten Faktoren als konstant annimmt, setzt er die Produktivkraft der Arbeit als variabel an und kommt zum Resultat, daß Wert der Arbeitskraft und Mehrwert in umgekehrter Richtung zueinander wechseln; daß der Wechsel in der Produktivkraft der Arbeit in umgekehrter Richtung auf den Wert der Arbeitskraft, in direkter auf den Mehrwert wirkt [6].

Dies ist so zu erklären: Wir setzen den Fall, einem Fabrikanten gelingt eine Erfindung, die es ihm ermöglicht, mit derselben Arbeitskraft zwanzig anstatt wie bisher zehn Paar Stiefel in einem Arbeitstag fertigzustellen. Solange er allein sich dieser Erfindung bedient, ist er in der glücklichen Lage, die Waren zur Hälfte des gesellschaftlichen Wertes, weil in der Hälfte der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit herstellen, sie aber zum gesellschaftlichen Wert absetzen zu können. Der Unterschied zwischen dem individuellen Wert, zu dem er hergestellt hat, und dem gesellschaftlichen ist ein Extragewinn, der ihm

[1] Lohn, Preis und Profit, S. 8, 42, 140. Ähnlich, aber schon mehr verklausuliert: Kapital, Bd. II, S. 313—315.
[2] Kapital, Bd. I, S. 279.
[3] Kapital, Bd. I, S. 473, 474.
[4] Kapital, Bd. I, S. 482 ff.
[5] Kapital, Bd. I, S. 522.
[6] Kapital, Bd. I, S. 483, 283.

außer dem gewöhnlichen Mehrwert noch zufällt. Er könnte an sich versuchen, ihn direkt voll auszunützen, wird es aber meist auf indirekte Weise tun, indem er seine Ware zu einem etwas unter dem allgemeinen stehenden Preise ausbietet und so seinen Absatz erweitert. Dies wird so lange dauern, bis es auch den Konkurrenten gelungen ist, die Produktivität der Arbeit auf denselben Stand zu bringen. Dann senkt sich allgemein der Preis der Waren und, was bisher individueller Wert für den einen Fabrikanten war, wird gesellschaftlicher Wert [1]. Dabei wird aber der Fabrikant auch nicht immer leer ausgehen. Denn nun ist der Wert der Stiefel allgemein gesunken. Zwanzig Paar Stiefel sind jetzt so viel wert als früher zehn, zwei so viel als früher ein Paar. Das heutige Tagesprodukt ist größer, aber nicht wertvoller als das frühere. Der Wert der Arbeitskraft wurde nicht alteriert, solange der gesellschaftliche Wert der Stiefel nicht gesunken war. Wenn aber nun durch die Verbilligung der Stiefel der Arbeiter zu seinem Lebensunterhalt weniger braucht als früher, dann wird allerdings insoweit auch der Wert der Arbeitskraft gesenkt, der Mehrwert erhöht, sonst nicht. Damit der Wert der Arbeitskraft sinke, kommt es also nicht darauf an, daß die Produktivität der in Frage stehenden Arbeit zunimmt, sondern darauf, daß die Gegenstände billiger hergestellt werden, welche den Lebensunterhalt des Arbeiters ausmachen [2]. Es ist also für den Wert der Arbeitskraft eines Arbeiters entscheidend nicht so sehr seine eigene Produktivität, als die der Hersteller von Lebensmitteln. Der Wert der Arbeitskraft eines Goldschmieds wird durch eine Erhöhung seiner Produktivität nicht verändert; wohl aber wird dies der Fall sein beim Bäcker und beim Schuster.

An zweiter Stelle betrachtet Marx den Wert der Arbeitskraft und den Mehrwert, wenn Arbeitstag und Produktivkraft der Arbeit konstant bleiben, die Intensität der Arbeit als variabel angenommen ist [3]. Im Gegensatz zur Produktivität wirkt die größere Intensität wertsteigernd. Die Produktion eines zwölfstündigen Arbeitstags ist um so mehr wert, je intensiver gearbeitet wird. An der Wertvermehrung nun können sowohl der Preis der Arbeitskraft als der Mehrwert Teil haben; eine Frage für sich ist es aber, wie sich der Wert der Arbeitskraft

[1] Kapital, Bd. I, S. 280 ff.

[2] „Man weiß, daß mit vorübergehenden Ausnahmen ein Wechsel in der Produktivität der Arbeit nur dann einen Wechsel in der Wertgröße der Arbeitskraft und daher in der Größe des Mehrwerts bewirkt, wenn die Produkte der betroffenen Industriezweige in den gewohnheitsmäßigen Konsum des Arbeiters eingehen." Kapital, Bd. I, S. 488. Auch an anderen Stellen sagt Marx dasselbe, so Kapital, Bd. I, S. 279, 283 u. a. Es würde aber zur Deutlichkeit von Kapitel 15, I beigetragen haben, wenn er es auch hier ausdrücklich erwähnt hätte; vgl. Ricardo, Principles, S. 96.

[3] Kapital, Bd. I, S. 487.

verhält. Durch die größere Intensität der Arbeit wird auch die Arbeitskraft in höherem Maße verbraucht, ihr Wert somit gesteigert. Es kann also wohl möglich sein, daß Preis der Arbeitskraft und Mehrwert gleichzeitig gestiegen sind, und dennoch der Preis der Arbeitskraft unter ihren Wert gefallen ist, weil eben letzterer noch mehr in die Höhe gegangen ist.

Der Ausgangspunkt der dritten Betrachtung endlich ist Konstanz der Produktivität und Intensität der Arbeit, Variabilität des Arbeitstags [1]. Verändert wird hier zunächst der Mehrwert. Bei Verlängerung des Arbeitstags kann auch der Preis der Arbeitskraft gleichzeitig mit dem Mehrwert wachsen. Aber auch hier mag es sich wohl ergeben, daß der wachsende Preis der Arbeitskraft doch unter ihren Wert gefallen ist, weil letzterer wegen des größeren Verschleißes der Arbeitskraft noch mehr zugenommen hat [2].

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß die drei angeführten Formen der Veränderung meist nicht rein vorkommen, sondern daß sich aus ihnen die verschiedensten Kombinationen ergeben; zwei besonders bedeutsame werden von Marx eigens besprochen [3].

Alle die erwähnten Lohnänderungen sind auf Ursachen zurückzuführen, die vom Kapitalisten oder vielmehr von der kapitalistischen Entwicklung verschuldet sind. Der Arbeiter kann im allgemeinen ihren Lauf nicht aufhalten. Aber er vermag doch bisweilen die ihn schädigenden Wirkungen durch seinen Widerstand zu hemmen, er kann den Wert seiner Arbeitskraft hochhalten [4]. Insbesondere dreht sich der Kampf um den Arbeitstag [5]. Wo der einzelne Arbeiter machtlos ist, da wird vielleicht die Vereinigung der Arbeiter Erfolg haben. Die Gewerkschaft hat also ihre Bedeutung durch die Verteidigung der Lebenshaltung des Arbeiters. Sie kann auch sehr wohl Lohnerhöhungen erzielen, aber es handelt sich doch in der Hauptsache um „Reaktionen der Arbeit gegen vorhergehende Aktionen des Kapitals" [6]. Trotz Gewerkschaften erscheint die Arbeiterschaft dem Kapital gegenüber als der schwächere Teil. Daher besteht vielleicht die Hauptwirkung des arbeiterlichen Widerstandes in der Erzielung der gesetzlichen Einmischung, die durch den beständigen „seitens der Arbeiter ausgeübten Druck" zustande kam [7]. Immerhin findet sich bei Marx der Ausspruch, die Bestimmung der wirklichen Höhe der Profitrate werde nur durch den beständigen Kampf zwischen Kapital

[1] Kapital, Bd. I, S. 489.
[2] Kapital, Bd. I, S. 490.
[3] Kapital, Bd. I, S. 490 ff.
[4] Kapital, Bd. I, S. 486.
[5] Kapital, Bd. I, S. 196.
[6] Lohn, Preis und Profit, S. 136.
[7] Lohn, Preis und Profit, S. 137.

und Arbeit erzielt [1]. Das zeigt, daß er die Koalitionen der Arbeiter auch für den Zustand des Kapitalismus doch nicht so gering anschlägt.

2. Die Unterſuchung der Entwicklung.

Wir haben gesehen, daß der Wert der Arbeitskraft steigen oder fallen kann, und daß um diesen Wert ihr Preis sich bewegt; und was wir bis jetzt fanden, scheint trotz anderer Gestaltung seitens des Autors noch nicht so grundverschieden von dem, was die Klassiker gelehrt hatten. Nun aber bringt Marx den neuen Gedanken einer einheitlichen Entwicklung hinein, die im Kapitalismus selber notwendig begründet ist. Das Kapital besteht nach ihm aus dem konstanten und dem variabeln Kapitalteil [2]: Ersterer dient zur Anschaffung von Rohmaterial, Hilfsstoffen und Arbeitsmitteln, aus letzterem wird der Arbeitslohn bezahlt; er wird in Arbeitskraft umgesetzt. Die Ausdrücke „konstant" und „variabel" hat Marx geprägt, weil nach seiner Lehre der konstante Kapitalteil seine Wertgröße im Produktionsprozeß nicht verändert, der variable aber sein eigenes Äquivalent und einen Überschuß darüber, den Mehrwert, reproduziert [3]. Er ist somit der Subsistenzfonds des Arbeiters. Ein solcher ist nicht bloß unter dem kapitalistischen Wirtschaftssystem nötig. „Das variable Kapital ist also nur eine besondere historische Erscheinungsform des Fonds von Lebensmitteln oder des Arbeitsfonds, den der Arbeiter zu seiner Selbsterhaltung und Reproduktion bedarf, und den er in allen Systemen der gesellschaftlichen Produktion stets selbst produzieren und reproduzieren muß" [4].

Das variable Kapital erinnert uns an den Lohnfonds in der bekannten Theorie [5]. Aber wir überzeugen uns leicht, daß es anders aufzufassen ist. War der Lohnfonds starr, so liegt gerade das Wesen des variablen Kapitals darin, daß es wechselt. Schon das Kapital überhaupt ist elastisch [6]; das variable ist in seinem Verhältnis zum konstanten Kapital verschieden und mit steigender kapitalistischer Entwicklung abnehmend; die organische Zusammensetzung des Kapitals ändert sich, und diese Änderung liegt vielfach in der Hand der Kapitalisten und ist auch von den Arbeitern durch ihren Widerstand unter Umständen zu beeinflussen. Wenn Marx ausführlich darlegt, wie „Überproduktion von Kapital begleitet ist von einer

[1] Lohn, Preis und Profit, S. 137 ff.
[2] Kapital, Bd. I, S. 171.
[3] Kapital, Bd. I, S. 171.
[4] Kapital., Bd. I, S. 530.
[5] Vgl. Oppenheimer, Grundgesetz, S. 122; Theorie, S. 662.
[6] Kapital, Bd. I, S. 573 ff.

mehr oder minder großen relativen Übervölkerung“ [1], so zeigt das wohl am klarsten, in welchem Gegensatz er schließlich zu den Lohnfondstheoretikern steht. Er bekämpft sie denn auch direkt im „Kapital“ [2]. Ein gewisser Zusammenhang mit ihrer Lehre ist jedoch nicht zu leugnen.

Der immerfort erzeugte Mehrwert nun wird teilweise wieder zu Kapital und wirkt so zunächst lohnsteigernd [3]; aber bei dieser Akkumulation des Kapitals [4] wird immer mehr das konstante Kapital verhältnisweise vergrößert: Das ist das „Gesetz des steigenden Wachstums des konstanten Kapitalteils“ [5]; denn jeder Fabrikant trachtet, durch arbeitsparende Maschinen, die also die Produktivkraft seiner Arbeit erhöhen, die Waren billiger herzustellen, vor allem billiger als der Konkurrent. Bestimmend für die Einführung der Maschine ist dabei „die Differenz zwischen dem Preise der Maschinerie und dem Preise der von ihr zu ersetzenden Arbeitskraft“ [6]. Die Unterbietung der Konkurrenz gelingt ihm so lange, bis die übrigen Fabriken dieselbe Produktionsweise anwenden und so schließlich der gesellschaftliche Wert der Ware sinkt, die Ware allgemein zum billigeren Preise verkauft wird [7]. Dann gilt es, abermals noch mehr arbeitsparende Produktionsweisen zu erfinden, um im Konkurrenzkampfe zu siegen, welch letzterer freilich dabei noch durch mancherlei andere Mittel geführt wird: so besonders auch durch alles, was den Preis der Arbeitskraft senken, den Mehrwert erhöhen kann: Verlängerung des Arbeitstags [8], Lohndruck [9], Intensifikation der Arbeit [10], Weiber- und Kinderarbeit [11]. Es handelt sich hier natürlich nicht bloß um Senkung des Werts der Arbeitskraft, sondern vor allem auch um Senkung des Preises unter ihren Wert.

So wird bei wachsendem Kapital durch die Überflüssigmachung der Arbeiter doch der relative Anteil des variablen Kapitals immer kleiner. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter sinkt in gewissen Sphären; in anderen wächst sie allerdings auch. Es läßt sich nicht feststellen, daß M a r x ein Sinken der absoluten Zahl der beschäftigten Arbeiter überhaupt angenommen habe. Vielmehr nimmt sie schon nach dem ersten

---

[1] Kapital, Bd. III, 1, S. 238.
[2] Kapital, Bd. II, S. 197—198.
[3] Kapital, Bd. I. S. 577; ebenso Bd. III, 1 S. 199, 230, 237.
[4] Kapital, Bd. I, S. 542.
[5] Kapital, Bd. I, S. 587.
[6] Kapital, Bd. I, S. 357.
[7] Kapital, Bd. I, S. 280, 281, 371; Bd. III, 1, S. 247.
[8] Kapital, Bd. I, S. 367 ff. und das achte Kapitel.
[9] Kapital, Bd. I, S. 511, 563; Bd. III, 1, S. 216.
[10] Kapital, Bd. I, S. 373 ff.
[11] Kapital, Bd. I, S. 358 ff.

Band in den Zentren der modernen Industrie zu [1]; aus einer Äußerung des dritten Bandes aber muß man auf Vermehrung der absoluten Arbeiteranzahl im allgemeinen schließen [2]. Jedenfalls wäre aber für Marx diese Zunahme nicht groß; und da die Bevölkerung sich vermehrt, so entsteht eine Zuschuß-Arbeiterbevölkerung, eine relative Übervölkerung: An Kapital überhaupt fehlt es nicht; aber es ist nicht genug variables Kapital verfügbar [3], um alle Arbeiter zu beschäftigen. Des längeren wendet sich Marx gegen die Kompensationstheorie, welche „behauptet, daß alle Maschinerie, die Arbeiter verdrängt, stets gleichzeitig und notwendig ein adäquates Kapital zur Beschäftigung derselben identischen Arbeiter freisetzt" [4]. Tatsächlich können nach ihm allerdings die aus einem Industriezweig hinausgeworfenen Arbeiter sich in einem anderen, durch zuschüssiges Kapital vermehrten, Beschäftigung suchen; aber ihre Aussicht ist nicht sehr groß. Da nun ferner der Kapitalist mit demselben Kapital immer mehr Arbeit aus weniger Arbeitskräften herauszupressen trachtet, da er andererseits „geschicktere Arbeiter durch ungeschicktere, reife durch unreife, männliche durch weibliche, erwachsene Arbeitskraft durch jugendliche oder kindliche verdrängt," so geht die Produktion einer relativen Übervölkerung „noch rascher voran als die ohnehin mit dem Fortschritt der Akkumulation beschleunigte technische Umwälzung des Produktionsprozesses und die entsprechende proportionelle Abnahme des variablen Kapitalteils gegen den konstanten" [5].

Diese große Zahl von Arbeitslosen bildet die industrielle Reservearmee [6], die notwendig ist, um in den Höhepunkten der kapitalistischen Konjunktur dem Kapital als Arbeiter zur Verfügung zu stehen, während sie in den mit genauer Regelmäßigkeit eintretenden Krisen wieder abgestoßen werden. Danach richtet sich der Arbeitslohn. Seine allgemeinen Bewegungen sind im großen und ganzen „ausschließlich reguliert durch die Expansion und Kontraktion der industriellen Reservearmee, welche dem Periodenwechsel des industriellen Zyklus entsprechen" [7], also durch das wechselnde Verhältnis von aktiver Armee und Reservearmee. Natürlich sind damit die Produktionskosten der Arbeitskraft in ihrer Bedeutung nicht aufgehoben.

[1] Kapital, Bd. I, S. 606; Oppenheimer, Grundgesetz, S. 60.

[2] „Die Vermehrung der absoluten Arbeiteranzahl, trotz der verhältnismäßigen Abnahme des variablen, in Arbeitslohn ausgelegten Kapitals geht nicht in allen Produktionszweigen und nicht gleichmäßig in allen vor. In der Agrikultur kann die Abnahme des Elements der lebendigen Arbeit absolut sein." Kapital, Bd. III, 1, S. 246.

[3] Kapital, Bd. I, S. 594.

[4] Kapital, Bd. I, S. 403 ff.; vgl. dazu v. Wenckstern, Marx, S. 34 ff.

[5] Kapital, Bd. I, S. 600.

[6] Kapital, Bd. I, S. 597.

[7] Kapital, Bd. I, S. 602.

Aber auch in kleineren Zeiträumen kann sich, allerdings aus anderen Gründen und ganz abgesehen von den Krisen, ein ähnliches Schauspiel darbieten. Wo Saisonarbeit besteht, muß die Reservearmee die eine Hälfte des Jahres hungern, während sie in der anderen Hälfte „durch unmenschlichen Arbeitszwang" dezimiert wird [1].

Die industrielle Reservearmee nun nimmt immer zu; ihr Druck auch auf die beschäftigte Arbeiterbevölkerung [2] bewirkt auf der einen Seite immer größere Verelendung der Massen [3]; auf der anderen immer größere Akkumulation des Kapitals und Zentralisation in immer weniger Händen [4], bis schließlich „die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriiert . . ." [5].

Welche Rolle spielt nun in all diesen Ausführungen etwa eine Bevölkerungslehre? Marx gibt die Existenz eines abstrakten Populationsgesetzes zu, jedoch nur für Pflanze und Tier. Wie dieses lautet, sagt er nicht; es mag aber nach Analogie des Malthus schen gedacht werden. Beim Menschen aber gibt es ein solches Gesetz nicht; hier hat jede historische Produktionsweise ihr besonderes Populationsgesetz [6]. Diese Scheidung wirkt gerade beim Materialisten Marx gewiß befremdend, ist aber, was Masaryk zu übersehen scheint, im Einklang mit seiner allgemeinen Auffassung der Naturgesetze [7]. Gegen Malthus legt Marx eine große Verachtung an den Tag, ohne jedoch eine eigentliche Widerlegung zu unternehmen. Er sagt gegen die auf Malthus sich stützenden Lohntheorien, die die Lohnschwankungen durch Geburtenschwankungen, diese wieder durch Lohnschwankungen erklären wollen: „Bevor infolge der Lohnerhöhung irgendein positives Wachstum der wirklich arbeitsfähigen Bevölkerung eintreten könnte, wäre die Frist aber und abermal abgelaufen, worin der industrielle Feldzug geführt, die Schlacht geschlagen und entschieden sein muß" [8]. Damit beweist Marx aber nicht, daß nicht doch wenigstens eine Tendenz im Malthus-Ricardo schen Sinne wirken kann.

Marx will also für jede historische Produktionsweise ihr besonderes Populationsgesetz haben. Wie dieses für die Epoche des Kapitalismus aussieht, wird von ihm eingehend geschildert:

---

[1] Kapital, Bd. I, S. 444.
[2] Kapital, Bd. I, S. 601, 604, 608.
[3] Kapital, Bd. I, S. 611.
[4] Kapital, Bd. 1, S. 590, 728.
[5] Kapital, Bd. I, S. 728.
[6] Kapital, Bd. I, S. 596.
[7] Masaryk, Grundlagen, S. 297; Kapital, Bd. I, S. XVI, XVII. In der vorliegenden Arbeit wird später noch näher auf den Begriff des Gesetzes bei Marx eingegangen.
[8] Kapital, Bd. I, S. 602.

Unter dieser Produktionsweise entsteht eine relative Übervölkerung (Zuschuß-Arbeiterbevölkerung), die aber nicht im Mangel an Kapital überhaupt begründet ist, sondern im Gegenteil mit der Akkumulation und Zentralisation des Kapitals zunimmt. Die politischen Ökonomen aber sehen nach Marx nur das Äußere, die Übervölkerung, und glauben sie auf das absolute Wachstum der Arbeiterbevölkerung zurückführen zu können, während sie doch durch die Abnahme des variablen Kapitals verschuldet ist [1]. Die Übervölkerung besitzt drei Formen [2]: die fließende in den Zentren der modernen Industrie, die latente, die durch kapitalistische Produktion der Agrikultur auf dem Lande entsteht, und die stockende, die einen Teil der aktiven Arbeiterarmee bildet, aber mit durchaus unregelmäßiger Beschäftigung; „ihre Lebenslage sinkt unter das durchschnittliche Normalniveau der arbeitenden Klasse" [3]; Hausarbeit ist ihre Hauptgestalt. Von dieser — der stockenden — Kategorie sagt Marx, daß nicht nur die Masse der Geburten und Todesfälle, sondern die absolute Größe der Familien im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Arbeitslohns stehe. Hier ist also nach Marx gerade die Armut der Bevölkerungsvermehrung günstig [4]. Als tiefste Stufe unter diesen drei Formen endlich finden wir den Pauperismus. Bei alledem wird aber von Marx zugegeben, daß wachsendes Kapital bei gleichbleibender Zusammensetzung steigende Löhne [5], und steigende Löhne erhöhte Bevölkerungszahl zur Folge haben [6]. Nur wird eben nach marxistischer Lehre die Zusammensetzung eines wachsenden Kapitals nicht lange gleichbleiben, sondern sich verändern.

Überblicken wir Marx' Lohntheorie, so finden wir, daß der Arbeitslohn durchaus nicht an das Existenzminimum gebunden ist, daß er vielmehr in verschiedenster Höhe darüber, allerdings unter gewissen Umständen auch darunter stehen kann [7]; aber mit fortschreitender kapitalistischer Entwicklung hat der Arbeitslohn die Tendenz, beständig zu sinken. Sinkt nun die Lage des Arbeiters auch tatsächlich immer mehr im Laufe der Entwicklung, also in der Weise, daß der Preis unter den Wert der Arbeitskraft zu stehen kommt, dadurch das gewohnheitsmäßige Bedürfnisminimum herabgezogen wird, und

---

[1] Kapital, Bd. I, S. 594.
[2] Kapital, Bd. I, S. 606 ff.
[3] Kapital, Bd. I, S. 608, auch 444.
[4] Kapital, Bd. I, S. 608. Derselbe Gedanke Bd. III, 1, S. 199. Hier ist sogar allgemein ausgesprochen, daß „in der kapitalistischen Produktion das Elend Bevölkerung erzeugt".
[5] Kapital, Bd. I, S. 577 ff.; Lohnarbeit und Kapital, S. 24, 29.
[6] Kapital, Bd. I, S. 578; Bd. III, 1, S. 199.
[7] Über Löhne, die wohl unter dem Existenzminimum stehen, berichtet Marx, Kapital, Bd. I, S. 620.

der Arbeiter mit immer kärglicheren Mitteln sein Leben fristen muß? Oder handelt es sich nur um relative Verelendung, in der Weise, daß dem Arbeiter zwar ebensoviel oder auch mehr Nahrungsmittel zur Verfügung stünden als bisher, daß aber im Vergleich mit den zu ungeahntem Reichtum emporsteigenden Klassen seine Lage doch immer trostloser erschiene? [1]

Im kommunistischen Manifest sowie in „Lohnarbeit und Kapital" herrschte noch unzweifelhaft die erstere Auffassung [2]. Eine so ganz unzweideutige Stellungnahme findet sich im „Kapital" nun wohl nicht. Sicher ist auch hier, daß der Reichtum der Kapitalisten stets zunimmt, daß vermöge der Zentralisation immer mehr Glieder des Mittelstandes in die Reihen der Proletarier und von diesen letzteren immer mehr Arbeitsfähige in die Reihen der Reservearmee versetzt werden [3], also auf eine niedrigere Lebenshaltung sinken. Unter dem zwiefachen Druck zwischen Kapital und Reservearmee muß auch die aktive Arbeiterarmee immer größere Not leiden. „Je höher die Produktivkraft der Arbeit, desto größer der Druck der Arbeiter auf ihre Beschäftigungsmittel, desto prekärer also ihre Existenzbedingung" [4]. Die Reservearmee zwingt — so paradox es klingen mag — die aktive „zur Überarbeit und Unterwerfung unter die Diktate des Kapitals" [5]. Es entsteht eine „Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degradation . . . auf Seite der Klasse, die ihr eigenes Produkt als Kapital produziert" [6]. Und immer mehr wächst „die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung" der Arbeiterklasse [7].

Trotz all diesen krassen Ausdrücken bedeutet aber diese „Verelendung" an sich noch nicht ein absolutes Sinken der Lebenshaltung in dem Sinne, daß dem Arbeiter weniger Lebensmittel zu Gebote stehen als früher. Mehr schon besagt es, wenn Marx formuliert, es sei „die allgemeine Tendenz der kapitalistischen Produktion, den durchschnittlichen Normallohn nicht zu heben, sondern zu senken" [8]. Ob aber die Tendenz wirklich durchdringt, ist auch hier nicht ausgesprochen. Noch

[1] Eine solche relative Verelendung zeigt Marx in : Lohnarbeit und Kapital, S. 25—29.

[2] „Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab." Kommunistisches Manifest, S. 31. „Je mehr er arbeitet, um so weniger Lohn erhält er." Lohnarbeit und Kapital, S. 33.

[3] Kapital, Bd. I, S. 600, 609.

[4] Kapital, Bd. I, S. 610.

[5] Kapital, Bd. I, S. 601; Kautsky, Karl Marx' ökonomische Lehren, S. 246.

[6] Kapital, Bd. I. S. 611.

[7] Kapital, Bd. I. S. 728.

[8] Lohn, Preis und Profit, S. 140. Auch Kapital, Bd. II, S. 289. Anm. 32.

am meisten ist wohl aus der Stelle zu folgern, wo Marx von dem unter dem System der kapitalistischen Produktion durch die Maschine überflüssig gemachten Teil der Arbeiterklasse aussagt, er überfülle den Arbeitsmarkt und senke daher den Preis der Arbeitskraft unter ihren Wert [1]. Aber dieses Sinken unter den Wert mag auch von Marx in vielen Fällen wohl bloß als temporär gedacht sein. Andere Stellen könnte man wieder eher für die entgegengesetzte Auffassung anführen [2].

Wir werden daher die Streitfrage[3] über Marx' Auffassung von der Verelendung dahin beantworten, daß nach Marx wohl eine relative und absolute Verelendung der arbeitenden Klassen stattfindet. Die letztere besteht vor allem in der Zunahme der Arbeitsplage, der Abhängigkeit vom Kapital, der moralischen Entartung, ist also insofern mit einem Gleichbleiben des gewohnheitsmäßigen Bedürfnisminimums vereinbar. Speziell verschlechtert sich ferner der Wohnungszustand [4]. Im übrigen ist die Annahme eines direkten Sinkens der Lebenshaltung aus dem „Kapital" nicht mit klaren Worten zu erweisen, aber doch wohl schwer abzuleugnen [5].

Warum wohl Marx diesen wichtigen Punkt nicht deutlicher ausgedrückt hat? War er vielleicht doch der Ansicht, daß gerade die Lohnhöhe durch vereinigten Widerstand der Arbeiter möglicherweise auf ihrer Höhe gehalten werden könne? Seine Ausführungen im Vortrag, den er 1865 im Generalrat der „Internationale" gehalten hat, lassen sich für diese Auffassung anführen [6].

3. Lohntheorie und Wertlehre.

Es ist im Laufe der Darstellung mehrfach auf den Zusammenhang zwischen Wert- und Lohntheorie hingewiesen worden;

[1] Kapital, Bd. I, S. 396.

[2] So Kapital, Bd. I, S. 523.

[3] Sie spielte eine Rolle in der durch E. Bernstein 1898 hervorgerufenen Meinungsverschiedenheit über die Gültigkeit der marxistischen Lehre für die heutige Sozialdemokratie. Vgl. Bernstein, Die Voraussetzungen des Sozialismus, 2. Aufl., Stuttgart 1904; Cunow, Zur Zusammenbruchstheorie (Neue Zeit, Jahrg. 17, Bd. I, S. 356 ff., besonders S. 402).

[4] Kapital, Bd. I, S. 623; vgl. Hammacher, S. 302.

[5] Wenn Hammacher meint, daß „ein Beharren des Reallohns selbstverständlich" sei, weil ja der Arbeiter nach Marx schon auf dem Existenzminimum stehe (S. 296 in Verbindung mit S. 293), so ist eben die unglücklich gewählte Ausdrucksweise „Existenzminimum" an dieser Auffassung schuld. Der Arbeiter steht nach Marx auf einem gewohnheitsmäßigen, in den verschiedenen Perioden verschiedenem Bedürfnisminimum, das wohl über dem physischen Existenzminimum stehen kann. „Selbstverständlich" ist es darum nicht, daß der Lohn nicht unter dieses Bedürfnisminimum sinkt. Im übrigen entspricht die im folgenden bei Hammacher (besonders S. 302) zu lesende Auffassung, nach welcher Marx nicht sowohl eine Entwicklung zur Armut, als zum Elend betont, im wesentlichen wohl der hier vorgetragenen.

[6] Lohn, Preis und Profit, S. 131 ff.

jetzt soll noch kurz gezeigt werden, wie die Lohnlehre wirklich auf der Wertlehre aufgebaut ist, und es soll im Anschluß daran untersucht werden, ob sich aus dieser Verbindung durch etwaige Unstimmigkeiten in der Wertlehre Konsequenzen für die Lohntheorie ergeben.

Die Werte der Waren werden nach Marx durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmt [1]. Dies trifft auch zu für die Ware „Arbeitskraft". Da nun im heutigen Stadium der Produktivität die Ware Arbeitskraft regelmäßig mehr als ihren eigenen Wert produzieren kann, so ist der Wert der Ware größer als derjenige der Arbeitskraft, von der sie hervorgebracht worden ist. Wenn nun der Kapitalist die Arbeitskraft zu ihrem Wert kauft und die geschaffene Ware zu ihrem Werte verkauft, so bleibt ihm noch ein Wert, der Mehrwert. Da somit der Arbeiter im Durchschnitt stets nur den Wert seiner Arbeitskraft erhält, der Mehrwert aber dem Kapitalisten zufließt, so muß eine immer zunehmende Akkumulation eintreten. Bei dieser Akkumulation aber geschieht eine verhältnismäßige Vermehrung des konstanten Kapitals gegen das variable, weil so durch Erhöhung der Produktivität zunächst der einzelne Fabrikant unter dem gesellschaftlichen Wert produzieren kann und dann, wenn die Waren allgemein billiger geworden sind, der Wert der Arbeitskraft sinkt. Aus dieser Verminderung des variablen Kapitals aber, der Verdrängung des Arbeiters durch die Maschine, folgt die Verelendung. So beruht die Lohntheorie von Karl Marx durchgehends auf seiner Wertlehre.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung steht die von Oppenheimer [2]: Nach ihm ist das Kapitalverhältnis bei Marx „unabhängig vom Wertgesetz durch die historische Entwicklung geschaffen worden und erhält sich, reproduziert sich automatisch, ebenfalls unabhängig vom Wertgesetz, durch den Mechanismus der „kapitalistischen Akkumulation". Würde diese Reproduktion nicht stattfinden, so würde auch die Produktion von Mehrwert aufhören."

Dazu ist zu bemerken: Richtig ist, daß das Kapitalverhältnis, oder genauer vielleicht seine Voraussetzungen, unabhängig vom Wertgesetz durch die historische Entwicklung geschaffen worden sind; denn durch die sogenannte „ursprüngliche Akkumulation", den „historischen Scheidungsprozeß von Produzent und Produktionsmittel", entstand die „Polarisation des Warenmarkts" und die Möglichkeit, die Ware als Arbeitskraft zu behandeln [3]. Nun aber geschieht die Erhaltung und Reproduktion des

[1] Kapital, Bd. I, S. 5.

[2] Oppenheimer, Grundgesetz, S. 14; ähnlich: Die soziale Frage, S. 139.

[3] Kapital, Bd. I, S. 680 ff.

Kapitalverhältnisses eben durch die Prodnktion von Mehrwert, und wenn diese aufhörte, könnte auch das Kapital nicht mehr reproduziert werden; ja, es würde überhaupt aufhören, Kapital zu sein. Es ist also sicher unrichtig, zu sagen, das Kapitalverhältnis reproduziere sich nach M a r x unabhängig vom Wertgesetz. Wohl wäre eine Akkumulationstheorie an sich ohne Wertgesetz denkbar. Aber der M a r x sche Akkumulationsgedanke ruht durchaus auf der Wertlehre und wäre ohne sie nicht mehr Marxismus.

Ist nun die Wertlehre von so großer Bedeutung für die Lohntheorie, so müssen wir sehen, ob nicht die bekannte Erörterung, die das Verhältnis der Wertauffassung im dritten Bande zu der im ersten Bande zum Gegenstande hat, auch für uns eine Änderung mit sich bringt. Die M a r x sche Lohntheorie ist vor allem im ersten Bande des „Kapital" zu finden; Streiflichter darauf fallen auch aus den anderen Bänden, besonders dem dritten. Dürfen wir nun die Äußerungen des dritten Bandes gleich denen des ersten verwerten? Zur Beantwortung dieser Frage ist ein Blick auf den Unterschied zwischen beiden notwendig.

Der erste Band beruht auf der bekannten Anschauung, die Waren würden wirklich zu ihrem Werte vertauscht, d. h. zu Preisen, die um ihren Arbeitswert pendeln. Im zweiten Abschnitt des dritten Bandes erkennt M a r x die Entstehung einer Durchschnittsprofitrate an, die also nicht vom variablen Kapital allein, sondern vom ganzen Kapital berechnet wird. Damit ist gegeben, daß auch der Preis der Waren nicht vom Arbeitswert allein bestimmt wird. Denn wenn wir zwei Waren nehmen, zu deren Herstellung dasselbe variable Kapital, also dieselbe Arbeitszeit, aber verschiedenes konstantes Kapital nötig war, so müßten eigentlich nach Band I diese Waren zu ihrem Werte verkauft werden, d. h. zu einem Preis, der außer dem in den Wert der Waren eingehenden konstanten und variablen Kapital noch einen durch die Größe des variablen Kapitals bestimmten Mehrwert umfassen würde. Statt dessen ersehen wir aus dem dritten Band, daß zum konstanten und variablen Kapital noch ein Durchschnittsprofit hinzutritt, der in Prozenten des konstanten plus variablen Kapitals besteht. Es wird also der Preis der Waren, zu deren Herstellung viel konstantes Kapital verwendet wurde, mehr betragen als die dafür gesellschaftlich notwendige Arbeit; umgekehrt ist es mit den Waren, die mit mehr variablem Kapital hergestellt wurden. Die Waren haben also aufgehört, um ihren Wert zu pendeln. Das Vertauschen der Waren zu ihren Werten wird nicht für alle Zeiten ausgeschlossen, sondern für die Periode des Kapitalismus. Es hat aber nach M a r x wie nach E n g e l s eine Zeit gegeben, da die Preise tatsächlich um die Werte pendelten.

Engels läßt sie im allgemeinen bis ins 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung dauern [1].

Über die Unstimmigkeit zwischen erstem und drittem Band ist bekanntlich schon viel geschrieben worden. Daß sie besteht, ist wohl nicht zu leugnen [2]. Andererseits darf man es aber nicht so auffassen, als habe Marx zwischen der Abfassung des ersten und dritten Bandes seine Ansicht geändert. Denn er hat nach Engels' Angaben den zweiten und dritten Band 1863—1867 im Entwurf fertiggestellt, während er den ersten Band erst 1867 herausgab [3]. Auch sagt Marx schon in einer Anmerkung des ersten Bandes, daß „die Durchschnittspreise nicht direkt mit den Wertgrößen der Waren zusammenfallen" [4]. Soll man nun den Grund der Unstimmigkeit darin suchen, daß der Autor sich selbst nicht klar war, oder wird man versuchen, das Austauschen nach dem Wert im ersten Band nur als eine methodische Voraussetzung, eine freigewählte Prämisse anzusehen [5]? Mir scheint, jeder Ausleger wird, solange irgend möglich, den letzteren Weg vorzuziehen haben. Dann ist also eine Untersuchung darüber anzustellen, ob nicht die Resultate des ersten Bandes abgeändert werden, wenn man die Prämisse wegdenkt.

Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist es aber nun nicht, nachzuforschen, inwieweit durch die Durchschnittsprofitrate alle Aufstellungen des ersten Bandes vernichtet werden. Wir haben es ja hier nur mit der Lohntheorie zu tun und müssen sehen, ob sie, die ja in der Hauptsache im ersten Band dargestellt ist, etwa im dritten Bande umgestoßen wurde. Durch die Lehre von der Durchschnittsprofitrate wird der Profit des Kapitalisten verändert; der eine erhält mehr, der andere weniger, als wenn die Waren zu ihrem Werte verkauft würden. Immer aber erhält er einen größeren Betrag für die Waren als den Wert der zu ihrer Herstellung notwendigen Arbeitskraft. Der Arbeitslohn wird im allgemeinen zunächst nicht berührt, er

[1] Marx, Kapital, Bd. III, 1, S. 155; Engels, Ergänzung und Nachtrag zum dritten Band des „Kapital" (Neue Zeit, Jahrg. 14, Bd. I, S. 39).

[2] Vgl. dazu besonders v. Böhm-Bawerk, Zum Abschluß des Marx'schen Systems (Staatswissenschaftliche Arbeiten, Festgabe für Karl Knies).

[3] Kapital, Bd. III, 1, S. V.

[4] Kapital, Bd. I, S. 129, Anm. 37; vgl. Hilferding, Böhm-Bawerks Marx-Kritik, S. 30. Ähnliches besagt Anm. 31 a, Bd. I, S. 182. Beide Anmerkungen stehen schon in der ersten Auflage von 1867.

[5] Bd. III, 1, S. 142 kann für diese Auffassung angeführt werden. Freilich ist damit die Ausdrucksweise des ersten Bandes schwer zu vereinbaren, z. B. Äußerungen wie: „Waren können zwar zu Preisen verkauft werden, die von ihren Werten abweichen, aber diese Abweichung erscheint als Verletzung des Gesetzes des Warenaustausches" (Bd. I, S. 121); vgl.: Lohn, Preis und Profit, S. 74, wo behauptet wird, „daß die Waren durchschnittlich zu ihrem wirklichen Werte verkauft" werden.

basiert ja auf dem gewohnheitsmäßigen Bedürfnisminimum. Marx sagt auch, daß es „für den Lohnarbeiter ein gleichgültiger Umstand ist, in welcher Profitrate das ihm abgepreßte Quantum Mehrwert sich ausdrückt“ [1]. Vielleicht mag aber folgender Gedanke auftauchen: Durch die Durchschnittsprofitrate werden die Preise der Waren verändert, also auch der Preis der Ware „Arbeitskraft“. Diese Veränderung des Preises ist auf zweierlei Arten möglich. Einmal dadurch, daß zum Kostpreis der Waren nicht der Mehrwert, sondern der Durchschnittsprofit hinzugeschlagen wird. Derartige Veränderung kann natürlich nur die Preise der Waren betreffen, die kapitalistisch hergestellt werden, bei denen überhaupt ein Profit entsteht. Bei der Produktion der Ware „Arbeitskraft“ aber entsteht bekanntermaßen eben kein Profit [2]. Ferner wäre die Veränderung aber dadurch möglich, daß die Waren, welche in den Kostpreis der Ware eingehen, selbst schon nicht zu ihrem Wert, sondern zu einem davon verschiedenen Produktionspreis erstanden worden sind. Dieser Fall kommt allerdings auch beim variablen Kapital in Betracht, wenn die Lebensmittel der Arbeiter höher oder niedriger als ihr Wert stehen. Aber für die Lohntheorie hat das keine Bedeutung. Der Lohn richtet sich dann allerdings nicht nach dem Wert, sondern dem Produktionspreis der Lebensmittel, wir können auch sagen der Arbeitskraft, aber die Lage des Arbeiters bleibt darum doch dies lbe [3]; sein Reallohn ist ja unverändert. Einige feinere Unterschiede, die aber für die ganze Theorie nicht von Bedeutung sind, ergeben sich, wenn man die Durchschnittsprofitrate den Lohnschwankungen durch Produktivitätsänderung („Kapital“, Bd. I, Kap. 15) zugrunde legt. Es ist also für die Lohntheorie die Aufstellung der Durchschnittsprofitrate zunächst nicht von Einfluß, wir dürfen ruhig annehmen, daß Marx auch im dritten Bande die gleichen Gedanken über sie hatte, und dürfen deshalb die lohntheoretischen Ausführungen des dritten Bandes als Ergänzungen zum ersten Band betrachten. Festgestellt sei also: Während die Preise der kapitalistisch hergestellten Waren nicht mehr um ihren Wert pendeln, ist dies bei der Ware „Arbeitskraft“ wenigstens insoweit anzunehmen, daß die Abweichungen, als für die reale Vergütung des Arbeiters und somit für die Lohnlehre irrelevant, außer Betracht bleiben können.

[1] Kapital, Bd. III, 1, S. 154.

[2] An sich ist eine solche kapitalistische Herstellung der Ware „Arbeitskraft“ nicht ausgeschlossen; sie ist sogar sicher schon vorgekommen. In der Zeit des beginnenden Fabriksystems waren die Männerlöhne sehr niedrig, die Kinderlöhne verhältnismäßig hoch. Da mochte es wohl vorkommen, daß die Kinderarbeit für die Eltern zum gewinnbringenden Gewerbe wurde. Klarer liegt der Fall beim Sklavenhändler.

[3] Kapital, Bd. III, 1, S. 186.

C. Geltungsbereich der Lohntheorie.

1. Die verschiedenen Methoden im „Kapital".

Während Ricardos und Mills Methode verhältnismäßig leicht sich ergab, war die von Adam Smith den vielfachsten Deutungen ausgesetzt. Je nachdem welches Stück seiner Untersuchungen man der Betrachtung unterzog, konnte ein anderes Resultat als das richtige erscheinen. In noch höherem Grade ist das bei Marx der Fall. Vergleichen wir z. B. Kapitel 15 mit Kapitel 24 des ersten Bandes, so sehen wir bei beiden eine gänzlich verschiedene Betrachtungsform; während im 15. aus genau gegebenen Voraussetzungen deduziert wird, gibt uns das 24. ein lebensvolles Bild von der Entstehung des Kapitalismus. Wir können diesen Unterschied im ganzen Werk mehr oder weniger deutlich verfolgen [1]. Den in höherem oder geringerem Maße rein deduktiven, isolierenden Teilen stehen auf der anderen Seite die deskriptiv-historischen gegenüber [2]. Marx ist also hierin Adam Smith vergleichbar, der auch sowohl Deduktion als Induktion in weitem Umfange handhabte. Es finden aber — und das ist nicht unwichtig — die deskriptiv-historischen Partien in größerem Umfang bei den die Entwicklung behandelnden Teilen ihren Platz. Die Darstellung des Zustands erfolgt mehr deduktiv, in mathematischer Ableitung.

Überhaupt sind beide Verfahrensarten nicht überall so streng geschieden, wie etwa im 15. und 24. Kapitel. Denn natürlich kann die Isoliermethode mit mehr oder weniger Voraussetzungen arbeiten, kann sich schrittweise der Wirklichkeit nähern. Es finden sich also Übergangsformen. Und naturgemäß fällt bisweilen später eine Voraussetzung, die am Anfang gemacht wurde. Trotzdem sind beide Methoden durch alle Bände verteilt. Wenn Hammacher [3] im Verfahren des ganzen ersten Bandes eine isolierende Abstraktion sieht und in dieser Hinsicht den zweiten und dritten Band dem ersten gegenüberstellt, so ist das an sich nicht unrichtig aus den ersten Worten des dritten Bandes herausgelesen [4]. Es läßt sich aber angesichts

---

[1] Vgl. v. Wenckstern, Marx, S. 230.

[2] Nach Hammachers Ansicht setzt Marx „die Isoliermethode absolut und glaubt so das Ganze der Tatsachen, ein historisches Gemälde also, erreicht zu haben (Marxismus, S. 520, ebenso S. 436). Dieser Vorwurf kann meines Erachtens gegen Marx nicht erhoben werden, wenn man die isolierenden und die historisch-deskriptiven Partien bei ihm aussondert. Übrigens erkennt Hammacher auch bei Marx die isolierende Abstraktion an, allerdings in anderer Weise als dies in der vorliegenden Arbeit geschieht (Marxismus, S. 287 ff.), wie gleich gezeigt wird.

[3] Hammacher, Marxismus, S. 287.

[4] Kapital, Bd. III, 1, S. 1. Auch Kapital, Bd. II, S. 326, könnte vielleicht allenfalls in derselben Richtung angeführt werden.

der vielen zweifellos nicht isolierenden Partien des ersten Bandes in dieser Form nicht wohl halten. Dagegen mag man wohl zugeben, daß namentlich bei der Darstellung des Zustands die Isolierung mit dem Fortschreiten des Werkes abnimmt. Dies läßt sich auch mit der angeführten Stelle bei Marx sehr wohl in Einklang bringen.

Wir betrachten zunächst die Voraussetzungen der isoliert-deduktiven Teile, dann die der deskriptiv-historischen.

a) Das isolierende Verfahren.

Bei der Ableitung der ökonomischen Begriffe gebraucht Marx die isolierende Abstraktion; und wenn es sich auch wohl nicht immer um eine so reine Abstraktion handelt wie bei Ricardo, so sieht er doch von vielen tatsächlichen Verhältnissen ab, unterstellt manche Prämissen, und zwar sowohl ausdrücklich als stillschweigend [1]. Er sagt darüber: „In solcher allgemeinen Untersuchung wird überhaupt immer vorausgesetzt, daß die wirklichen Verhältnisse ihrem Begriff entsprechen, oder was dasselbe, werden die wirklichen Verhältnisse nur dargestellt, soweit sie ihren eigenen allgemeinen Typus ausdrücken“ [2]. Marx will also hier den Typus des Kapitalismus zeigen. Dabei muß er aber naturgemäß in der Darstellung des Zustands eine Voraussetzung von vornherein machen: Er muß von der Entwicklung abstrahieren. Bei der Darlegung des Wesens von Mehrwert oder Kapital muß Marx diese Begriffe zunächst so darstellen, als ob sie sich nicht entwickelten und veränderten. Diese Voraussetzung ist um so mehr bedeutungsvoll, und von der Wirklichkeit abweichend, als gerade bei Marx die Veränderung eine solche Rolle spielt. Ohne Rücksicht, ob Zustand oder Entwicklung, folgen dann weitere Prämissen. Als erste ist natürlich die Voraussetzung zu betrachten, daß der Mensch nach seinem wirtschaftlichen Vorteil handeln wolle, dürfe und könne, wie bei Ricardo. Überhaupt finden wir bei den Prämissen in den ersten Kapiteln, daß sie sich zunächst wenig von denen der nach der Isoliermethode arbeitenden Klassiker unterscheiden. Einige mehr im Hintergrund liegende, wenn auch durchaus nicht bedeutungslose Verschiedenheiten mögen hier aber doch besprochen werden. Wenn Ricardo und Marx die Menschen nach dem wirtschaftlichen Vorteil

---

[1] Bis zu einem gewissen Grad, nämlich für die isolierenden Partien, ist also Sievers Urteil berechtigt, das Marx im Vorwort zur zweiten Auflage des Kapital, Bd. I, anführt (S. XIV): „Soweit es sich um die eigentliche Theorie handelt, ist die Methode von Marx die deduktive Methode der ganzen englischen Schule.“ Wobei zu bemerken ist, daß die ganze englische Schule, wie schon gezeigt, durchaus nicht einheitlich nach der deduktiven Methode verfuhr.

[2] Kapital, Bd. III, 1, S. 121.

handeln lassen, so setzen sie zwar dieselben Prämissen, diese Prämissen haben aber für beide Autoren eine verschiedene Bedeutung: Für Ricardo dürfte die Annahme, daß die Menschen nach dem wirtschaftlichen Motiv handeln, ein größeres Abweichen von der Wirklichkeit bedeuten als für Marx, nach dessen ökonomischer Geschichtsauffassung für die Menschen das wirtschaftliche Motiv ohnedies eine so große Bedeutung hat. (Natürlich ist aber hier nicht etwa ohne weiteres das bewußte Handeln nach dem wirtschaftlichen Motiv, wie es der Wirtschaftstheorie als Prämisse dient, mit der unbewußten Beeinflussung der menschlichen Handlungen in Marx' Geschichtsauffassung zu verwechseln.) Beim Kapitalisten ist das wirtschaftliche Handeln noch besonders zugespitzt zum rastlosen Hunger nach stets größerem Gewinn um des Gewinnes, nicht um des Genusses willen, dem „absoluten Bereicherungstrieb" [1].

Wenn ferner beiden Betrachtungen der freie Staat mit Privateigentum und freiem Arbeitsvertrag — er ist wenigstens rechtlich, wenn auch nicht tatsächlich frei — zugrunde liegt, so unterscheiden sich doch beide dadurch, daß die Klassiker diesen Staat als die Normal- und Idealform ansahen, während Marx ihn nur als Durchgangsstadium betrachtete — ein Unterschied von weitreichender Bedeutung, der auch die Gesetze, die Marx von den Klassikern übernommen hat, bei ihm in einem ganz anderen Lichte erscheinen läßt.

Die Vermögensungleichheit ist bei den Klassikern selbstverständliche Voraussetzung insofern, als das Kapital Kapitalisten, der Arbeitslohn aber und speziell die Lohntheorie der Klassiker besitzlose Lohnarbeiter voraussetzt. Bei Marx ist diese Bedingung nur schärfer ausgedrückt und die so bedingte tatsächliche Unfreiheit zur scheinbaren Freiheit in Gegensatz gestellt. Damit Mehrwertproduktion entstehe, muß eine Kapitalistenklasse vorhanden sein, in deren Gewalt die Produktionsmittel sich befinden, und der auf der anderen Seite die besitzlose Masse der Proletarier gegenübersteht. Das ist die zwiefache Freiheit des Arbeiters: „Zur Verwandlung von Geld in Kapital muß der Geldbesitzer also den freien Arbeiter auf dem Warenmarkt vorfinden, frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Ware verfügt, daß er andererseits andere Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen" [2]. „Polarisation des Warenmarkts" nennt Marx diesen Zustand an einer anderen Stelle [3]. Erst dann, wenn dem Arbeiter die Produktionsmittel nicht mehr zu Gebote stehen, wenn es ihm nicht mehr möglich ist, aus

[1] Marx, Kapital, Bd. I, S. 116; derselbe Gedanke Bd. II, S. 92.
[2] Kapital, Bd. I, S. 131; vgl.: Lohnarbeit und Kapital, S. 23.
[3] Kapital, Bd. I, S. 680.

ihnen das für ihn zum Leben Notwendige selbst zu bereiten, erst dann ist er genötigt, seine Arbeitskraft dem Besitzer der Produktionsmittel zu verkaufen, um als Gegengabe den Wert der Arbeitskraft zu erhalten.

Die Arbeiterklasse wird nun als ziemlich gleichartig aufgefaßt; es wird nämlich überall gewöhnliche Arbeit zugrunde gelegt, die das herrschende Durchschnittsmaß von Geschick, Fertigkeit und Raschheit besitzt [1]. Die höhere Arbeit, auf höheren Bildungskosten basierend, muß „stets auf gesellschaftliche Durchschnittsarbeit reduziert werden" [2]. Deshalb stellt auch die qualifizierte Arbeit einen höheren Mehrwert her als die einfache [3]. Damit ist natürlich die Existenz vieler Arbeits- und Lohnklassen nicht geleugnet. Vielmehr erwähnt Marx bei der Manufaktur ausdrücklich die „Hierarchie der Arbeitskräfte, der eine Stufenleiter der Arbeitslöhne entspricht", und die „Scheidung der Arbeiter in geschickte und ungeschickte" [4]. Es liegt aber in der Richtung Marxischer Ideen, die Unterschiede eher zu klein zu sehen. So meint er: „Der Unterschied zwischen höherer und einfacher Arbeit, ‚skilled' und ‚unskilled labour', beruht zum Teil auf bloßen Illusionen, oder wenigstens Unterschieden, die längst aufgehört haben reell zu sein und nur noch in traditioneller Konvention fortleben; zum Teil auf der hilflosen Lage gewisser Schichten der Arbeiterklasse, die ihnen minder als anderen erlaubt, den Wert ihrer Arbeitskraft zu ertrotzen" [5]. Immerhin wird auch die Bedeutung der geistigen Arbeit von Marx nicht ganz verkannt [6]. Daß Marx eigentlich nur die produktive, nämlich die wertschaffende Arbeit in den Kreis seiner Betrachtung zieht, ist bei ihm sehr natürlich, da er ja das wirtschaftlich-soziale Problem überhaupt vor allem als Produktionsproblem sieht [7]. Was zu nicht wertschaffender Arbeit gehört, steht im zweiten Band. Es handelt sich vor allem auch um die Arbeiter, die nur dem Handel dienen, also die kaufmännischen Angestellten, während die bei der Aufbewahrung und dem Transport beschäftigten Arbeiter zu den produktiven gehören können [8]. Die Lage dieser Arbeiter braucht natürlich darum nicht anders zu sein als die der wertschaffenden;

---

[1] Kapital, Bd. I, S. 159; auch S. 11.

[2] Kapital, Bd. I, S. 160, 161.

[3] Kapital, Bd. III, 1, S. 120.

[4] Kapital, Bd. I, S. 314, 315. Besonders auch: Lohn, Preis und Profit, S. 76.

[5] Kapital, Bd. I, S. 160, Anm. 18.

[6] Kapital, Bd. I, S. 472; vgl. Wenckstern, Marx, S. 52, 53.

[7] Wenckstern, Marx, S. 51.

[8] Unproduktive Zirkulationsarbeit, Kapital, Bd. II, S. 98, 100 ff., besonders S. 102, 120; aber produktive S. 117, 120. Sombart, Archiv, Bd. VII, S. 566, 579.

es ist vielmehr anzunehmen, daß sie im großen und ganzen mit ihr übereinstimmt.

Auch bei der Kapitalistenklasse wird von den Verschiedenheiten vielfach zunächst abstrahiert. Es sind wesentlich die Inhaber von Produktionskapital. Die Inhaber von Kaufmannskapital, die Rentenbezieher, werden, wie die Spaltung des Mehrwerts überhaupt, von Marx in den Teilen seines Werkes, wo es sich vor allem um das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeiter handelt, noch so ziemlich übergangen. Die übrigen Klassen, die nicht den Typen Arbeiter und Kapitalist entsprechen, fallen im allgemeinen aus dem Kreis der Betrachtung heraus, sie werden als nichtexistierend angesehen [1].

Marx' Betrachtungen richten sich im allgemeinen auf ein einzelnes Land; indessen läßt er die internationalen Beeinflussungen nicht ganz außer Acht. Die internationale Verschiedenheit der Arbeitslöhne, die schon auf den Verschiedenheiten von Klima, Bodenfruchtbarkeit, Lebensgewohnheiten beruht, ist ihm wohlbekannt [2]. Er sagt deshalb, daß „die Teilung des Arbeitstags in notwendige Arbeit und Mehrarbeit in verschiedenen Ländern verschieden" [3] sei. Auf die territoriale Verschiedenheit wirken natürlich auch alle jene Umstände ein, die die Lohnschwankungen im einzelnen Lande bewirken; sie tragen so zu noch größerer Verschiedenheit der Länder bei. Bedeutungsvoll ist vor allem die Verschiedenheit von Produktivität und Intensität [4]. Über die Wirkungen dieser Verschiedenheit, über die Anziehungskraft der Orte mit hohem Lohn ist jedoch im „Kapital" nicht viel zu finden; nur gelegentlich spricht Marx davon, daß die Arbeiter dem auswandernden Kapital nachwandern [5].

Außer diesen mehr unausgesprochenen Voraussetzungen gibt es aber noch viele andere, die Marx da und dort macht, wo es ihm gerade passend erscheint, einen Vorgang herauszugreifen und isoliert zu betrachten. Die speziellen Voraussetzungen werden vielfach zu Beginn der Abschnitte und Kapitel aufgestellt, und es ist von großer Wichtigkeit für das Verständnis, diese Fingerzeige nicht außer acht zu lassen. Die wichtigste ist die allgemein für den isolierenden Teil der ersten Bände gemachte Annahme, daß die Waren zu ihrem Wert verkauft werden, obwohl natürlich die Preise unter und über dem Wert stehen können. Auch für die Löhne gilt dies: Es wird unterstellt, daß der Arbeiter jedesmal den Wert seiner Arbeitskraft erhält, obwohl „die gewaltsame Herabsetzung des Arbeits-

[1] Kapital, Bd. II, S. 321.
[2] Kapital, Bd. I, S. 477 ff.
[3] Kapital, Bd. I, S. 357; vgl. Bd. III, 1, S. 121.
[4] Kapital, Bd. I, S. 522.
[5] Kapital, Bd. I, S. 606.

lohns unter diesen Wert" in der praktischen Bewegung eine wichtige Rolle spielt [1]. Der Standpunkt insbesondere des ersten Bandes in dieser Frage ist also der: Die Waren werden im Durchschnitt, im großen und ganzen zu Preisen verkauft, die, durch Angebot und Nachfrage bewegt, um den Wert schwanken. Es wird aber im besonderen in der isolierenden Betrachtung noch die Voraussetzung gemacht, daß die Waren tatsächlich zu ihren Werten verkauft werden [2]. Im deskriptiv-historischen Teil tritt diese Voraussetzung zurück, und im dritten Band gibt Marx, wie schon besprochen worden ist, überhaupt die Annahme auf, daß die Waren zu Preisen vertauscht werden, die um den Arbeitswert pendeln.

Hier ist auch ein Wort über die Bedeutung der Marx schen Gesetze einzufügen. Es scheint mir, daß man bei ihm zweierlei Gesetze unterscheiden muß. Man könnte sie Gesetze der Ökonomie und der Natur nennen, wenn Marx nicht gerade die ökonomischen Gesetze als „Naturgesetze" bezeichnen würde. Dagegen gibt uns die Äußerung eines russischen Kritikers, den Marx im Vorwort zur 2. Auflage des ersten Bandes zustimmend zitiert [3], einen Fingerzeig. Der stellt den ökonomischen als veränderlichen Naturgesetzen, die nur für eine bestimmte historische Periode gelten, die Gesetze der Physik und Chemie gegenüber. Man wird also nach Marx zweierlei Arten von Naturgesetzen unterscheiden. Die einen sind an sich ewige Gesetze, und zu ihnen muß auch das allgemeine Gesetz der Entwicklung gerechnet werden. Die anderen sind die ökonomischen Gesetze, die vor allem von Marx betrachtet werden. Er rechnet sie auch zu den Naturgesetzen [4], obwohl sie nur für bestimmte Perioden gelten. Marx macht nicht den Anspruch, allgemein geltende ökonomische Gesetze zu lehren. Er sagt nicht, daß solche nicht existieren; im Gegenteil weiß er, daß es „allen Produktionsstufen gemeinsame Bestimmungen" gibt [5]; aber sie sind es nicht, die er der Betrachtung unterzieht. So glaube ich Marx' Bestätigung des russischen Kritikers

---

[1] Kapital, Bd. I, S. 563.

[2] Kapital, Bd. I, S. 278, 482; ebenso Bd. II, S. 2, 326, 368.

[3] Kapital, Bd. I, S. XVI.

[4] Kapital, Bd. I, S. 492, Anm. 15 stellt Marx in einer Polemik gegen Malthus den „ewigen Gesetzen der Natur" die „nur historischen Naturgesetze der kapitalistischen Produktion" entgegen. Dazu steht es allerdings in einem gewissen Widerspruch, wenn Marx in einem Brief an Dr. Kugelmann vom Jahre 1868 sagt: „Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden. Was sich in historisch verschiedenen Zuständen ändern kann, ist nur die Form, worin jene Gesetze sich durchsetzen" (Neue Zeit, Jahrg. 20, Bd. II, S. 222). Es liegt hier zweifellos eine Inkonsequenz in der Terminologie vor.

[5] Einleitung „Zur Kritik der politischen Ökonomie", S. XX, ebenso S. XV.

auslegen zu dürfen [1], und auch Äußerungen von Engels kann man wohl so auffassen [2].

Es ist nun klar, daß hier das Wort „Gesetz" anders aufzufassen ist als bei einem ewigen Gesetz. Die ökonomischen Gesetze nach Marx sind aus bestimmten Voraussetzungen gezogene Schlüsse, die nur solange ihre Geltung haben, als diese Voraussetzungen gelten. Dasselbe ließe sich zwar von Ricardos Gesetzen auch sagen. Trotzdem sehe ich zwei große Unterschiede: Einmal beziehen sich Marx' Gesetze großenteils auf die Entwicklung, sind Gesetze einer Veränderung nach einer bestimmten Richtung hin über die heutigen Zustände hinaus, z. B. die Gesetze der Akkumulation, der Verelendung. Die von Ricardo betreffen meist eine bestimmte Epoche, nämlich die des Kapitalismus, ohne den Gedanken an eine andere aufkommen zu lassen. Vor allem aber sind Ricardos Gesetze ewige Gesetze in dem Sinn, daß sie immer gelten, wenn ihre Voraussetzungen vorliegen, und daß diese Voraussetzungen tatsächlich zu allen Zeiten an sich vorliegen können. Die Gesetze sind streng nach der Isoliermethode gewonnen. Ricardo sagt nicht, daß es immer einen Arbeitslohn nach seinem Lohngesetz geben werde; aber er meint, daß unter den gegebenen Voraussetzungen die Lohngesetze zu allen Zeiten wirken werden. Nach Marx dagegen ist das unmöglich. Die bestimmten, auf induktivem Wege gewonnenen Voraussetzungen liegen zu bestimmter Zeit vor, z. B. zur Zeit des Kapitalismus. Sie sind mit dem Gesetz verwachsen, und ihre Veränderung, Umwälzung bildet einen Bestandteil des Gesetzes. In späterer Zeit wird die Entwicklung weitergeschritten sein, sie werden nicht mehr bestehen und ebensowenig die aus ihnen abgeleiteten Gesetze. Damit aber haben namentlich Marx' Entwicklungsgesetze die Exaktheit von Ricardos Gesetzen eingebüßt [3]. Insoweit Marx' Gesetze sich auf den Zustand beschränken, wie z. B. das Wertgesetz, stehen sie auch denen Ricardos noch näher.

---

[1] Kapital, Bd. I, S. XV—XVII. Anderer Ansicht Masaryk, Grundlagen, S. 204 ff.; nach ihm hat „die Behauptung Marx', resp. seines russischen Kritikers, keinen Sinn."

[2] Engels, Ludwig Feuerbach, S. 43; Neue Zeit, Jahrg. 14, Bd. I, S. 39; Anti-Dühring, S. 132, 138. An der letzteren Stelle spricht er davon, daß man wenige, „für Produktion und Austausch überhaupt geltende, ganz allgemeine Gesetze aufstellen" könne. Daß er aber trotzdem allgemeinen rein ökonomischen Gesetzen keinen großen Wert beimißt, zeigt die unmittelkar vorangehende Äußerung: „Wer die politische Ökonomie Feuerlands unter dieselben Gesetze bringen wollte mit der des heutigen Englands, würde damit augenscheinlich nichts zutage fördern als den allerbanalsten Gemeinplatz" (Anti-Dühring, S. 137).

[3] Vgl. dazu Adolf Wagner, Grundlegung I, 1, S. 237 ff.

b) Das deskriptiv-historische Verfahren.

In dem deskriptiv-historischen Teil werden Prämissen im ganzen wohl kaum gemacht. Wie Marx den Menschen mit seinen Trieben in diesen Abschnitten darstellt, so wird er ihm auch wirklich erscheinen. Wie ist nun dieser Mensch beschaffen? Wenn nach Marx der Einfluß der Produktionsverhältnisse auf alles menschliche Geschehen ein so ungeheurer ist, so wird damit nicht etwa gesagt, daß ausschließlich das wirtschaftliche Motiv den Menschen bewegt, sondern nur, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse es allemal sind, die das Wollen und Handeln im großen bewegen, daß auf ihnen als den materiellen Bedingungen [1] die gesellschaftlichen Veränderungen beruhen. Marx ist jedenfalls der Ansicht, daß die anderweitigen Interessen sich im letzten Grund auf ökonomische Unterlagen zurückführen lassen. Die wirtschaftlich egoistischen Interessen spielen weitaus die erste Rolle im Leben. Beim Kapitalisten erscheinen sie in der speziell ausgeprägten Form des für die kapitalistische Epoche charakteristischen Erwerbstriebs; bei allen gewinnen sie besondere Bedeutung als Klasseninteressen. Es braucht aber immerhin das wirtschaftlich-egoistische Motiv nicht das einzige zu sein, von dem der Mensch bewegt wird; doch ist nicht zu verwundern, wenn es bei Marx eine größere Bedeutung hat, als die meisten Ökonomen ihm heute zuzugestehen geneigt sind, wohl noch eine größere bei Adam Smith. Hammacher meint zwar, daß es nach der ökonomischen Klassenkampftheorie nur ökonomische Interessen gäbe; aber er vermag Marxsche Äußerungen von Belang dafür nicht beizubringen [2]. Dagegen zitiert er selbst sehr beachtenswerte Stellen aus Marx, die darlegen, daß der Verfasser des „Kapital" durchaus nicht nur ökonomische Interessen kannte [3]. Es scheint mir, als ob Hammacher vielfach da die rein ökonomischen Interessen sehe, wo Marx isolierend abstrahiert. Er sagt: „Marx verabsolutierte unter dem Einflusse des dogmatischen Monismus die Abstraktionsmethode der theoretischen Ökonomik" [4]. In Wirklichkeit wird eben die Abstraktionsmethode wie oben gezeigt, auch von Marx viel benutzt [5].

Von anderen Trieben ist nicht viel die Rede. Der Geschlechtstrieb, der in Engels' Schrift „Der Ursprung der Familie" als sehr wichtig erscheint, tritt bei Marx an Bedeutung stark zurück, speziell ja auch in der Lohnlehre, in der ihm die Klassiker eine so besonders große Bedeutung beigemessen hatten.

[1] Kautsky, Neue Zeit, Jahrg. 14, Bd. II, S. 658.
[2] Hammacher, Marxismus, S. 181 ff.
[3] Hammacher, Marxismus, S. 434.
[4] Hammacher, Marxismus, S. 436.
[5] Vgl. Kautsky, Neue Zeit, Jahrg. 14, Bd. II, S. 658.

Wir müssen also Marx' Psychologie als ärmlich [1] und einseitig empfinden. Als utopisch aber muß sie uns dort erscheinen, wo der Übergang in die Zukunftsgesellschaft dargestellt wird. Es ist und bleibt unerklärlich, wie die Menschheit, die nach Marx so tief in den egoistisch-ökonomischen Interessen befangen ist, von der eben noch ein Teil „die Expropriation der unmittelbaren Produzenten . . . mit schonungslosestem Vandalismus und unter dem Trieb der infamsten, schmutzigsten, kleinlichst gehässigsten Leidenschaften vollbracht" hatte [2], der andere aber unter diesem Druck immer mehr verelendet und entartet war [3], wie die so beschaffene Menschheit nun nach der Expropriation der Expropriateurs derart verwandelt sein kann, daß nach einer Übergangszeit „die öffentliche Gewalt den politischen Charakter" verliert [4] und ein froher Zustand allgemeinen Friedens eintritt [5]. Haben wir also Adam Smith' Psychologie den Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit nicht ersparen können, so müssen wir Marx gegenüber nicht nur diesen Vorwurf, sondern auch den der Inkonsequenz machen. Diese Inkonsequenz wird dadurch nicht besser, daß Marx die Veränderlichkeit der menschlichen Natur zugibt [6]. Das Berechtigte an unseren Ausstellungen würde noch viel mehr hervortreten, wenn Marx sich auf eine genaue Darstellung der zukünftigen Gesellschaft und des Übergangs zu ihr eingelassen hätte.

Wie der Einzelmensch, so werden auch Staat und Gesellschaft in den deskriptiv-historischen Partien im allgemeinen so dargestellt, wie Marx sie als tatsächlich erkennt. Nun könnte man unter Bezugnahme auf Äußerungen von Marx sagen, er abstrahiere von der Konkurrenz [7]. Das scheint mir nicht richtig. So manche Stellen im „Kapital" [8] zeigen, daß von der Konkurrenz tatsächlich nicht immer abstrahiert ist. Wohl aber hat Marx es bewußt unterlassen, die Lehre von der Konkurrenz eigens zu behandeln, und das will er in den angeführten Äußerungen wohl sagen. Wenn wir also auch hier

---

[1] Vgl. Tugan-Baranowsky, S. 40.

[2] Kapital, Bd. I, S. 727.

[3] Kapital, Bd. I, S. 728.

[4] Kommunistisches Manifest, S. 38.

[5] Vgl. Wagner, Grundlegung I, 1, S. 14, 15; v. Schmoller, Grundriß, Bd. I, S. 97.

[6] Kapital, Bd. I, S. 573, Anm. 63 spricht Marx von der „in jeder Epoche historisch modifizierten Menschennatur". Auch Kapital, Bd. I, S. 140 sagt er, daß der Mensch seine eigene Natur verändert. Hammacher ist allerdings der Ansicht, daß „der ökonomische Egoismus als alleinige Realität bleibt" (Marxismus, S. 370). Dadurch wird die Schwierigkeit aber auch nicht beseitigt.

[7] Marx, Briefe an Dr. Kugelmann (vom 28. Dezember 1862), Neue Zeit, Jahrg. 20, Bd. II, S. 30, 189. Vgl. Sombart, Archiv, Bd. VII, S. 560.

[8] Z. B. Kapital, Bd. I, S. 590; Bd. III, 1, S. 245.

das eigentliche System der isolierenden Abstraktion nicht finden, so wäre es trotzdem falsch, zu glauben, die Geschichte spiele sich nach Marx genau so ab, wie er es in diesen Teilen darstellt. Er will ja den Kapitalismus und seine Entwicklung aufzeigen, und deshalb greift er die charakteristischen Tatsachen heraus, wo er sie findet, packt sie zusammen und stellt sie ins volle Licht seiner Theorie. Rückständiges und Rückschläge, was von der Entwicklung verschont geblieben, weil es seitab lag oder sich ihr entgegenstemmte, vor allem aber die edlere menschliche Gesinnung, die vom Geist des Kapitalismus denn doch wahrhaftig nicht in alleweg ertränkt ist — all das wird von Marx beiseite gestellt [1]. Deshalb erscheint auch das Elend der unterdrückten Volksklassen stets in den schwärzesten Farben. Das ist keine falsche Darstellung; aber naturgemäß werden die schlimmsten Seiten als die für den Kapitalismus bezeichnendsten am meisten betont. Methodisch will es eine Darstellung der tatsächlichen Entwicklung mit ihren Haupttendenzen sein, die uns in packender Weise Entstehen, Sein und Vergehen des Kapitalismus vor Augen führen soll. Will man darin, also im ganzen Werk, schon eine Isolierung sehen, so läßt sich dagegen nicht viel sagen. Aber natürlich ist das eine Isolierung ganz anderer Art, als sie von den Ökonomen unter dieser Bezeichnung gewöhnlich verstanden und von Marx bei Ableitung von Wert und Mehrwert geübt wird.

2. Die zeitliche Relativität Marxscher Begriffe.

In seiner Darlegung des Kapitalismus als einer vorübergehenden notwendigen Periode der Entwicklung bebaut Marx ein den Klassikern noch fremdes Gebiet. Er erkannte, wie Sombart sagt, „als Erster das unsere Zeit beherrschende Wirtschaftssystem in seiner spezifischen Eigenart“ [2], er zeigt, wie die Zustände des heutigen Kapitalismus weder ewige, noch ideale, noch normale sind, wie auch die Begriffe Wert und Mehrwert nur relative Geltung haben. Zu untersuchen ist nun, wie weit diese Geltung sich erstreckt. An der zeitlichen Begrenzung des Begriffs „Wert“ könnte man zunächst zweifeln. Denn der Wert wird ja bestimmt durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit; diese aber ist auch in einer sozialistischen Gesellschaft von Bedeutung; ja, Marx gibt sogar zu, daß in einer solchen die Wertbestimmung vorherrschend bleibe „in dem Sinn, daß die Regelung der Arbeitszeit und die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit unter die verschiedenen Produktionsgruppen, endlich die Buchführung hierüber, wesent-

[1] Vgl. Kapital, Bd. III, 1, S. 154.
[2] Sombart, Archiv, Bd. 26, S. 446.

licher denn je wird"[1]. Trotzdem will Marx den Terminus „Wert" nur für die Periode der Warenproduktion angewendet wissen, wie unzweideutig aus folgender Stelle hervorgeht:

„Das Arbeitsprodukt ist in allen gesellschaftlichen Zuständen Gebrauchsgegenstand, aber nur eine historisch bestimmte Entwicklungsepoche, welche die in der Produktion eines Gebrauchdings verausgabte Arbeit als seine ‚gegenständliche' Eigenschaft darstellt, d. h. als seinen Wert, verwandelt das Arbeitsprodukt in Ware. Es folgt daher, daß die einfache Wertform der Ware zugleich die einfache Warenform des Arbeitsproduktes ist, daß also auch die Entwicklung der Warenform mit der Entwicklung der Wertform zusammenfällt"[2].

Man kann also sagen: Wo Ware, da Wert. Wert kommt demnach vor ohne Mehrwert im Zustand der einfachen Warenproduktion, wenn die Produzenten selbst ihre Waren gegenseitig verkaufen. Noch beschränkter als das Vorkommen des Werts ist daher das des Mehrwerts. Er basiert auf der Mehrarbeit. Diese nun ist überall da zu finden, wo der Arbeiter nur einen Teil seiner Arbeit zur Reproduktion seiner Arbeitskraft verwendet; den anderen Teil muß er abgeben. Solch ein Verhältnis lag vor bei der Sklavenhaltung und bei der mittelalterlichen Hörigkeit, und am Beispiel des walachischen Bojaren zeigt uns Marx, wie da die Teilung in notwendige Arbeit und Mehrarbeit besonders leicht ersichtlich wird, weil der Arbeiter gewisse Tage für sich, andere für den Herrn zu arbeiten hatte[3]. Mehrarbeit ist auch in der sozialistischen Gesellschaft notwendig, aber allerdings nicht zugunsten Privater, sondern der Gesellschaft. Marx sagt ausdrücklich, daß Mehrarbeit immer bleiben muß, und erläutert das: „Ein gewisses Quantum Mehrarbeit ist erheischt durch die Assekuranz gegen Zufälle, durch die notwendige, der Entwicklung der Bedürfnisse und dem Fortschritt der Bevölkerung entsprechende progressive Ausdehnung des Reproduktionsprozesses, was vom kapitalistischen Standpunkt aus Akkumulation heißt"[4]. In einer Kritik des Gothaer Programmentwurfs fügt er noch besonders folgendes hinzu: „Erstens: Die allgemeinen, nicht zur Produktion gehörigen Verwaltungskosten . . . Zweitens: Was zur gemeinschaftlichen Befriedigung von Bedürfnissen bestimmt ist, wie Schulen, Gesundheitsvorrichtungen etc. . . . Drittens:

[1] Kapital, Bd. III, 2, S. 388; vgl. Bd. II, S. 287.

[2] Kapital, Bd. I, S. 28. Im selben Sinne eine Äußerung auf S. 14. Ferner: Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Neue Zeit, Jahrg. 9, Bd. I, S. 566. Kautsky, Karl Marx' ökonomische Lehren, S. 21, sagt sehr deutlich: „Der Wert ist eine historische Kategorie, nur für die Periode der Warenproduktion geltend."

[3] Kapital, Bd. I, S. 197 ff.

[4] Kapital, Bd. III, 2, S. 354; vgl. Marx, Elend der Philosophie, S. XIX (Vorwort von Engels vom Jahre 1884).

Fonds für Arbeitsunfähige etc." [1]. Die Mehrarbeit nun entwickelt Mehrwert, wenn die Produkte der Arbeit dazu bestimmt sind, auf den Warenmarkt zu kommen, wenn sie also zu Werten werden. Das aber ist in unserer Zeit der Fall: Der moderne Kapitalismus ist die hervorstechendste Epoche der Mehrwertausbeutung. In einer sozialistischen Gesellschaft gäbe es natürlich keinen Mehrwert.

Wir haben also nun gesehen, wie weit Wert und Mehrwert Geltung haben, und haben gefunden, daß es nach Marx eine Zeit ohne beide gegeben hat und geben wird. Die Entwicklung, soweit sie bis jetzt sich ergab, schreitet stets voran durch Negation der Negation. Nun aber liegt noch eine Frage brennend vor uns: Wie stehts mit der Entwicklung nach der Expropriation der Exprioprateurs in der sozialistischen Gesellschaft der Zukunft? Die Marxsche Entwicklung geht nach der Dialektik durch die Klassengegensätze vor sich; jeweils in einer Klasse wird die zukünftige Gesellschaft vorbereitet — wo aber haben wir im Sozialismus diese Klasse? Wir haben sie offenbar nicht; denn es soll dann wohl überhaupt der Klassengegensatz aufhören; also gibt es auch keine Entwicklung durch Klassenkämpfe mehr. Aufs deutlichste sagt Marx dies mit den Worten: „Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab" [2].

Also kein Antagonismus mehr, keine Klassenkämpfe; und wie stehts mit der Entwicklung, die doch nach Marx sich gerade nach der Dialektik vollzieht? Sollte sie wirklich aufhören? Es erscheint wohl am wahrscheinlichsten als Marx' Auffassung, daß die Entwicklung nach der Dialektik weitergeht, aber nicht mehr in Klassenkämpfen. Es soll ja auch, namentlich nach Engels, schon einmal einen Urkommunismus ohne Klassenkampf gegeben haben [3]; ähnlich mag sich

[1] Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms (Neue Zeit, Jahrg. 9, Bd. I, S. 566).

[2] Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, S. LVI. Die Ausführungen von Engels (Anti-Dühring, S. 270—271) liegen in derselben Richtung wie die von Marx. Übereinstimmend sagt Kautsky (Die historische Leistung von Karl Marx, S. 11): „Nur unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen ist die Treibkraft der Geschichte der Klassenkampf; stets ist es in letzter Linie der Kampf gegen die Natur."

[3] Engels, Anti-Dühring, S. 139; Ludwig Feuerbach, S. 31;

wohl auch Marx eine künftige Zeit ohne Klassenkampf vorstellen. Die Entwicklung vermittels der Klassenkämpfe würde sich dann nur zwischen Urkommunismus und Zukunftskommunismus vollziehen. Hammacher spricht im Hinblick auf diese drei Perioden von der „einmaligen Dialektik der Weltgeschichte"[1]. Aber durch welches Mittel vollzieht sich dann die Entwicklung? Sollte Engels andeuten wollen, daß das Gesetz der Negation überhaupt außer Kraft tritt, wenn er sagt: „Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit"[2]. Mir scheint, dieses Gesetz, das so allgemein über die ganze Natur wirkt, kann vom marxistischen Standpunkte aus nicht plötzlich aufgehoben werden. Die Marxsche Negation der Negation muß weitergehen[3], wenn auch — selbst das scheint mir inkonsequent — die Klassenkämpfe wegfallen. Eine Entwicklung auf andere Weise, ohne Dialektik, ist bei Marx nicht zu glauben. Immerhin, wir können Marx nicht mehr darüber fragen. Er hat vielleicht klug daran getan, sich über diese Frage nicht deutlicher auszusprechen. Denn Marx war nicht nur Gelehrter, er war auch Prophet. Wird ein Prophet seine Scharen dazu begeistern, für ein Ideal in den Tod zu gehen, das nach dem Propheten selbst, kaum errungen, schon wieder dem Wurmfraß der Negation verfällt? Mir will scheinen, Marx als Marxist mußte erklären, daß auch an der Zukunftsgesellschaft die Weiterentwicklung in Widersprüchen, also wohl durch Kämpfe, nicht Halt machen werde; Marx als Sozialist aber mußte diese Erklärung mit sich begraben. Für die agitatorische Stoßkraft des Sozialismus war das jedenfalls das Beste.

Wir haben weiter oben Darwin und Marx nebeneinandergestellt. Kehren wir auf einen Augenblick zur Naturwissenschaft zurück, so sehen wir nun noch deutlicher, daß der dabei zitierte Vergleich Engels' zwischen beiden Männern nur teilweise stimmt. Einerseits ist das Ruckweise der dialektischen Entwicklung den Darwinschen Ideen durchaus entgegen[4]. Andererseits paßt, wenn man schon Darwins Kampf ums Dasein mit den Marxschen Klassenkämpfen in Parallele setzt, der plötzliche Abschluß dieser Kämpfe nun schon gar

Ursprung der Familie, S. 125; vgl. Paul Barth, Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. XI, S. 14, 33.

[1] Hammacher, Marxismus, S. 231.

[2] Engels, Anti-Dühring, S. 271.

[3] Anders faßt es Masaryk auf, der „Grundlagen" S. 217 sagt: „Das Gesetz der Negation hat seine Pflicht getan und wird suspendiert."

[4] Masaryk, Grundlagen, S. 51. Hammacher sagt, „daß die Anpassung an geänderte Lebensbedingungen, auf die sich der Darwinismus stützt, das gerade Gegenteil der Widerspruchsentwicklung ist" (Marxismus, S. 510).

nicht. Auch das mag man bedenken, daß Darwin seinen Ausgangspunkt von dem Marx verhaßten Malthus genommen hat. Übrigens ist ja die naturwissenschaftliche Entwicklungstheorie nicht ursprünglich in den Marxschen Ideen enthalten, sondern erst später „als willkommene scheinbare Bestätigung" der ökonomischen Geschichtsauffassung ergriffen worden [1]. Fast eher könnte man, wenn man schon naturwissenschaftliche Theorien zum Vergleich heranziehen will, an die bei Erscheinen des „Kapital" bereits aufgegebene Katastrophentheorie denken. Auch die Lehre von Karl Marx ist eine Katastrophentheorie, freilich in ganz anderem Sinne als es Cuvier und die alten Naturforscher meinten. Es soll denn auch nicht im entferntesten ausgesprochen sein, daß Marx eine Katastrophentheorie nach Art der alten naturwissenschaftlichen hätte konstruieren wollen. Aber immerhin mochten ihm deren Gedankengänge geläufig sein, wie auch Cuviers „Discours sur les révolutions du globe" gelegentlich von ihm zitiert wird [2]. Eigentümlicherweise macht Kautsky den Versuch, die Darwinsche Lehre als Katastrophentheorie in Anspruch zu nehmen [3]. Jedenfalls erkennen wir, daß Marx' Lehre sich nicht direkt von Darwin ableiten läßt. Marx sah eben an dem plötzlich auftauchenden Gestirn nur, daß es gleich seiner Lehre auf der Entwicklung basierte, und merkte offenbar nicht genügend die Verschiedenheiten zwischen beiden Systemen.

Dies ist aber auch für die Beurteilung des Marxschen Systems als solchen ziemlich belanglos. Mag sich das Verhältnis zur Naturwissenschaft wie immer stellen, aufrecht bleibt, daß Marx es war, der in die politische Ökonomie mit aller Kraft den Gedanken der Entwicklung hineintrug. Darin liegt der

---

[1] Vgl. Erdmann, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, Jahrg. 31, 3, S. 36.

[2] Kapital, Bd. I, S. 478, Anm. 5; vgl. Masaryk, Grundlagen, S. 209.

[3] Oder kann die folgende Stelle anders aufgefaßt werden: „Ich habe schon einmal an einem anderen Ort darauf hingewiesen, daß die Bourgeoisie, solange sie revolutionär war, auch annahm, daß sich die natürliche Entwicklung durch Katastrophen vollzieht. Seitdem sie konservativ geworden ist, will sie von Katastrophen auch in der Natur nichts mehr wissen. Die Entwicklung vollzieht sich jetzt nach ihrer Ansicht in langsamster Weise ausschließlich auf dem Wege ganz unmerklicher Änderungen. Katastrophen erscheinen ihr als etwas Abnormes, Unnatürliches, nur noch dazu geeignet, die natürliche Entwicklung zu stören. Und trotz der Darwinschen Lehre vom Kampfe ums Dasein bemüht sich die bürgerliche Wissenschaft aus allen Kräften, den Begriff der Entwicklung gleichbedeutend erscheinen zu lassen mit dem eines ganz friedlichen Vorganges." Kautsky, Die historische Leistung von Karl Marx, S. 15. Kautsky verwahrt sich allerdings dagegen, daß sich die Entwicklung ausschließlich durch Katastrophen vollziehe (S. 16), aber „die Evolution ist unmöglich ohne zeitweilige Revolutionen" (S. 15).

tiefste Unterschied zwischen ihm und den britischen Klassikern, denen derartige Gedankengänge mehr oder weniger fremd waren. So erkennen wir bei Betrachtung der Marxschen Theorie und speziell der Lohntheorie die Lehren der klassischen Ökonomen in eigentümlicher Modifikation wieder. Einmal hatte Marx diese Lehren zum Sozialismus umzuformen — daher rührt z. B. in der Lohntheorie die Ablehnung des Malthus. Der Sozialismus aber mußte aus einem „utopischen" in den „wissenschaftlichen" überführt werden, und das geschah mittels der Entwicklung: Hier zeigte sich der Hegel-Schüler. Diese Evolution aber wurde immer wieder durch revolutionäre Tendenzen durchkreuzt, die bei Marx in späterer Zeit allerdings verblaßten, aber doch das Bild der Entwicklung wesentlich beeinflußten. Solche Mischung wäre im Kopfe und in der Hand eines kleinen Geistes zu einem Wirrsal geworden. Marx hat daraus ein Werk geschaffen, das trotz seiner Gelehrsamkeit für die Volksmassen ein Wahrzeichen geworden ist, und das, mag auch die Falschheit aller seiner Theorien im einzelnen nachgewiesen werden, doch in der Wissenschaft immer ein Markstein bleiben wird.

Schlußbetrachtung.

Stellung der Autoren zur Arbeiterbevölkerung.

Bei all den bedeutsamen Unterschieden, die wir bisher zwischen den Lohntheorien der Klassiker und der marxistischen gefunden haben, ergibt sich für den Leser doch wohl die Empfindung, es sei noch nicht völlig das Trennende hervorgehoben. Ich glaube indes die wissenschaftlichen Differenzen in der Hauptsache dargelegt zu haben, und wenn es sich um ein allen praktischen Lebensinteressen fremdes Gebiet handelte, so würde die Auseinandersetzung dieser Unterschiede wohl auch genügen. Aber die Sozialökonomik hat als Grundlage den lebenden Menschen und seine Handlungen, diesen selben Menschen, den der Wissenschafter von Jugend auf in verschiedenster Beleuchtung gesehen hat, je nach seiner Erziehung, dem Milieu, in dem er aufwuchs, der Klasse, der er angehörte. Besonders in der Lohntheorie hat das Bedeutung. Hier handelt es sich ja in erster Linie um die Arbeiterklasse. Eine Theorie vom Arbeitslohn muß die ganze Lage der Arbeiterschaft ins Auge fassen; es ist das Verhältnis des Autors zu ihr, seine Beurteilung des arbeitenden Volkes von größter Bedeutung für seine Lehre. Nun gehört aber der wissenschaftliche Nationalökonom der Arbeiterklasse meist nicht von Haus aus an; im Gegenteil steht sie ihm regelmäßig fern. Wie er sich zu ihr stellte, was für eine Anschauung er insbesondere von ihr hatte, das mußte auch für seine Werke von größter Bedeutung sein. Auf das persönliche Verhältnis unserer Autoren zur Lohnarbeiterklasse als dem Substrat aller Lohntheorie ist daher zum Schluß noch ein Blick zu werfen.

Die verflossenen Jahrhunderte hatten nicht eben viel Sinn für das arbeitende Volk gezeigt. Die Kultur der Renaissance war eine aristokratische. Die Teilung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit nahm zu und mit ihr die Entfremdung der Klassen. Um das niedere Volk interessierte man sich nicht viel, und wenn, so geschah es von oben her. Von hoher Warte blickte man auf diese armselige, in jeder Beziehung inferiore Plebs nieder. All die Volksgestalten bei Shakespeare — wohlgemerkt, keine Proletarier, sondern meist besitzende Hand-

werker —, so köstlich und naturgetreu sie dargestellt sein mögen, sie zeigen uns das niedere Volk, wie es der gut beobachtende Gebildete von seinem Standpunkte aus sah; ein wetterwendischer Pöbel, gut zum Arbeiten und Beherrschtwerden:

„Seht, wie ich diese Feder von mir blase,
Und wie die Luft zu mir zurück sie bläst;
Die, wenn ich blase, meinem Hauch gehorcht,
Und einem andern nachgibt, wenn er bläst;
Vom stärkern Windstoß immerfort regiert;
So leichten Sinns seid ihr geringen Leute."

(Heinrich VI., Teil III, Aufzug III, Szene 1.)

Das ist die Anschauung des englischen Dichters im 16. Jahrhundert.

Die Klassenscheidung minderte sich nicht in den folgenden Jahrhunderten, im Gegenteil erwuchs ja jetzt erst recht die Trennung von Kapital und Arbeit. Indes bahnte sich doch allmählich da und dort größeres Interesse für diejenigen an, ohne deren Arbeit der Höherstehende, wie er nun zu erkennen begann, nicht existieren konnte. Das 18. Jahrhundert wird sogar durch eine mächtige Bewegung zum Volk gekennzeichnet. Und doch, es war immer nur die Betrachtung von oben her, wenn sentimentale Dichter für die Rückkehr zur Natur schwärmten und den Landarbeiter besangen; wenn die verwöhnte Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, von der Überfeinerung angeekelt, aus Modelaune das Hirtenleben verherrlichte. Adam Smith, der dieser Zeit ja angehört, zeigt Interesse und aufrichtige Liebe für die labouring poors. Aber es ist doch nur der hohe Gelehrte, der von seiner fernen Welt aus die Freuden und Leiden der Kleinen betrachtet.

Es kam die französische Revolution mit ihren Wirkungen in den anderen Ländern. Die Bourgeoisie stieg empor. Die rechtlichen Schranken, die den Arbeiterstand von den höheren Schichten trennten, fielen mehr oder weniger; aber die tatsächliche Kluft zwischen beiden blieb bestehen; und für einen Kapitalisten wie Ricardo waren die Proletarierscharen eine andere Welt, die er von seinem eigenen — wenngleich gewiß wohlwollenden — Standpunkte aus ansah. Auch Mill war in ähnlicher Lage, obwohl er namentlich in späteren Jahren doch immer mehr Brücken zur Arbeiterwelt schlug.

Ganz anders Marx. Wohl entstammte auch er der Bourgeoisie. Aber er hat sich als Revolutionär nicht bloß gegen den Feudalismus gewandt, sondern vor allem den Kapitalismus des Bourgeois bekämpft, und sich so ganz in die Reihen der Arbeiter gestellt. Er mochte ja auch als Jude von vornherein dem

deutschen Bürgertum kritischer gegenüberstehen; dem englischen Kapitalismus, den er hauptsächlich im „Kapital" darstellt, ist er dann nur als radikaler Feind gegenübergetreten. Marx betrachtet nun die ganze Wirtschaftsentwicklung von der Arbeiterseite aus; er sieht die Lohnarbeiterschaft wie einer der Ihren an; und wie für die Klassiker das Arbeiterland das fremde war, so für ihn das der Bourgeoisie — fremd natürlich nicht in dem Sinne, daß diesen Autoren die andere Seite unbekannt gewesen wäre, sondern insofern, daß sie ihnen ferner lag, daß sie nicht ihre Gefühle, ihre Anschauungen beherrschte. Es tritt aber der einseitige Standpunkt bei den Sozialisten am schärfsten hervor: Marx stellt sich bewußt auf den Interessenstandpunkt der Arbeiter, um die Bourgeoisie zu bekämpfen, wenn er auch natürlich vom Endresultat dieses Kampfes das Glück nicht bloß der bisherigen Arbeiterschaft, sondern der ganzen Menschheit erhoffte. Die Klassiker wollten nicht einen bestimmten Volksteil vertreten; aber ihre Anschauung war unmerklich durch die eigene Klasse bestimmt. Es war in bezug auf den Arbeiterstand der Gesichtspunkt des Besitzenden, die Anschauung von oben her. Die Sozialisten schauten ihn von unten an. Natürlich ist keine von beiden Anschauungen als die allein richtige zu bezeichnen; einseitig war jede. Erst eine Vereinigung beider hätte zu besserem Ziel führen können. Solch eine Vereinigung ist aber leichter ausgesprochen als ausgeführt, und bis heute dauern die Kämpfe fort, die nicht bloß durch Verschiedenheiten der wissenschaftlichen Lehren, sondern mehr noch durch solche der Anschauung hervorgerufen sind; und natürlich färben die letzteren auf die Lehre ab und beeinflussen sie. Und gerade wer am leidenschaftlichsten auftritt, wird am meisten im Banne seines Milieus stehen — sei es des angeborenen oder des freigewählten. Und diese Anschauung wird auch seiner wissenschaftlichen Lehre erst die rechte Beleuchtung geben. Das ist nicht zu vermeiden. Denn das Wohl der Menschheit, wie er es auffaßt, ist doch für den Sozialökonomen das Ziel, mag er sich auch noch so sehr bemühen, in unbeeinflußter Forschung Gesetze herauszudestillieren. Er wird aber immer danach streben müssen, daß sein Interesse das ganze Volk umfasse, daß er alle seine Klassen nicht bloß vom einseitigen Standpunkt aus betrachte, sondern von allen Seiten. Fußend auf der Untersuchung der geschichtlichen Vergangenheit, wird er die relative Berechtigung der Interessengruppen zu verstehen suchen. Wenn gerade Vertreter eines solchen Standpunktes von allen Seiten angegriffen wurden, so beweist das nur, daß sie auf dem rechten Weg waren: wer die widerstreitenden Parteien richtig erfassen will, kann keine einseitig vertreten. Der Sozialökonom wird sich aber auch bemühen, die sich bekämpfenden Klassen durch Weckung

des gegenseitigen Verständnisses einander näher zu bringen; durch Vermittlung der Erkenntnis des volkswirtschaftlichen Räderwerks wird er dem einen die Notwendigkeit der anderen zeigen; er wird trachten, die tiefen Klüfte, welche die Klassen des Volkes voneinander trennen, zu seinem Teil aufzufüllen durch allseitige Weckung des Verständnisses für die Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen. Und so wird er, so viel an ihm liegt, beitragen zur inneren Festigung des Volkskörpers.

Verzeichnis der benutzten Literatur.

Barth, Paul, Die sogenannte materialistische Geschichtsphilosophie (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. XI).

Bernstein, Eduard, Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. 11. Tausend, Stuttgart 1904.

v. Böhm-Bawerk, Zum Abschluß des Marxschen Systems (Staatswissenschaftliche Arbeiten, Festgaben für Karl Knies), Berlin 1896.

Brentano, Die klassische Nationalökonomie, Leipzig 1888.

Comte, Auguste, Cours de philosophie positive. 6 Bände, Paris 1830—1842.

Cunow, Zur Zusammenbruchstheorie (Neue Zeit, Jahrgang 17, Bd. I, S. 356 ff.).

Diehl, Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung. 2. Auflage, Leipzig 1905.

Dietzel, Artikel „Selbstinteresse und Methodenstreit in der Wirtschaftstheorie" (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Bd. VII, S. 435 ff.).

Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 3. Auflage, Berlin 1910.

Engels, Friedrich, Der Ursprung der Familie, 2. Auflage, Stuttgart 1886.

Engels, Friedrich, Die Lage der arbeitenden Klassen in England, 2. Auflage, Stuttgart 1892.

Engels, Friedrich, Ergänzung und Nachtrag zum dritten Buch des „Kapital" (Neue Zeit, Jahrgang 14, Bd. I, S. 4 ff.).

Engels, Friedrich, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, 2. Auflage, Zürich 1886 (zitiert Anti-Dühring).

Engels, Friedrich, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, 3. Auflage, Stuttgart 1903.

Erdmann, Benno, Die philosophischen Voraussetzungen der materialistischen Geschichtsauffassung (Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, Jahrgang 31, 3).

Gothein, Artikel „Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft" (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Bd. IV, S. 680 ff.).

Hammacher, Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus, Leipzig 1909.

Hasbach, Mit welcher Methode wurden die Gesetze der theoretischen Nationalökonomie gefunden? (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. 27).

Hasbach, Untersuchungen über Adam Smith und die Entwicklung der politischen Ökonomie, Leipzig 1891.

Held, Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands, Leipzig 1881.

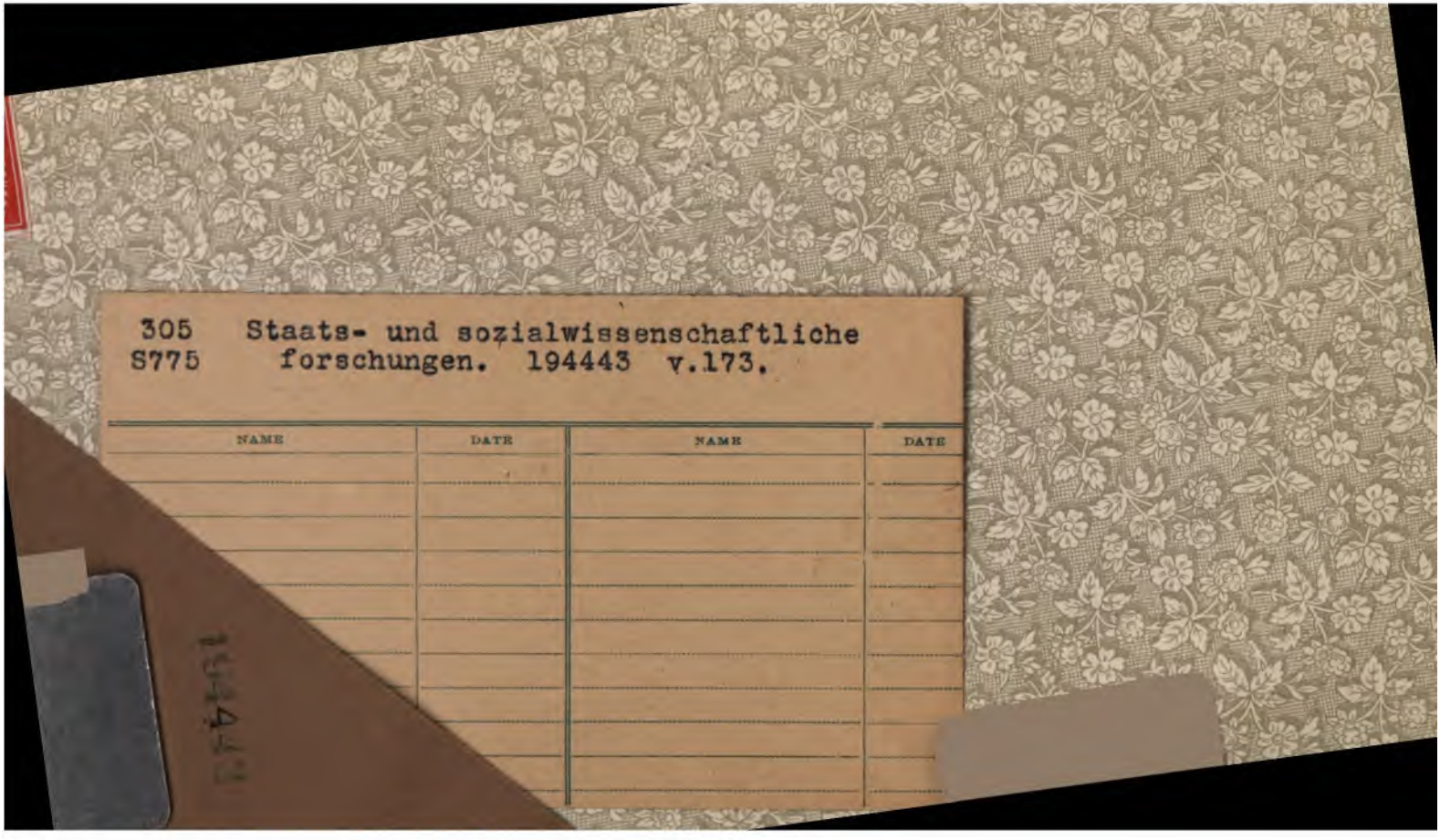
v. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen, 2. Auflage, München 1874.

Hildebrand, Die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft der Nationalökonomie (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. I, S. 5 ff.).

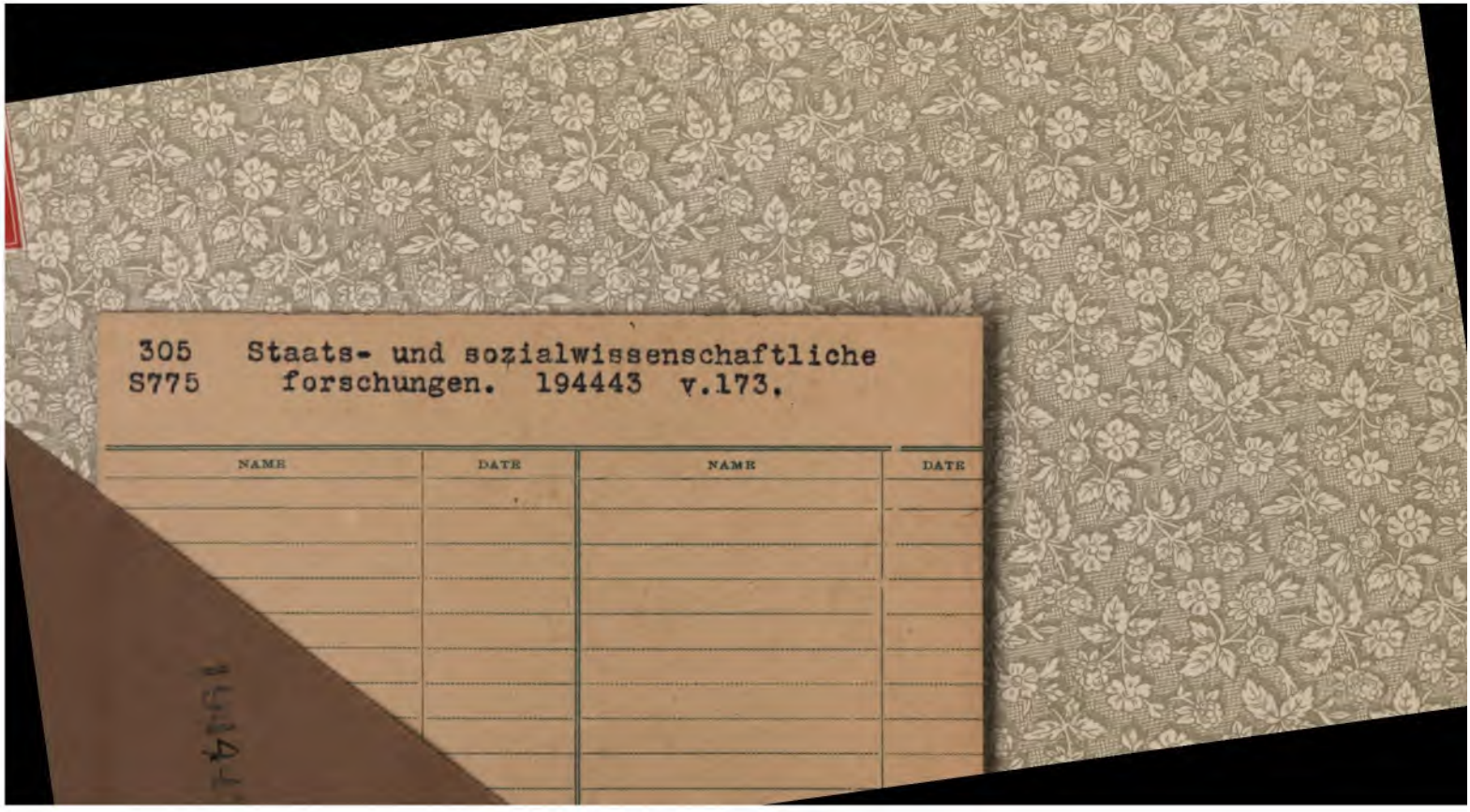
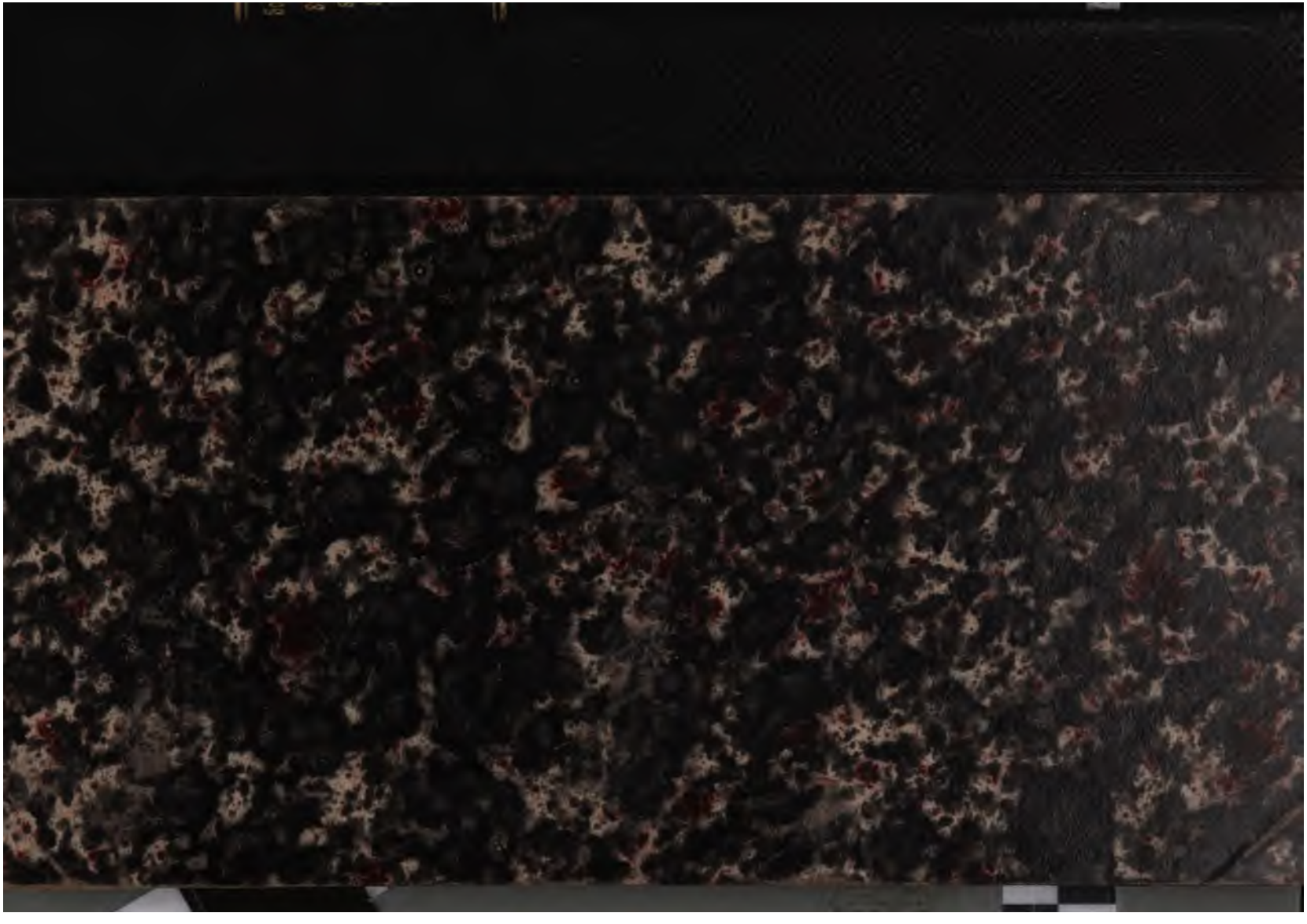
Hilferding, Böhm-Bawerks Marxkritik (Marx-Studien, Bd. I), Wien 1904.
Kautsky, Die historische Leistung von Karl Marx, Berlin 1908.
Kautsky, Die materialistische Geschichtsauffassung und der psychologische Antrieb (Neue Zeit, Jahrgang 14, Bd. II, S. 652 ff.).
Kautsky, Karl Marx' ökonomische Lehren, 13. Auflage, Stuttgart 1910.
Knies, Karl, Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte. Neue Auflage, Braunschweig 1883.
Lassalle, Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig (Reden und Schriften, Neue Gesamtausgabe, Berlin 1893, Bd. II).
Lifschitz, Adam Smith' Methode im Lichte der deutschen nationalökonomischen Literatur des XIX. Jahrhunderts, Bern 1906.
Lifschitz, Zur Methode der Wirtschaftswissenschaft bei D. Ricardo (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. 33).
Malthus, Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz. Übertragen von V. Dorn, Jena 1905.
Malthus, Principles of Political Economy, London 1836.
Marx, Karl, Briefe an Dr. Kugelmann (Neue Zeit, Jahrgang 20, Bd. II).
Marx, Karl, Das Elend der Philosophie. Deutsch von E. Bernstein und K. Kautsky. Mit Vorwort und Noten von Friedrich Engels. 2. Auflage, Stuttgart 1892.
Marx, Karl, Das Kapital, I. Band 5. Auflage, II. Band 3. Auflage, Hamburg 1903, III. Band 2. Auflage, Hamburg 1904.
Marx, Karl, „Lohnarbeit und Kapital", Separatabdruck aus der „Neuen Rheinischen Zeitung" vom Jahre 1849. Berlin 1891.
Marx, Karl, Lohn, Preis und Profit (Neue Zeit, Jahrgang 16, Bd. II, S. 4 ff.).
Marx, Karl, Theorien über den Mehrwert. Herausgegeben von K. Kautsky. Stuttgart 1905—1910.
Marx, Karl, Zur Kritik der politischen Ökonomie. Herausgegeben von K. Kautsky. Zweite Neuausgabe, Stuttgart 1907.
Marx, Karl, Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Aus dem Nachlaß von Karl Marx (Neue Zeit, Jahrgang 9, Bd. I).
Marx und Engels, Das kommunistische Manifest. Siebente autorisierte deutsche Ausgabe, Berlin 1909.
Masaryk, Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus, Wien 1899.
Mill, John Stuart, Die Arbeiterfrage (Gesammelte Werke, Bd. XII), Leipzig 1880. (Zuerst in Fortnightly Review, Mai 1869.)
Mill, John Stuart, Principles of Political Economy, London, New York and Bombay, Longmans, Green & Co. 1900.
Mill, John Stuart, Grundsätze der politischen Ökonomie, übersetzt von Soetbeer, Leipzig 1869 (zitiert: Soetbeer).
Mill, John Stuart, Selbstbiographie. Aus dem Englischen von Dr. Kolb. Stuttgart 1874.
Mill, John Stuart, System der deduktiven und induktiven Logik. Übersetzt von Gomperz. Leipzig 1885.
Neumann, Zur Geschichte der Lehre von der Gravitation der Löhne nach gewissen Kostenbeträgen (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. XVII).
v. Nostitz, Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England. Jena 1900.
Oncken, August, Das Adam-Smith-Problem. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1898.
Oncken, August, Geschichte der Nationalökonomie, Bd. I, Leipzig 1902.
Oppenheimer, Franz, Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre, Berlin 1903.

Oppenheimer, Franz, Die soziale Frage und der Sozialismus, Jena 1912.
Oppenheimer, Franz, Theorie der reinen und politischen Ökonomie, Berlin 1910.
Pesch, Heinrich, Lehrbuch der Nationalökonomie. I. Band, Freiburg 1905, II. Band 1909.
v. Philippovich, Über Aufgabe und Methode der politischen Ökonomie, Freiburg 1886.
Ricardo, David, Principles of Political Economie and Taxation. Edited by E. C. K. Gonner, London 1908.
Ricardo, David, Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung. Übersetzt von Baumstark, Leipzig 1877 (zitiert: Baumstark).
Ricardo, David, An Essay on the influence of a low Price of Corn on the Profits of Stock (The Works of David Ricardo, London, John Murray, 1888, S. 367 ff.).
Salz, Arthur, Beiträge zur Geschichte und Kritik der Lohnfondstheorie (Münchner volkswirtschaftliche Studien, 70. Stück), Stuttgart und Berlin 1905.
v. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Erster Teil, 7.—10. Tausend, Leipzig 1908; zweiter Teil 1904.
Schönberg, Artikel „Arbeitslohn" (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Auflage, Bd. I, S. 863).
Smith, Adam, Theorie der sittlichen Gefühle. Übersetzt von Kosegarten, Leipzig 1791—1795.
Smith, Adam, An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. London, Routledge, 1893.
Smith, Adam, Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes. Übertragen von F. Stöpel. Vier Bände, 2. Auflage, Berlin 1905—1907 (zitiert: Stöpel).
Sombart, Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. VII, S. 555 ff.).
Sombart, Karl Marx und die soziale Wissenschaft (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. XXVI, S. 429 ff.).
Steffen, Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter, drei Bände, Stuttgart 1901—1905.
Tugan-Baranowsky, Theoretische Grundlagen des Marxismus, Leipzig 1905.
Waentig, Auguste Comte und seine Bedeutung für die Entwicklung der Sozialwissenschaft, Leipzig 1894.
Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie. Erster Teil, 3. Auflage, Leipzig 1892.
v. Wenckstern, Marx. Leipzig 1896.
Zeyß, Adam Smith und der Eigennutz. Tübingen 1889.
v. Zwiedineck-Südenhorst, Lohnpolitik und Lohntheorie. Leipzig 1900.

FOR
USE IN LIBRARY
ONLY
DO NOT REMOVE
FROM LIBRARY


305
S775
Staats- und sozialwissenschaftliche
forschungen. 194443 v.173.
NAME
DATE
NAME
DATE

FOR
USE IN LIBRARY
ONLY
DO NOT REMOVE
FROM LIBRARY


305
S775
Staats- und sozialwissenschaftliche
forschungen. 194443 v.173.
NAME
DATE
NAME
DATE